

Ute Stefanie Strasser

Gutleut

Wo man hinkommt, wenn man fort geht.

Tirom-Verlag

Originalausgabe 2021 in deutscher Fassung

Erschienen im Tirom-Verlag, Österreich

© Tirom-Verlag

Umschlaggestaltung von Reinhard Holzegger

Taschenbuchausgabe in deutscher Sprache

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen und Internet, auch einzelner Teile und Passagen. Kein Teil und keine Passage aus dem Werk darf in irgendeiner Form (durch Digitalisierung, Fotografie oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Buch Theiss GmbH

Printed in Austria

ISBN 978-3-903193-50-5

*Ach du unbedachtsame Seele! Wie! sind denn der unvermeidlichen Hemmnisse, welche dich als Autor und Mann allenthalben bedrängen – sind ihrer denn nicht schon genug, dass du dich selber noch mehr in die Bredouille bringen musst?*

*Reicht’s nicht, dass du in Schulden steckst und noch zehn Fuhren von deinem fünften und sechsten Bande daliegen hast – noch immer unverkauft, und dass du mit deinem Witz schier am Ende bist, wie du sie losschlagen sollst.*

Laurence Sterne: *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman*

Für Monika Barth

## Inhaltsverzeichnis

# Vorwort

# (1) In der neuen Welt und um die Welt

Von grauen Schachteln und Taschentüchern; billig ist wichtig; Erdbeeren im Februar; von Augen und Namen und einer deutschen Party; von einer Schutzengel-Perücke und einem aufdringlichen Schweizer; von Accra bis Teheran; Wanda und ich lassen ein Haus verschwinden; das Anemone-Experiment; das Grauen vor Karriere und Weltbreite.

# (2) An der Universität

Statistische Übungen; Bücher! Abschied von einem Freund; Schokolade zum Frühstück; ich ersteche meinen Mörder und träume von einem Brotrindendings; Tarotkarten, Wahrsagerinnen und Holzeggers Geheimrezept; Berlin & Kay; von der wissenschaftlichen Psychologie; Bügelfalte und Schlafzimmerblick; ein Schweizer hat ein UFO gesehen (Däniken war’s nicht) und Tierchen im Honig, so lustig war es in der Frauen-WG.

# (3) Ich komme an

Kinderfrau Waschfrau Bügelfrau Putzfrau Köchin – verlorene Illusionen.

# (4) Abschied von den Eltern

Am Kinderkriegen finde ich am Ärgsten, dass man mit hoher Wahrscheinlichkeit eine traumatisierende Figur in der Biografie eines anderen Menschen wird (Sargnagel)

Ein schwieriges Kapitel in drei Etappen.

# (5) Heimkehr in die kleine Stadt

Mustertapeten, Pressspan, Birke an See vor Berg mit Schneehaube – alles muss weg; das Haus stöhnt und MM schmachtet; von der Löwin im Keller, der Ratte auf der Kellertreppe und den Zebras im Garten; Bäume fallen und die Sonne lacht ins Grünkraut; ich spiele Arbeiten; das Lieserls, der Edi und die arme Charlene; eine Bilderbuch-Oma raucht; die Frau vom O. singt vom Dachstein und der Herr Professor die Winterreise; Schule ist nicht das, was den Ernsti interessiert.

# (6) Rückkehr in die große Stadt

Aussätzige und Arbeitslose; Fensterschauen; Trockenbrunnenkugel; Nachbarn feiern Butstag; von der Siebenundzwanzig; mit Rajzel Zychlinski durch das Jahr: Saufnarr am Kiosk, gezaustes Hühnchen und Tigerbär, Blutspur, Elfe in Verbannung, Lärmstress und Hitzestress, der Cellokastenträger, Fußball forever, Großstadtweiber, Laubbläser, Laternen und ein wenig Schnee.

# (7) Reisen und Alltag im Alter

Kabarett im Zug, Busengeheimnis und Hosenscheißer; rumpelnde Nachbarn; unser Morgenschatz; der Küchengnom; die Buschgawedl; Nostalgie; Fleisch in Bedienung; Habunseligkeiten; Bücher mit Staubhauben; Johannisbeere hinterm Tischbein; von der Däddamaria und der schönen Rothaarigen; vom Hätte und Wäre.

# Nachwort

## Vorwort

Nach *Feenthal* und *Thorburg* war mein steirischer Lebenslauf zu Ende erzählt. Ein Erzählen darüber hinaus war nicht geplant, denn, so sagt man, autobiographische Aufzeichnungen werden umso langweiliger, je weiter sie sich von Kindheit und Jugend entfernen; dies gilt zumindest für ein gewöhnliches Leben wie das meine. Aber selbst Goethe, dessen Leben man als außergewöhnlich bezeichnen kann, war der Meinung, *dass jenes erste Aufblühen der Außenwelt uns als die eigentliche Originalnatur* vorkomme*, gegen die alles übrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Kopien zu sein scheinen.* Nie mehr später ist das Erleben so beeindruckend wie in diesen frühen Jahren, da die Welt weit und bunt aufgefächert vor uns liegt. Und danach? Ach, es ist banal, zur Arbeit zu gehen, das Kind in die Schule zu bringen und so weiter. Doch wenn ich mein Leben zurückblättere, entdecke ich in diesen gleichförmigen Abläufen Nischen und darin Erinnerungen, die mir erzählenswert erscheinen, weil ich glaube, dass sie über das Persönliche hinaus an Typisches heranreichen.

Ich habe versucht, meine Erinnerungsbilder thematisch und chronologisch zu ordnen. Letzteres vor allem gelingt nicht durchgängig, es geht hier und da kreuz und quer, denn in der Erinnerung bildet sich die Vergangenheit eher wie eine Landschaft ab, in der es kein Früher und Später gibt. In dieser Landschaft bin ich umhergewandert, habe mir Bilder und Eindrücke geholt und sie oft als ein gegenwärtiges Geschehen geschildert.

P.S.: Den Konjunktiv verwende ich nur, wenn es sein muss, längere Passagen im Konjunktiv finde ich nämlich „unschön“, genau wie das *Gendern* in einem Erzähltext, weshalb ich nur hin und wieder so ein bisschen zum Spaß gendere.

## (1) In der neuen Welt und um die Welt

Von grauen Schachteln und Taschentüchern; billig ist wichtig; Erdbeeren im Februar; von Augen und Namen und einer deutschen Party; von einer Schutzengel-Perücke und einem aufdringlichen Schweizer; von Accra bis Teheran; Wanda und ich lassen ein Haus verschwinden; das Anemone-Experiment; das Grauen vor Karriere und Weltbreite.

Ich wollte fort, nur noch fort wollte ich. Ich war neunzehn Jahre alt. Weg und hinaus wollte ich aus der kleinen Stadt im grünen Land. Vier Jahre lang war ich unterwegs, konnte – wollte nirgendwo bleiben: nicht im *liabn* Graz, nicht im *lieblichen* Mürztal, nicht im *großartigen* Wien und nicht im mondänen Montreux. Es zog mich immer weiter und schließlich nordwärts in eine große Stadt. Dort strandete ich – nein, ich *strandete* nicht, ich landete, denn da hatte ich ja hingewollt. Und ganz wörtlich landete ich: ich saß in einem Flugzeug, das im Januar 1971 auf einer Landebahn des Frankfurter Flughafens aufsetzte.

In die Stadt hinein fand ich noch nicht, hier strandete ich tatsächlich in einem Vorort. Grau, so grau war Kelsterbach – grau im Grau. Grau waren die Gebäude, grau waren die Straßen, grau war der Himmel – graues Grau, jeder Tag grau. Grauslich! Farbig waren nur die Reklametafeln: Männer auf braunglänzenden Pferden, die Wiese grün, der Himmel blau, rot ist die Marlboro-Schachtel. Und rot sind die Pfeile, die die Bremslichter der Autos durch das Morgenduster schießen, wenn ich mit dem Omnibus zu den grauen Schachteln neben dem Flughafen fahre. Dort steige ich aus und gehe in eine Schachtel hinein und lerne mit etwa zwanzig anderen, wie man einen Cocktail mixt und serviert, wie man eine volle Spucktüte unauffällig entsorgt, wie man eine Schwimmweste anlegt, wie man die Notrutschen ausfährt und so weiter, und wie man bei all diesem Tun lächelt, nicht dümmlich sondern freundlich zugewandt lächelt! Erst wenn man dieses leichte Zittern in den Wangen spürt, zum Beispiel nach der Begrüßung des fünfzigsten Passagiers am Eingang *– Guten Tag Guten Tag Guten Tag* … – darf man das Lächeln kurz unterbrechen. Und wie wir es aufrechterhalten können, selbst wenn wir müde sind, Bauchschmerzen haben, uns die Füße wehtun oder wir womöglich schon mit dem linken Fuß aufgestanden sind, also wie wir das schaffen, dieses immerwährende freundliche Lächeln, zu dem uns unser zukünftiger Job verpflichtet, das üben wir jetzt sechs Wochen lang.

Dieses Lächeln ist übrigens noch immer aktuell: 2017 heißt es in einem SZ-Artikel *Stewardessen müssen lächeln* (Burfeind).Und ein weiterer SZ-Artikel aus dem Jahr 2018 heißt sogar *Lächelzwang* (Wedemeyer)*,* und darin steht, die Arbeit an Bord eines Flugzeuges sei *trotz Schichtdienst, Jetlag, Strahlenbelastung und schwierigen Gästen* auch heute noch ein *Traumjob*.

Träumt weiter!

Mittags gehe ich von der Schulungs-Schachtel in die Kantine-Schachtel und nach einem bescheidenen Mahl zurück in die Schulungs-Schachtel, in der sich unter anderen auch Räume befinden, die aussehen wie das Innere einer Boeing (737, 727, 707, 747). Am späten Nachmittag gehe ich dann aus der grauen Schachtel-Siedlung hinaus ins Trübe zur öden Busstation, stehe dort herum und steige schließlich in den Omnibus, mit dem ich wieder entlang bunter Reklametafeln ins graue Kelsterbach fahre. Dort gehe ich in meine Behausung über einer Garage neben einem achtstöckigen Wohnhochhaus aus den Sechzigerjahren. Ich hause auf einem PVC-Fußboden, grau meliert, und schaue durch das Fenster im vergilbten Rahmen auf eine Tunnelausfahrt. Mein Hab und Gut ist in einem – nein, nicht grauen sondern braunen Papp-Koffer. Es ist der Koffer, der dort im Feenthal im Holzhaus am Fichtenwald mit Dokumenten und ein paar Kleidungsstücken gefüllt unter meiner Mutter Bett lag, bereit zur Flucht, falls demnächst ein Blitz in eine Fichte fährt, die dann als brennende Fackel auf unser Haus fällt; im Winter könnte dies eine von der Schneelast abgedrückte Fichte tun und dadurch eine Katastrophe auslösen, welcher Art genau beschrieb mir meine vorsorgliche Mutter nicht weiter. Da meine Eltern mittlerweile in einem Haus lebten, das durch herabstürzende Fichten nicht gefährdet war, ist dieser nun quasi stellungslose Koffer mit mir ausgewandert, diente mir als Fluchtkoffer, wenn man so will, und dient mir jetzt als Kleiderschrank. Darin liegen zwischen meiner bescheidenen Garderobe weiße Taschentücher, von meiner Mutter gelb rosa hellblau umhäkelt, frisch gewaschen und gebügelt. Warum ich diese Taschentücher erwähne? Ich erwähne sie, weil ich mich damit bedeutenden und weniger bedeutenden Literaten an die Seite stellen kann. Denn in Romanen und Erzählungen kommt beinahe immer irgendwann ein Taschentuch, auch als Schnupftuch Schnupptuch SchnäuztuchRotzfahne Nastuch oder dergleichen, zum Vorschein. Das Taschentuch als literarisches Accessoire. Wer *Feenthal* und/oder *Thorburg* gelesen, weiß das schon, für die anderen ein paar Beispiele:

Im *Tristram Shandy* zieht zu Beginn des zweiten Kapitels der Vater des Ich-Erzählers mit der linken Hand aus seiner rechten Rocktasche ein *gestreiftes indisches* Taschentuch; in der Neuübersetzung des Buches von Michael Walter wird daraus ein *gestreiftes ostindisches* *Seidenschnupftuc*h.

Tolstois Hauslehrer Karl Iwanowitsch hat dagegen nur ein einfaches kariertes Taschentuch aus grobem Stoff. Es liegt neben ihm auf dem Tischchen, wenn er mit einem Buch im Lehnsessel sitzt. Er verwendet es nicht nur zum Putzen seiner Nase sondern auch zum Putzen seiner Brille und zum Trocknen von Schweiß und Tränen. Überhaupt haben Taschentücher in Tolstois Erinnerungen ihren festen Platz. Einmal wird sogar ein Hund an die Taschentuch-Leine genommen; das muss ein großes Taschentuch gewesen sein.

In *Wolpertinger* von Alban Nikolai Herbst macht sich eine Frau Pomposiewitz *an ihrem Handtäschchen zu schaffen und: schniefte erst, schnäuzte dann, wischte voll Inbrunst, steckte `s Tücherl weg.* Ein paar Seiten später sucht sie in ihrer Handtasche *zerfahren und leicht aufgeregt nach einem Tempotaschentuch.* Ob Frau Pomposiewitz tatsächlich ein Stofftaschentuch und Papiertaschentücher in ihrer Handtasche mit sich trug? Oder hat sich der Autor hier geirrt? Im *Traumschiff* schildert derselbe Autor ausführlich, wie es einem Herrn Lanmeister, der in einem Altenheim, das er für ein Kreuzfahrtschiff hält, im Rollstuhl sitzt und auf seinen Tod wartet, wie es diesem Herrn Lanmeister doch tatsächlich gelingt, ein Taschentuch zu *mopsen*, und wofür er das Taschentuch haben will, denn, so viel sei verraten, schnäuzen will er sich nicht damit.

Bei Julio Cortázar wird dem Autor von seinem *sonderbaren Schlumpf im Haus* das *Batisttaschentuch* entrissen.

Friederike Mayröcker freute sich *besonders über “*ein Taschentuch*“ von Oswald Tschirtner,* und erzählt außerdem, dass sich *Sabine Groschub als Kunststickerin auf SACKTÜCHER* *übte*.

Auch im Kolportageroman fand ich das Taschentuch. Lesen tu ich so etwas ja nicht, aber zufällig, ganz zufällig, beim Einstellen von mir aussortierten Büchern in einen öffentlichen Bücherschrank geriet mir ein solcher Roman in die Hand. Ein *Welt-Bestseller,* mit dem sich alle möglichen Leute in allen möglichen Tageszeitungenbeschäftigt haben, die Soziologin Eva Illouz sogar in einem Buch. Aus reiner Neugierde nahm ich nun diesen Welt-Bestseller an mich und trug ihn einen Tag lang durch die Stadt (ich hatte einiges in verschiedenen Stadtteilen zu erledigen). Darin fand ich beim gierigen Schmökern während der U-Bahn-Fahrten: *Grey reicht mir ein frisch gewaschenes Stofftaschentuch mit Monogramm.* Und ein paar Seiten später stand da: *Ich rolle mich zusammen, Taylors Taschentuch an meine Brust gepresst*. Ich hatte keine Lust alle sechshundert Seiten des ersten Bandes von *Fifty Shades of Grey* zu lesen, legte das Buch nach getanem Schmökern wieder zurück, woher ich es genommen, doch ich bin sicher, dass man darin noch mehr Taschentücher finden kann.

Zu den Kolportageromanen möchte ich noch anmerken, dass das Taschentuch hier besonders leicht den Übersprung von der zweiten in die dritte Dimension schafft, heraus aus dem Text hin zur Leserin, die gerührt ein Taschentuch zieht.

Genug von den Taschentüchern, zurück zu meinem braunen Papp-Koffer. Wie bereits gesagt, der Koffer ist mein Kleiderschrank. Eine Matratze auf dem Boden ist meine Liegestatt, sitzen tu ich auf einer Weinkiste vor einer Weinkiste – Stuhl und Tisch. Hinter dem Zimmer mit Koffer, Matratze und den beiden Weinkisten ist rechts eine Kochnische mit Herd und Kühlschrank und links eine Dusche mit Klo und Entlüftungsschacht. Düster und schäbig ist diese meine Unterkunft, aber billig. Billig ist wichtig, denn ich musste davor drei Wochen in einer Pension wohnen und habe schon viel vom mitgebrachten Ersparten verbraucht, muss jetzt also sparsam sein.

Zum Frühstück esse ich ein Butterbrot mit Marmelade und trinke eine Tasse Sackerltee; ein Sackerl kann man zweimal mit Heißwasser aufgießen. Biss Schluck Biss Schluck, ich kaue bedächtig, ich schlürfe genussvoll, es schmeckt mir. Es schmeckt mir, weil ich dabei an die Hungernden auf der Welt denke. (Biafra! Schon vergessen?)

Mittags esse ich in der Kantinenschachtel und abends, wenn mein Magen vom Kantinenessen nicht noch irritiert ist, esse ich ein Butterbrot mit Schnittkäse. Alle paar Tage gehe ich zu Schade & Füllgrabe und kaufe ein. Nicht immer widerstehe ich den Supermarkt-Verlockungen, denn diese Selbstbedienungsläden, wie sie damals hießen, waren neu für mich, ich hatte noch nicht gelernt mich gegen das Riesenangebot von Waren zu wehren. Ich kaufe mir Erdbeeren im Februar, weil: *für einen Österreicher gibt es kein stärkeres Armutsempfinden, als wenn er sich nicht mehr das leisten kann, worauf er grad einen Gusto hat* (Sargnagel), und esse sie noch am selben Abend auf. Zum Ausgleich meines Budgets gehe ich am nächsten Tag nicht in die Kantine, sondern esse mittags ein mitgebrachtes Käsebrot und abends, damit ich etwas Warmes in den Magen kriege (die Wichtigkeit dieses Vorgangs hat mir meine Mutter eingebläut), eine Maggi-Suppe. Es gab verschiedene Sorten zur Auswahl: Pilzsuppe Hühnersuppe Tomatensuppe, jeweils als Pulver in der Papiertüte für ungefähr eine Deutsche Mark; die Fünf-Minuten-Terrine war noch nicht erfunden. Das Pulver streue ich in den Topf mit heißem Wasser, umrühren, fertig. Ich bin mit dieser Art der Essenszubereitung eine würdige Nachfahrin meiner Großmutter Ama, die mit ihrer Schnellküche eine Vorläuferin der Fast-Food-Bewegung war. Zur Suppe esse ich ein Stück Brot, und ich löffle sie gleich aus dem Topf, da muss ich kein/keinen Teller abspülen. (Immer dieser Konflikt zwischen dem österreichischen und dem deutschen Deutsch!) Irgendwie bin ich danach schon noch hungrig. Ich lebe im Mangel, Stoßgebete helfen nicht – Gott will mich arm. Immigrantenschicksal, selber schuld, heißt es doch: *Bleibe im Lande und nähre dich redlich* (Psalm 37/3). Wir, meine Generation, wir kennen diesen Spruch, in das dritte Jahrtausend, der Ära der vielgepriesenen Mobilität, passt er nicht mehr so recht.

Aber macht nichts, lieber ein wenig hungern als zunehmen. Bei der Deutschen Lufthansa gibt es für Stewardessen nämlich so eine Vorschrift: Größe minus ein Meter und minus zehn Kilo; ich bin einssechsundsechzig und darf demnach nicht mehr als 56 Kilogramm wiegen. Beim Einstellungsgespräch und am Beginn des Ausbildungskurses wurden wir gewogen, am Ende des Kurses wird unser Gewicht noch einmal überprüft werden. Außerdem: Ein wenig Hungern habe ich schon in Österreich gelernt, denn in den Sechzigerjahren war das Anfangsgehalt einer Grundschullehrerin dürftig. Wenn ich Geld für Fahrkarten oder für ein Kleidungsstück ausgegeben hatte, war nur noch wenig übrig und ich aß einige Tage lang Marmeladebrote – morgens mittags abends, dazu Sackerltee – Schwarztee oder Minze Früchte Kräuter. So etwas wie ein Girokonto und die Möglichkeit es zu überziehen, gab es zu der Zeit noch nicht. Ach ja, meine schöne Jugendzeit!

Im fremden Land muss ich mich an allerhand Neues gewöhnen, zum Beispiel an andere Gesichter. Die Gesichter vieler Frauen, vor allem die schaue ich mir an, sind makellos geschnitten, alles passt, alles ist in der richtigen Größe an der richtigen Stelle, perfekt. Doch es fehlt mir das Individuelle, das gewisse Etwas, das lebendige Mienenspiel. Augen, sagt man, seien das Tor zum Innersten eines Menschen, die *Fenster zur Seele*. Dichter sprechen von Nixenaugen, Bernsteinaugen, Augen schwarz wie die Nacht, und beschreiben sie als einladend oder abweisend, als strahlend oder verschattet. Goethe spricht von *himmlischen Augen vom vollkommensten*, *reinsten Blau*. Tolstoi spricht von *wundervollen*, *herrlich leuchtenden* Augen und vom Lächeln sagt er, in ihm liege die Schönheit eines Gesichtes. Hier im fremden Land kommen mir die Augen gläsern vor und das Lächeln professionell. *Die Deutschen,* sagt Stefanie Sargnagel, *sehen echt alle aus wie im Fernsehen.* Und nie sehe ich ein Gesicht, das mich fasziniert *wie ein* *rätselhafter Text* (Jünger). Wenn ich irgendwo ein Gespräch erlausche über das Aussehen einer Frau, geht es dabei in erster Linie um ihre schlanke Linie und um die Länge ihrer Beine und ihrer Haare; das Gesicht hat keinen hohen Marktwert.

Und an viele fremde Wörter muss ich mich gewöhnen. Hier heißen die Rauchfangkehrer Schornsteinfeger, die Putzereien Reinigungen, der Sprossenkohl Rosenkohl, der Karfiol Blumenkohl und so weiter.

Und auch daran muss ich mich gewöhnen: Als ich meine fünf Kilo Trockenwäsche abhole, werde ich von der Frau in der Wäscherei mit meinem Nachnamen angesprochen. Das hat mich verblüfft und ja, es hat mich empört, denn das namentliche Ansprechen bedeutete bei uns in der Obersteiermark schon eine gewisse Vertraulichkeit; nur wenn man jemanden gut kannte, erlaubte man sich das. Der Besitzer eines Geschäftes, wo man seit Jahren einkauft, der darf das, aber doch nicht die Angestellte einer Wäscherei, die einen zum ersten Mal sieht und den Namen nur weiß, weil sie ihn auf dem beiliegenden Zettel gelesen hat! In dem Zusammenhang fällt mir *Nachsommer* von Adalbert Stifter ein, wo ein alter Mann mehrere Sommer lang einen jungen Mann in seinem Haus empfängt, ihn aber, höfliche Distanz wahrend, nie nach seinem Namen fragt.

Es gab noch viele Kleinigkeiten, die im fremden Land anders waren, zum Beispiel die Tafeln mit den Straßennamen, die hier nur zu Beginn einer Straße standen (und stehen), bei uns in der Steiermark aber außerdem über jeder Hausnummer. Oft musste ich zur nächsten Kreuzung gehen, wenn ich eine Adresse suchte, weil ich vergessen hatte, rechtzeitig nach dem Straßennamen zu schauen. Und dass sich hier sogar die Stadtstreicher in Hochdeutsch ausdrücken, das hat mich sehr erstaunt, und gewundert habe ich mich über das Wettern der Deutschen gegen den in steirischen Küchen allgegenwärtigen Knoblauch, weil, wer ihn esse, garstig stinke. Das allerdings hinderte manche nicht daran, sich in einschlägigen Lokalen wahren Knoblauch-Orgien hinzugeben und dann wirklich zu stinken.

Nach sechs Wochen Schulung – oder waren es acht Wochen? – wurden im März fast alle aus meinem Ausbildungskurs in den Servier-Dienst an Bord übernommen, nur eine hübsche und lustige Tirolerin bestand den Körpergewichtstest nicht und musste heimfahren. In den ersten drei Monaten, der Probezeit, wurde man mindestens einmal von Frau Ka, der Kosmetikerin der Firma, zur Kontrolle des äußeren Erscheinungsbildes aus dem Briefing, dem Vorgespräch zum Flug, geholt. Man folgte ihr in einen Nebenraum, wo sie einen begutachtete: Frisur Makeup Augenbrauen Fingernägel Uniform. Frau Ka war eine sehr schöne Frau, höflich und nie streng oder gar böse, und sie sagte es einem nur mit den nettesten Worten: Naja, die Augenbrauen könnten etwas schmäler sein, die Fingernägel vielleicht ein wenig länger und ein etwas dunklerer Nagellack, vielleicht. Und naja, die Schuhe – also man sieht ja, dass sie geputzt sind, aber ein bisschen mehr Glanz dürfte sein. Da hatte ich Glück gehabt, dass es nur der Glanz war, denn mit der Sauberkeit der Schuhe habe ich ein Problem, nicht weil ich sie zu putzen vergesse, obwohl dies passieren könnte, da es fast zwanzig Jahre lang eine andere für mich getan, sondern weil ich die Gewohnheit habe, den rechten Fuß über den linken zu legen, und das nicht nur nachts im Bett zur Herstellung embryonaler Geborgenheit, sondern auch tagsüber mit Schuhwerk an den Füßen.

Wurde eine mit abgeblättertem Nagellack erwischt oder der Lidstrich verwischt – oje, da gab’s einen Vermerk in die Akte und demnächst eine weitere, selbstverständlich nicht vorangekündigte Kontrolle des Äußeren, denn die Pflege unseres Äußeren und die Herstellung eines ansehnlichen Erscheinungsbildes war schon ein Teil unserer Arbeit.

Nach Ablauf der Probezeit besuche ich im Juni meine Eltern und mein Kind, das zum Herbst hin schon in die Schule kommt. Ich fliege nach Wien und wechsle dort in den Zug, der mich in die Obersteiermark bringen wird. Als ich über den Semmering fahre und ins bergige Grün schaue, rieche ich die Würze des Nadelwaldes und das aufgestaute Heimweh bricht sich endlich Bahn, Tränen laufen. Zurückgehen aber geht nicht, das Fernweh, einst oben auf der *Feenthal-Alm* beim Blick hinaus ins weite Land geboren, ist noch immer viel stärker.

Jetzt bin ich Stewardess (offiziell: *Flugbegleiter*. Das *Gendern*, die geschlechtergerechte Sprache war zu der Zeit noch kein Thema), im Dienst sorgfältig geschminkt und gelackt und die Augenbrauen akkurat gezupft, keine *Monobraue* mehr. Das richtige Schminken war Teil der Ausbildung gewesen, die schöne Frau Ka hatte es uns beigebracht. Jetzt bin ich also Stewardess und trage sorgfältig zurechtgemacht, lächelnd und ein wenig stolz meine Uniform: Das Kleid im sogenannten Prinzess-Schnitt, dazu eine Jacke und eine Schildkappe, alle drei Teile in Gelb für sommerliche oder in Blau für kühlere Temperaturen, dazu ein gelbblaues Halstuch, blaue halbhohe Stöckelschuhe, feine blaue Lederhandschuhe und eine blaue Handtasche, worin sich, sicher ist sicher, meine Vomex A, die Tabletten gegen Reisekrankheit, befinden, denn das Schaukeln und Schwanken vor allem im Anflug ist mir oft etwas unbekömmlich.

So gestylt und ausgerüstet fliege ich in Europa hin und her und verdiene etwas über 800 DM im Monat. Im Sommer bin ich umgezogen, in ein möbliertes Untermietezimmer in einem Zweifamilienhaus, zwar noch in Kelsterbach aber nun am Rand eines Waldes, obzwar eines Laubwaldes, der für mich kein richtiger Wald ist. Mein Wald: Fichten in ihrer Vielgestaltigkeit, Lärchen Tannen Kiefern, dazwischen Birken und Ebereschen, Moos Farn Glockenblumen. Die Hälfte meines Gehalts verbrauche ich für die Miete, von der anderen Hälfte verbrauche ich eine Hälfte fürs Telefonieren und die andere Hälfte, also ein Viertel meines Einkommens, für öffentliche Verkehrsmittel, für Wäscherei Reinigung Frisör Kosmetika Schminkzeug und für die Strumpfhosen. Davon brauche ich viele, denn die Strumpfhose einer Stewardess muss immer makellos sein, nicht nur ohne Laufmasche, versteht sich, nein, auch kein winziges Fädchen aufgezogen. Sparen tu ich nichts. *Spare in der Zeit, dann hast Du in der Not*, heißt es, aber ich bin in der Not. Das tägliche Brot finanziere ich mir von den Spesen, die ich erhalte für die Tage, die ich außerhalb meines Wohnortes verbringen muss. Deshalb gehe ich in Hamburg Bremen München und so weiter nicht mit der Crew zum Abendessen, hab’ eh auch *nix Gscheits* anzuziehen, sondern sitze im Hotelzimmer bei Käsebrot und Apfel vor dem Fernseher. Die Kollegen halten mich vermutlich für eine fade Person. Arm? Darauf kämen die nie, das kennen die nicht. Im zweiten Dienstjahr ist mein Gehalt gestiegen und ich leiste es mir manchmal mitzugehen. Da höre ich sie reden über Autos Hausbau Kachelöfen Surfen Schifahren Urlaube Uhren. Ich langweile mich, ich werde traurig, ihre Weltgewandtheit und ihre Wohlhabenheit verunsichern und beschämen mich.

In dieser Zeit war ich einmal auf eine Party eingeladen, in irgendeinem Vorort von Frankfurt, vielleicht Mörfelden. Meine erste deutsche Party. Kollegen (weibliche und männliche) sind da, haben Bekannte mitgebracht – affektierte Frauen und langhaarige Studenten. Man sitzt auf dem beigen Teppichboden in einem Oval und redet und redet, leise. Manchmal steht eine oder einer auf, holt sich etwas zu trinken und ein Sandwich, stellt Glas und Teller auf den Boden und setzt sich vorsichtig daneben. Die Anwärmphase, denke ich mir und warte, dass Stimmung aufkommt. Irgendwann dreht irgendjemand die Musik lauter, nicht sehr laut, bloß lauter. Jetzt geht’s los, denke ich, aber das war wohl schon der Höhepunkt dieser Veranstaltung, mehr passierte nicht. Oder doch?

Einige Zeit danach treffe ich auf einem Flug eine Kollegin, die auch auf dieser komischen Party war. Ich spreche sie darauf an: Wir kennen uns. Sie misst mich herablassend und sagt: Ach ja, du bist die, die so wild getanzt hat. Ich sehe mich wild tanzen und höre mich lachen, und schlimmer noch: ich sehe mich allein und als einzige tanzen. Doch konnte ich etwas dafür, dass niemand mittanzte? Tanzen – dafür hatte man die Musik doch lauter gedreht, oder? Jetzt schäme ich mich und gehe der Kollegin für die Zeit unserer Zusammenarbeit aus dem Weg. Von deutschen Partys habe ich erst einmal genug.

Was ich damals nicht wusste, ist, dass es in den Siebzigerjahren nicht nur in Österreich sondern auch in Deutschland lustige Partys gab. Henscheid erzählt von einer, er nennt sie *Bürofest*, wo es hoch herging. Da tanzten die Fräuleins Majewski und Czernatzke *überschwänglich und wie von Sinnen* und dabei lachten sie *wild und ungesund,* und *einmal versuchte Frl. Majewski sogar Frl. Czernatzke ins Ohr zu beißen*. Ich hatte also bloß die falsche Party erwischt. Übrigens scheint es mittlerweile auch in Österreich lahme Partys zu geben. Ich zitiere Stefanie Sargnagel, die einen Freund wie folgt zitiert: *Ich liebe Silvesterpartys in Wohnungen. Da sitzt man dann am Boden bis einem alles wehtut und niemand trägt Schuhe, alle in den* (sehr angewidert) *Socken.* Es gibt also hier und dort und vermutlich überall auf der Welt solche und solche Partys.

Für ungefähr ein Jahr wohne ich zur Untermiete im Haus am Waldrand. Die Frau, bei der ich wohne, eine Fluglotsin, ist die Besitzerin des Hauses. Die meiste Zeit über sind wir zu dritt in der Wohnung, ihr Freund ist zu Besuch. Unter uns wohnt ein Flugbegleiter-Ehepaar. Die Namen dieser vier Personen habe ich vergessen, an ihr Aussehen erinnere ich mich vage, sie sind mir wie so viele andere, denen ich begegnet bin, abhanden gekommen. Überhaupt habe ich nur einige banale Erinnerungen an diese Zeit. Einmal habe ich die Wohnungstür, die außen statt der Klinke nur einen Knauf hatte, zugezogen, mein Schlüssel steckte innen im Schloss. Türen ohne Klinken, die waren mir halt auch neu. Der Nachbar von unten rettete mich. Er kletterte auf unseren Balkon, ging durch die offene Balkontür in die Wohnung und öffnete mir die Tür von innen. Als Dank für seine Hilfe lud ich ihn und die anderen Hausbewohner zum Essen ein. Nein, nicht in eine Gaststätte, das hätte ich mir nicht leisten können, sondern ich kochte selbst, kochte zum ersten Mal in meinem Leben für andere, kochte nach einem BRIGITTE-Rezept Hühnchen in Tomatensauce. Es schmeckt ihnen, sie lobten mich, war ich erleichtert!

Und einmal hat mir meine Vermieterin und Mitbewohnerin geheimnistuerisch *Mein Kampf* gezeigt, ob mich das Buch interessiere? Klar, das war doch das Buch von diesem Bösen, das einst in vielen Haushalten stand, bis es versteckt vergraben verbrannt wurde. Ich las es und ich war verblüfft: So ein Stuss! Und das muss man verbieten? Wäre es nicht besser, es der Lächerlichkeit preiszugeben?

Eines Tages wollte der Freund meiner Vermieterin seinen Dauerbesuchs-Status aufgeben und einziehen. Darum zog ich aus und hinein nach Frankfurt-Niederrad wieder in eine Wohngemeinschaft mit einer Frau. Damals flog ich noch kreuz und quer durch Europa im Kurzstreckennetz. In diese Zeit fällt ein schräges Erlebnis, das aus dem Meer des Vergessens auftauchte, als ich in Eva Demskis Lebenserinnerungen von einem ähnlich unangenehmen Vorfall las.

Bestimmte Tage im Monat waren Stand-by-Tage, das heißt, wir mussten zu Hause bleiben und uns zur Verfügung halten, um kurzfristig, wenn nötig innerhalb einer Stunde, für kranke oder sonstwie verhinderte Kollegen einzuspringen. Da es in den Siebzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts noch keine Mobiltelefone gab, war nicht einmal der Gang zum Supermarkt möglich, wir hatten quasi Hausarrest. Der gepackte Koffer und die geputzten Schuhe standen und die Uniform hing bereit, für den Kopf gab es, falls man das mit der Frisur nicht hinkriegte, die Perücke. Perücken zu tragen war damals irgendwie in, war erlaubt und auf den kurzen Flügen kein technisches Problem; und für mich war die Perücke sogar einmal Retterin aus arger Bedrängnis – Schutzengel-Perücke.

An einem Stand-by-Tag Ende Oktober musste ich am späten Vormittag los. Und weil ich noch kein Auto hatte, stand ich in Uniform mit Handtasche und Koffer an der Bushaltestelle. Der Bus kam nicht pünktlich, war verspätet. Elektronische Anzeigetafeln an den Haltestellen gab es noch nicht, man wusste also nicht, ob und wann er kommen würde. Um ein Taxi zu rufen, hätte ich in eine Telefonzelle oder zurück nach Hause gemusst. Ein Autofahrer blieb stehen, sagte, er fahre zum Flughafen, ob er mich mitnehmen solle. Er sah vertrauenswürdig aus, mittleres Alter, ein wenig dicklich, einladendes Lächeln. Ich freute mich über das Angebot und stieg ein. Es war ja in den Siebzigerjahren durchaus üblich, sich per Autostopp von Fremden befördern zu lassen. Er fuhr in moderatem Tempo nicht die Schnellstraße sondern die alte Flughafenstraße entlang und bog dann plötzlich etwa zur Mitte der Strecke nach rechts in den herbstlichen Stadtwald ein. Nach hundert Metern blieb er stehen, stellte den Motor ab. Ich begriff und versuchte auszusteigen. Selbstverständlich war die Tür verriegelt, es half nicht, dass ich mich mit aller Kraft dagegen stemmte, daran herumfummelte – ich war eingesperrt. Als ich mich zu ihm hin drehte, hatte sich der nette Mitfahrgelegenheits-Anbieter in ein rotgesichtiges Monster mit Hängebacken und Stielaugen verwandelt, das mit hessischem Akzent so etwas wie *Jetzbisudran* hervor quetschte, sich über mich wälzte und mich in den Sitz drückte. Routiniert versuchte es, das Monster, ihn mit einem Handgriff zum Liegesitz umzufunktionieren, was nicht funktionierte, weil hinten mein Koffer im Weg lag. Ich liege also nur halbflach niedergedrückt, während sich das Monster bemüht, mir seine widerliche Zunge in den Mund zu stoßen. Da ich keine fernöstliche Kampftechnik beherrsche, wobei es ohnehin fraglich ist, ob ich sie in dieser Situation noch hätte zum Einsatz bringen könne, beiße ich zu. Ich beiße in diese ekelhafte Zunge. Ich beiße fest zu. Das Monster brüllt auf und haut mir eine runter. Haut mir dabei auch meine Perücke vom Kopf, die fliegt auf und davon, und was zum Vorschein kommt, ist sicher nicht attraktiv. Das Monster stutzt, verwandelt sich wieder in einen Menschen, in einen ganz gewöhnlichen Mann, und schaut der Perücke verblüfft hinterher. Ich nutze diesen Moment der Irritation und beginne in breitem Steirisch auf ihn einzureden. Ich erzählte ihm, dass meine Nachbarin mit mir an der Haltestelle gestanden und gesehen habe, wie ich bei ihm eingestiegen, dass man mich am Flughafen dringend erwarte, ich sei schließlich bereits im Dienst, man würde mich suchen. Oh ja, das hatte er alles nicht bedacht. Aber ich setzte noch eins drauf, ich sagte ihm, ich sei schwanger, und ich schmeichelte ihm, er sei doch ein attraktiver Mann, für den es sicher nicht schwer sei, eine Frau ins Bett zu bekommen, in jeder Diskothek könne er sich eine aufgabeln, er solle sich nicht mit einer Vergewaltigung sein Leben verpfuschen. Nur nicht aufhören zu reden! Und tatsächlich ist er jetzt verwirrt, die Lust ist ihm vergangen. Er holt die Perücke von hinten hervor und reicht sie mir. Ich setze sie auf und weine, vorsichtig, wegen der Schminke. Er holt ein Papiertaschentuch aus dem Handschuhfach und gibt es mir, vorsichtig betupfe ich damit meine Wangen. Schließlich schlägt er mir Folgendes vor: er fährt mich umgehend zum Flughafen und ich zeige ihn nicht an. Ich lasse mich auf diese Abmachung ein, weil ich entkommen muss. Als ich am Flughafen aussteige, fühle ich mich als Siegerin und drehe mich weg, um gar nicht in die Versuchung zu kommen, mir die Autonummer zu merken.

Ob das richtig war? Hat er sich bald ein neues Opfer gesucht? Noch lange hatte ich ein schlechtes Gewissen wegen dieser meiner Entscheidung. Hätte ich ihn angezeigt, hätte ich es vermutlich auch gehabt, weil ich ihn damit womöglich erst recht auf Abwege geschubst hätte. Vielleicht war es ja nur ein Ausrutscher gewesen und er war sich danach selbst nicht geheuer. Und gab es die Straftat *Versuchte Vergewaltigung* überhaupt? Immerhin hatte er mir eine Ohrfeige gegeben. Aber wer weiß.

Ich war glimpflich davongekommen, doch ward mir ein Warnschild aufgestellt, ich bin nie mehr zu einem Fremden ins Auto gestiegen und habe, als ich dann wieder ein Auto besaß, nie mehr einen Fremden mitgenommen. Denn auch diesbezüglich hatte ich schon früher einmal, als ich noch in der Schweiz lebte, ein seltsames Erlebnis gehabt. Auf der Fahrt nach Genf, als ich an einer roten Ampel in Winterthur stand, stieg mir ein langer blonder Lulatsch einfach von oben ins offene Auto, er möchte *so gerne* mitfahren. Ja, bis wohin? Ich führe nach Zürich. Ja, bis nach Zürich, das wäre ihm recht. Na gut, ich habe ihn nicht wieder zum Aussteigen genötigt. Auf der Fahrt wurde er mir allmählich unheimlich. Er sprach Schwyzerdütsch, ich verstand nur Bruchstücke, aus denen ich mir keinen rechten Sinn erschließen konnte. Dann wollte er ein Stückchen fahren, seinen Führerschein habe er dabei. Ich überlegte wie ich ihn loswerden könnte und fuhr immer schneller mit meinem weißen MG A. (Wie ich zu dem gekommen war, fragen Sie? Spannender ist eigentlich, wie ich ihn wieder losgeworden bin, aber das sind Geschichten, die hier nicht erzählt werden.) In Zürich hielt ich vor dem Mövenpick, in dem ich übernachten wollte. Ich sollte ihn doch ins Hotel mitnehmen, er würde das Zimmer bezahlen, und gerne auch etwas für mich. Er zog ein Bündel Scheine aus der Hosentasche und hielt es mir angeberisch vor die Nase, fächerte es mit der Linken auf. Ich zog den Zündschlüssel ab, nahm meine Handtasche, stieg aus und sagte ihm, er solle verschwinden. Hier hatte ich das Sagen, das verstand er. Er stieg mit seinen langen Beinen wieder über die Tür und verschwand grußlos. Ja, das ist so ein Erlebnis, das man nicht vergisst.

Nach etwa anderthalb Jahren wechsle ich auf die Langstrecke und werde weltweit eingesetzt auf der Boeing 707 und der Boeing 747, dem Jumbo Jet mit der Wendeltreppe, über die man in den ersten Stock zum Cockpit geht und zur Bar, wo wir den First-Class-Passagieren Cocktails servieren; zwischen Cockpit und Bar ist eine Trennwand.

Ich komme weit herum, in Städte auf allen Kontinenten. Doch meist habe ich mich, anstatt ihre Sehenswürdigkeiten aufzusuchen, einfach durch sie treiben lassen. Ich bin mit Kolleginnen und Kollegen über Märkte und durch Geschäfte getrottet oder allein schnuppernd ums Hotel spaziert, habe mich in Cafés gesetzt, dem Klang fremder Sprachen hinterher gelauscht und mich umgeschaut. Es gibt so viel zu sehen, wenn man keine Sehenswürdigkeiten besichtigt, das hat schon Franz Werfel festgestellt.

Und was fällt mir heute noch ein, wenn ich an diese Städte denke? Ich lasse im Folgenden einige von ihnen Revue passieren. Wenn Sie diese Städte-Exkursion nicht interessiert, blättern Sie einfach ein paar Seiten weiter.

ACCRA

Wir, die Crew, fahren aus Accra hinaus zu einem menschenleeren Sandstrand in einer kleinen Bucht. Wir setzen uns auf Holzbänke an einen Holztisch unter einem Sonnenschutzdach aus Stroh. Es sitzt sich dort wie beim Heurigen in Grinzing (Wien) oder in einer Apfelweinwirtschaft in Sachsenhausen (Frankfurt am Main). Wir packen aus: Wasserflaschen Bierdosen Coca-Cola-Dosen Hartkäse Oliven Weißbrot. Das alles haben Kollegen im Flughafen-Supermarkt in Frankfurt eingekauft. Hier schmecke ich, wie gut Hartkäse ist, wenn er im Mund zerschmilzt. Nach dem Imbiss der Aufruf zum Schwimmen. Aber ich habe doch keinen Badeanzug dabei! Und hier kann ich keinen ausleihen! Wie haben sie da gelacht die KollegInnen und gewitzelt über die *Unschuld vom Lande*. Also schwimme auch ich wie die anderen: oben und unten ohne. Es ist das erste Mal, dass ich leicht geniert der Freikörperkultur pflege. Aus den Büschen hinter dem Strand tauchen dunkle Köpfe mit großen glänzenden Augen auf und beobachten uns.

ANCHORAGE

Dezember. Schnee auf Fichten wie bei uns in der Obersteiermark, doch erscheint mir die Landschaft weiträumiger. Ich werde von einem Schriftsteller, der mit uns nach Anchorage geflogen ist, zum Abendessen eingeladen. Bestimmt habe ich ein Steak gegessen, was ich dabei geplappert habe, daran will ich mich lieber nicht mehr erinnern – Scham-Ecke. Anschließend, nach dem Digestif in einem schummrigen Lokal, fordert mich der Schriftsteller zum Tanzen auf. Wir tanzen, ich fühle mich hölzern und verlegen dabei. Danach holt er sich eine schöne Indianerin, die kommt ihm weich entgegen. Er schmiegt seine Wange an die ihre, ich schaue eifersüchtig zu. Am nächsten Tag fliegt er nach New York weiter und ich fliege nach Japan. Oh, wie lang ist das her!

BEIRUT

Paris des Nahen Ostens nannte man es damals. Wir sitzen eng gedrängt in dunklen Geschäften, wahren Waren-Rumpelkammern, in denen wir Kleinigkeiten erhandeln – Tischteppiche Armreifen Sitzkissen. Gehandelt muss werden, auf Englisch, erfahrene Kollegen erledigen es für mich. Dazu serviert man uns Mocca in winzigen Tassen, bittersüß und mehlig auf der Zunge. Der Geschäftsinhaber und sein Bruder – *This is my brother* – reißen Witze, lassen ihre Zähne blitzen, wollen uns locker machen, damit wir kaufen. Und irgendetwas kaufen wir immer. Ich besitze sie noch, die winzigen Mokkatassen, das Kännchen, die Zuckerdose, das Tischchen.

CHICAGO

Minus 25°C und Wind. Hier erfahre ich, was Kälte ist. Ich gehe ohne Mütze über die Straße, vom Hotel in einen Coffee-Shop schräg gegenüber und ich komme dort ohne Ohren an. Abgefroren! Schon abgefallen? Die Serviererin lächelt mir zu, nennt mich *Honey* und erkundigt sich, ob ich gut geschlafen habe. Aus ihrem freundlichen Betragen schließe ich, dass meine Ohren noch dran und schon wieder durchblutet sind. Aber ich kann nicht zurück lächeln und etwas bestellen, mein Mund ist steifgefroren. Ich deute auf die Karte: *Pancakes with maple sirup* *and coffee*. Bei Pfannkuchen mit Ahornsirup und heißem Kaffee taue ich langsam auf und bereite mich auf den Rückweg ins Hotel vor: ich übe den Kopf so weit wie möglich einzuziehen.

HAMBURG

Wir wohnen in einer Pension nahe der Außenalster. Ein älteres Ehepaar, Mann und Frau, sind Eigentümer und Personal der zweistöckigen Villa aus dem 19. Jahrhundert. Sie haben sie mit knisternder Synthetik in Rottönen von Rosa über Lila bis Weinrot ausgestattet – die Teppichböden gemustert, Tisch- und Bettwäsche geblümt, Vorhänge aus Samt-Imitation. Wir nennen diese Unterkunft *das Puff* und ekeln uns ein bisschen. Es gibt Gerüchte, die Bettwäsche sei nicht immer ganz frisch; die Pensionsmutter habe einmal schlau geäußert, dass ja manchmal manche Betten am Morgen ganz offensichtlich unbenutzt seien, also müsse man sie auch nicht neu überziehen. Gerüchte!

HELSINKI

Frühsommer. Wir wohnen in einem Hotel am Waldrand. Ich spaziere mit einer Kollegin zu später Nachmittagsstunde in den romantischen Mischwald hinein. Wir kehren bald um, Mückenschwärme haben sich auf uns gestürzt. In der Hotelhalle zählen wir unsere Stiche. Ich habe nicht siebenundzwanzig sondern nur fünfzehn, die Kollegin hat zwölf. Dabei haben wir uns an Bullerbü erinnert, wo die Mädchen auf der Haustreppe sitzend ihre Mückenstiche zählen und daraus eine jener eingekleideten Rechenaufgaben machen, wie wir sie aus unserer Grundschulzeit kennen: *Wenn Lisa auf dem einen Bein vierzehn Mückenstiche hat und fünf auf dem anderen, und Inga neun auf jedem Bein, wer hat dann mehr Mückenstiche, und wie viele haben sie beide zusammen?* Das dürfen Sie, liebe Leser, jetzt selber ausrechnen. Sollte es Ihnen so auf die Schnelle zu schwer sein, hier ein leichteres Beispiel: *Ich habe fünfzehn Stiche und meine Kollegin zwölf, wie viel Stiche haben wir beide zusammen? Und um wie viel Stiche hat meine Kollegin weniger als ich?* Na also, geht doch!

Lisa und Inga salben die Mückenstiche mit Spucke, wir besorgen uns eine Juckreiz stillende Salbe an der Rezeption.

KAIRO

Kairo ist laut und schmutzig, trotzdem fühle ich mich dort wohl. Das weiße Gewürfel unterm tiefblauen Himmelszelt und das quirlige Leben in den Straßen bringen mich in Hochstimmung. Kairo gleicht jener weißglänzenden Stadt, die wir (Cortázar und ich und andere) aus unseren Träumen kennen.

An vier prächtigen Tagen lasse ich mir jeden Morgen das Frühstück auf die Terrasse meiner Suite servieren. Danach döse ich im Liegestuhl. Ich faulenze und ich genieße das Faulenzen. Am späteren Vormittag schwimme ich im Pool und gehe anschließend mit der Kollegenschaft zum Mittagessen. An einem Nachmittag nimmt mich ein Kollege, der Mutter und Frau dabei hat, alle drei altägyptisch bestens informiert, mit in das Ägyptische Museum. Dort liegen in einem Raum, so habe ich es kürzlich bei Wikipedia gelesen, siebenundzwanzig (!) Königsmumien. Die habe ich nicht gesehen. Überhaupt erinnere ich mich an keine einzelnen Ausstellungsstücke, sondern nur an eine mich schier erschlagende Menge von Dingen, an ein Durcheinander ohne erkennbares Ordnungsprinzip und an bärtige Männer in Schlappen und weißen Kitteln, hervorspringend aus irgendwelchen Winkeln, sich uns als Führer anbietend und sogleich, bezugnehmend auf den nächstliegenden Gegenstand, ein Kauderwelsch in Englisch von sich gebend. Wir winkten jedes Mal ab, doch den Rückzug traten sie erst an, nachdem ihnen einer von uns einen Dollar in die Hand gedrückt. An einem anderen Nachmittag sitze ich, wie schon oft in Träumen, nun wirklich auf einem Pferd. Wir reiten hinaus zu den Pyramiden. Hoch zu Ross fühle ich mich auf dem niedrigen Araberpferdchen. Aber irgendetwas mache ich falsch, denn es schert plötzlich aus der Gruppe aus und fliegt mit mir davon. Ich lege mich vornüber und kralle mich an der Mähne fest. Unser Führer schreit etwas, eine Handlungsanweisung, ich verstehe sie nicht. Dann galoppiert er bei, reißt mir die Zügel aus der Hand und bringt das übermütige Pferdchen wieder auf Trab. Jetzt lache ich über meinen kurzen wilden Ritt und bin stolz darauf, dass ich mich nicht habe abwerfen lassen.

KAMPALA

Nur einmal war ich dort über Nacht. Wegen der Ausgangssperre dürfen wir das Hotel, ein Hilton, nicht verlassen, sehen also nichts von der Stadt und ihrer Umgebung. Idi Amins Herrschaft taumelt ihrem Ende entgegen. Bedroht fühle ich mich nicht, es ist eher so ein wohliges Gruseln, wie wenn man von der Couch aus einen Fernsehkrimi verfolgt. Zum Frühstück gibt es dünnen schwarzen Kaffee, gebratene Fischlein und einen Brei von Kochbananen. Kein Toastbrot, kein Fladenbrot. Da sind wir doch froh, als das (halbleere) Flugzeug wieder abhebt und wir Aussicht auf einen Schluck kräftigen Kaffee haben.

LIMA

Um sechs Uhr morgens erwache ich frisch und munter und schwimme ein paar Runden im Pool. Anschließend setze ich mich vor eine kleine Bäckerei auf dem Dorfplatz des Hoteldorfes in den Bergen unweit der Stadt. Ich frühstücke eine Mango und jungen Schafskäse, bis dahin noch nie gegessene und mir herrlich schmeckende Lebensmittel. Und der Himmel ist so blau und so mütterlich warm die Sonne. Ich bin glücklich.

Nicht lange danach frühstücke ich in Santa Monica / LOS ANGELES an der Theke eines Naturkostladens wieder jungen Schafskäse, diesmal mit Zucchini-Scheiben. Auch Zucchini kannte ich bis dahin nicht, jetzt lerne ich sie kennen. Weil sie mir so gut schmeckt, kaufe ich mir eine, nehme sie mit ins Hotel, setze mich vor den Fernseher, schaue mir Vormittags-Serien an und esse nebenbei die ganze mittelgroße Zucchini auf. Bald ist es vorbei mit der Gemütlichkeit, ich muss laufen – hin und her zwischen Toilette und Bett, hin und her und hin und her, so lange bis die ganze Zucchini samt Schafskäse etc. wieder draußen ist.

MAILAND

Hier esse ich zum ersten Mal frisch zubereitete Ravioli, hauchzart der Teig, pikant die Füllung; nie mehr habe ich danach Ravioli aus der Dose gegessen. Und ich verliebte mich in ein Kleid. Bin lange vor der Auslage gestanden und habe es mir angeschaut, bin weggegangen, zurückgekommen, wieder gestanden, wieder geschaut. Endlich habe ich mich getraut, die Edel-Boutique mit der perfekten Dame als Verkäuferin zu betreten. Mit Herzklopfen habe ich nach dem Kleid gefragt, welche Größe, und ob ich es anprobieren könnte. Aber ja, selbstverständlich. Ach, das wunderschöne Kleid!, dunkelblau mit winzigen weißen Punkten. Ein Pünktchen-Kleid, für mich genäht, das genau die richtigen Stellen meines Körpers betonte und kaschierte. Material Muster Machart – alles passte, nur der Preis passte nicht. Aber ich wollte es nicht gleich wieder ausziehen, habe mich vor dem großen Spiegel hin und her gedreht und dabei hin und her gerechnet, doch es ging sich einfach nicht aus mit dem Geld. Also musste ich das wunderschöne Kleid wieder ausziehen. Ich tat es unter verhaltenen Seufzern und kaufte mir als Trost ein teures Halstuch. Das habe ich noch am selben Tag in einem Café an die Stuhllehne gehängt und dort hängen lassen. Zwei Stunden später war es nicht mehr da. Nun hatte ich ein Kleid und ein Halstuch zu betrauern.

MOSKAU

Im pompösen muffigen Hotel steht auf einem kleinen Tisch im Flur unserer Etage, wahrscheinlich im Flur jeder Etage, ein Samowar. Auf einem Stuhl daneben sitzt mit langem Rock Strickjacke Umhängtuch und Kopftuch eine runde Babuschka. Sind’s die Kleider, die sie so rund machen? Könnte man eine zierliche Person aus ihnen herausschälen, Schicht für Schicht wie bei einer Matroschka? Sie sitzt da, die Hände im Schoß und schaut vor sich hin, wenn man an ihr vorbeigeht – eine Statue. Dreht man sich nach ihr um, sieht man, dass sie einem hinterher späht. Eine Aufpasserin? Wenn man sie um eine Tasse von dem tiefschwarzen picksüßen *russischen* Tee bittet, kommt Bewegung in sie – Teespende-Automatin. Einmal sitzt ein junger Mann bei ihr, die Köpfe eng beieinander flüstern sie miteinander.

Auf der großen Kreuzung nahe dem Hotel steht ein Polizist und regelt den Verkehr. Ich verstehe ihn falsch, gehe zu früh los, werde angepfiffen und angeschrien. Erschrocken bleibe ich stehen, mit versteinerten Mienen schauen die anderen Passanten zu mir her.

NEW YORK

Auf der Fahrt vom Flughafen nach Manhattan kommt mir vor, dass es keinen wesentlichen Unterschied gibt zwischen den Trabantenstädten von Moskau und New York.

Wir wohnen am Broadway. Kollegen gehen in die Oper, ich gehe in die Badewanne und ins Bett und dämmere vor dem laufenden Fernseher vor mich hin und weg. Nach Stunden werde ich wach und schalte Licht und Fernseher aus.

Am nächsten Morgen: *Pancakes with maple sirup* *and coffee*;ich mag den dünnen und entbitterten amerikanischen Kaffee. Dann stolpere ich mit anderen aus meiner Crew über löchrige und verbeulte Gehsteige zum Büchertempel *Barnes* *& Noble* und weiter zur Esoterik-Buchhandlung in einem langen engen mit verschiebbaren Leitern zusätzlich verengten Gang, eine Klamm, wo von links und rechts aus den Regalen bis zur Decke die Bücher auf einen zustürzen.

Und weiter geht’s in Hinterhöfe und von dort über Holztreppen hinauf zu Geschäften im ersten Stock, wo man Hermes-Seidentücher und Cartier-Uhren *sehr günstig* kaufen kann. (Vor nicht allzu langer Zeit entdeckte ich ein genau so gelegenes Geschäft in unserer kleinen Stadt, ein Geschäft für Schreibwaren, das inzwischen leider geschlossen hat.) Wir kaufen und kaufen. Auf dem Rückweg ins Hotel, mit Tüten bepackt, sind wir müde und eine stolpert mit einem Schrei über eine Asphaltbeule und liegt auf dem Bauch und rechts und links die vollen Einkaufstüten. Aber – eh nix passiert! Nichts kaputt und nichts gebrochen, nur aufgeschürfte Knie und Ellenbogen und ein wenig Straßen-Dreck an Kleidung und Tüten und ein Nach- Schreck bei uns allen.

Einmal war ich mit einer Kollegin in Greenwich Village, um ein wenig Idylle zu besichtigen: Backsteinhäuser mit gepflegten Vorgärten, von denen Stufen zu den schönen Haustüren hinauf führten. Und einmal sah ich, wie eine wohl obdachlose Frau im großen Springbrunnen auf der Verkehrsinsel vor dem Hotel ihre Kleider wusch und zum Trocknen auf den steinernen Brunnenrand legte. Das war im Sommer. Wo wäscht und trocknet sie ihre Kleider im Winter?

SANTIAGO de Chile

Ich gehe die Gangway hinunter, auf leuchten die Berge in Rot, begrüßen mich. Ja, das hier ist mein Land. Drei Wochen bleibe ich in dort, denn der Flughafen ist wegen des politischen Umsturzes (Militärputsch gegen Allende, 1973) gesperrt. In der ersten Woche dürfen wir das Hotel auch tagsüber nicht verlassen, wir essen und schlafen, sehen fern und spielen Karten. Von meinem Hotelfenster aus sehe ich einen, der liegt am Ufer des Flusses auf dem Bauch, ein Bein fast rechtwinkelig abgespreizt. Ich schaue weg. Und sehe ihn doch heute noch, immer gleichzeitig mit dem anderen, dem Mopedfahrer, der Jahre zuvor genau so auf einer steirischen Straße lag. Wer waren die beiden Männer, deren Tod in meinem Gedächtnis gemeinsam verankert ist? Für mich sind sie nur zufällig gesehene Bilder. Aber wer waren sie? Wie haben sie gelebt? Warum mussten sie sterben? Wer hat um sie getrauert?

SINGAPUR

Unerträglich hohe Luftfeuchtigkeit und Hitze – Waschküche! Belebend der Anblick von Transvestiten, diesen sehr schönen Frauen. In den Akward-Towers kaufen wir Seidenstoffe und geben Kleider, Blusen und Hosen in Auftrag. Beflissene Schneider nähen sie uns innerhalb von drei Tagen. Das Klima hat anscheinend meine Denkfunktionen beeinträchtigt, denn ich lasse mir einen Hosenanzug – Pluderhose und langärmelige Tunika – aus semitransparenter roter Seide nähen, mit dem ich mich zu Hause nicht nach draußen wage. Als ich damit doch einmal auf ein Sektfrühstück in der Nachbarschaft gehe, werde ich erstaunt besichtigt. Daraufhin wird dieses Kleidungsstück zum Pyjama degradiert, doch es hält meinen nächtlichen Umwälzungen nicht lange stand und landet bald zerrissen in der Mülltonne. Keine Aufbereitung – in Streifen schneiden, aneinanderknüpfen, zum Ballen wickeln – zur Wiederverwertung als Flickenteppich, diese Zeiten sind vorbei.

TEHERAN

Noch regiert der Schah. Wieder ist es eine Bergkette hinter der Stadt, die mir bei der Ankunft entgegenleuchtet. Und wieder ist es ein Kleidungsstück in Rot, an das ich mich erinnere. Die Schwester einer Bekannten ist hier verheiratet und wohnt mit ihrer Familie in einem herrschaftlichen Stadthaus. Als ich sie besuche, trage ich Jeans und einen roten Pullover. Erschrocken klärt sie mich auf, Rot trügen hier die Prostituierten, es sei ihr Erkennungszeichen. Ein Glück, sagt sie, dass dich der Taxifahrer nicht belästigt hat. Mir wird im Nachhinein ängstlich zumute. Dann bewirtet sie mich mit Tee und Gebäck, die Schwiegermutter kommt und setzt sich zu uns, wird über meine Unbedarftheit bezüglich der roten Farbe aufgeklärt, lächelt mich freundlich an und nickt verständnisvoll. Für die Heimfahrt erhalte ich einen alten dunklen Pullover und eine blickdichte Plastiktüte für den roten.

So könnte ich meinen Erinnerungsfaden weiter durch die Städte spinnen – Amsterdam Brüssel Dakar Kyoto London Nairobi … Von manchen lernte ich nur den Flughafen kennen, in anderen waren wir vierundzwanzig Stunden bis einige Tage. Doch kleinstädtisch und kleinbürgerlich sozialisiert fand ich mich in dem großstädtischen Gewusel schlecht zurecht, war überfordert und gelähmt vom reichen Angebot an Waren und Kulturgütern und der daraus folgenden Aufforderung zu konsumieren. Bald erschienen mir alle großen Städte in gewisser Weise ähnlich und eintönig. Auch die Kollegenschaft begann mich wegen der immer gleichen belanglosen Gesprächsthemen zu fadisieren. Und die Passagiere? Die Lebensgeschichten alter Männer, die sich auf Nachtflügen wach tranken, sich zu einem stellten und weinerlich von den ihnen widerfahrenen Ungerechtigkeiten und angeberisch von den von ihnen begangenen Großtaten erzählten, ähnelten sich. Und das Servieren und Kassieren und Spucktüten-Tragen und die müden Füße – ach, ich hatte das alles satt! Versäume ich etwas, wenn ich nie mehr nach Kinshasa fliege? Und dass ich es mir dann womöglich nicht mehr leisten könnte, nach New York oder nach Santiago de Chile zu fliegen, war mir nun auch egal.

Auf den Langstreckenflügen wohne ich nobel in Hiltons und Intercontis, auf den Kurzstreckenflügen innerhalb Europas und Deutschlands auch in bescheideneren Unterkünften. Zu Hause in Frankfurt-Niederrad teile ich mir eine Zweizimmerwohnung in einem gelben Wohnblock zwischen anderen gelben Wohnblöcken mit einer Frau. Und diesmal will nicht der Freund einziehen, sondern meine Mitbewohnerin zieht zu ihrem Freund, und bei mir zieht Waltraud ein, die ich seit unserer gemeinsamen Ausbildung am Lehrerseminar in Graz kenne. Sie will Distanz schaffen zum steirischen Dorf und findet hier eine Stelle an einer Gesamtschule. Ich werde sie ab jetzt Wanda nennen, das klingt poetischer. Wanda also.

Wanda ist eine selbstbewusste Emanzipierte. Sie raucht, sie hat einen Jagdschein und daheim in der Steiermark ein Gewehr; ihr Auto hat sie verkauft. In den Sechzigerjahren durfte ich einmal mit ihr und dem Herrn Baron, ihrem Kindheitsfreund, mit auf die frühmorgendliche Jagd gehen. Unvergesslich das Jagdfieber-Beben des adeligen Jägers auf dem Hochstand beim Anlegen des Gewehrs vor dem (Fehl)-Schuss. Und einmal verbrachten wir, Wanda und ich, ein paar Augusttage auf des Barons Almhütte. Es regnete, wir hofften jeden Morgen auf Sonne, doch es regnete, platschender Augustregen. In Regenmänteln und mit Schirmen unternahmen wir Spaziergänge, brieten uns Eierspeisen zu Mittag, aßen Obst, verschliefen die düsteren Nachmittage oder vertrieben sie uns mit Lesen und Kartenspiel. Bei Einbruch der Dunkelheit schürten wir das Feuer, entkorkten eine Weinflasche, zündeten Kerzen an und versuchten Geister herbeizurufen – wir *tischerlrückten*. Fürs Tischerlrücken, so nannte man das in der Steiermark, auch wenn dabei nur ein Wasserglas und nicht der Tisch selbst zum Einsatz kam, schrieben wir die siebenundzwanzig – pardon: die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets auf Zettel und die Zettel legten wir kreisförmig auf den Tisch. In den Mittelpunkt des Zettelkreises stellten wir ein umgestülptes Wasserglas. Jetzt legen wir unsere Fingerspitzen auf den Rand des Glasbodens, schweigen und starren vor uns hin, warten auf den Geist, der da kommen soll, fragen abwechselnd in die Stille hinein: *Ist da wer?* Und tatsächlich, Wanda und ich harmonieren, da ist jemand, denn nach kurzer Zeit beginnt sich das Glas zu bewegen. Zunächst wandert es unschlüssig hin und her. Nun ist es Zeit für weitere Fragen: Wer bist du? Wie heißt du? Ist das abgeklärt, könnte man Fragen die Zukunft betreffend stellen. Aber so weit gingen wir nicht, denn unser Geist war ein deutscher Dichter aus dem neunzehnten Jahrhundert. Er verriet uns seinen Namen, Ereignisse aus seinem Leben und die Titel seiner Bücher. Nach der *Séance* schrieben wir uns das alles auf, es klang seriös, war kein verworrenes Zeug.

Nach vier Tagen waren wir vollkommen ausgeschlafen, Wein und Essen gingen zur Neige, Bettwäsche und Kleider waren klamm. Also fuhren wir am Vormittag des fünften Tages mit Wandas VW-Käfer wieder heim. Am nächsten Tag gingen wir in zwei Stadtbibliotheken und zwei Buchhandlungen, Internet gab es noch nicht, um unsere Tischerlrück-Ergebnisse zu überprüfen. Muss ich dazu noch etwas sagen?

Jetzt also zieht Wanda zu mir in die Zweizimmerwohnung und bald ziehen wir weiter in eine Dreizimmerwohnung mit zwei Balkonen im ersten Stock eines gelben Wohnblocks gleich um die Ecke. Sie unterrichtet, ich fliege nur noch Langstrecke.

Abends kommen Kollegen und Nachbarn zu uns. Es wird getrunken und geraucht und geredet: Reiseabenteuer, komische Anekdoten aus dem Berufsalltag, der Plot eines Romans oder Films, Witze. Das reicht uns zur Unterhaltung. Hochkultur? Das eine Männerpaar fliegt dann und wann nach New York, um die Callas oder die Nilsson in der Metropolitan Opera singen zu hören. Und anschließend schwärmen uns die beiden in höchsten Tönen davon vor, und streiten miteinander und mit dem anderen Männerpaar aus unserem Haus, wer von den beiden, die Callas oder die Nilsson, schöner singe.

Ja, wir haben oft Besuch. Ein damals für uns schon älterer Nachbar, so um die Fünfzig, ärgerte sich über die dabei entstehende Lärmentfaltung. Wenn er an die Wand klopfte, klopften wir aufgekratzt zurück und einmal hatten wir sogar die Dreistigkeit bei ihm anzuläuten. Er öffnete die Tür einen Spalt, lugte heraus und wir luden ihn zu uns ein – bitteschön jederzeit bitteschön gerne. Als Antwort schmiss er die Tür zu. Komischer Kauz! Sonderling! Wir klingelten nicht mehr, er klopfte nicht mehr. Doch bald darauf bekamen wir eine Abmahnung von der Hausverwaltung, sie drohte uns mit Kündigung, er hatte sich beschwert. Wir entschuldigten uns – bei der Verwaltung, Ausrutscher, und beteuerten das Niewieder. Der Mann zog aus, die Wohnung neben der unseren stand leer, keiner beschwerte sich mehr. Heute denke ich Abbitte leistend an ihn, wenn ich mich über das Gepolter der jungen Nachbarn und das Wummern ihrer Stereoanlagen ärgere.

Das Zusammenleben mit Wanda war nicht reibungslos. Wegen irgendwelcher Männer gab es keine Konflikte, meine österreichische Liebschaft hatte sich verflüchtigt, die ihre war auf tragische Weise zu Ende gegangen. Wir waren frei und schauten uns spielerisch auf dem Männer-Markt um. Nie gefielen uns die Gleichen, nie kamen wir uns diesbezüglich ins Gehege; neugierig aber distanziert begleitete sie meine und ich ihre Techtelmechtel. Das Zusammenleben zwischen Wanda und mir war nicht reibungslos, weil ich sorglos war, was die Pflege einer Freundschaft, ja manchmal auch nur den respektvollen Umgang mit ihr als Mitbewohnerin anging. Ich war viel unterwegs, sie hielt das Grundrauschen unseres sozialen Lebens vor Ort aufrecht, in das ich unregelmäßig hineinplatzte. Blau beuniformt rolle ich theatralisch seufzend meinen gelben Samsonite-Koffer heran, werfe meine Schuhe von mir, übersehe die Blumen, die sie mir ins Zimmer gestellt, übersehe den Sekt und die beiden Gläser auf dem Wohnzimmertischchen, lasse mich auf das Sofa fallen – hier bin ich, schau mich an, hör mir zu! So war ich – plump. Zur Strafe beschwieg sie mich. Die Luft zwischen uns wurde dick, lud sich knisternd auf, bis endlich ein feuriger Streit ausbrach. Wir stritten uns wegen einer weggeworfenen oder nichtgekauften Zeitung, wegen eines falsch verwendeten Wischtuchs, wegen einer zerbrochenen Tasse – es gibt so vieles, dessentwegen man aneinandergeraten kann, wenn man aufeinander böse ist. Nach solchen reinigenden Streitgewittern näherten wir uns wieder an, versöhnten uns bei Wein und Friedenszigaretten, und das Zusammenleben wurde für Wochen leicht. In diesen guten Zeiten gingen wir oft gemeinsam spazieren, am liebsten durch ein gleich um die Ecke gelegenes Viertel mit gepflegten Einfamilienhäusern hinter Vorgärten. Und da erlebten wir einmal etwas sehr Seltsames, das der Grund dafür sein mag, dass ich mich an diese Spaziergänge überhaupt erinnere.

Es gab ein Haus, das hatte es uns angetan – ein solider Bau in blendendem Weiß, ziemlich weit von der Straße zurück- und beidseitig deutlich von den Nachbarhäusern abgesetzt. Die zweiflügelige Terrassentür und die Fenster waren geschlossen, der Balkon über der Tür wirkte unbenutzt. Der Garten rundum erinnerte an die Gärten in Immobilien-Katalogen: Rasen und Strauchwerk, Rabatte mit Immergrün, Rosen und Lavendel. Einmal stand die Terrassentür offen und auf dem gepflasterten Platz davor stand eine Gießkanne; anderntags war die Terrassentür wieder geschlossen und die Gießkanne war weg. Wer ging hier um, wenn wir unsere Nasen nicht durch den schmiedeeisernen Zaun steckten? Wir erfanden uns einen Bilderbuchgärtner mit Strohhut, kariertem Hemd und blauer Latzhose, und Hausbewohner, die nur nachts daheim waren. Den Haupteingang vermuteten wir auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses nach Westen hin. Diese Seite konnten wir nicht einsehen, sie war durch die nächste Häuserreihe verdeckt. Wir standen oft am Zaun des Anwesens und träumten uns in das Haus hinein – im Lotto gewinnen, kaufen, einziehen, darin leben! Unser Haus! Darüber, dass es womöglich gar nicht verkäuflich wäre, machten wir uns keine Gedanken.

Der Kauf konnte ohnehin nicht stattfinden, denn erstens spielten wir kein Lotto, die Chance auf einen Gewinn war also gleich Null, wodurch uns die grundlegende Voraussetzung für den Kauf fehlte, und zweites fehlte uns außerdem eines Tages das Objekt der Begierde: das Haus. Das Haus war verschwunden. Nachdem wir einige Wochen nicht in dem Viertel spazieren gegangen waren, fanden wir es nicht mehr. Wir suchten es, wir blieben vor dem und jenem Haus stehen, es gab ähnliche Zäune Vorgärten Häuser. Aber nein – das hier war es nicht und das hier war es auch nicht und jenes dort war es auch nicht. Und nirgendwo entdeckten wir eine Baulücke oder eine Baustelle. Und erst jetzt fiel uns auf, dass wir nie darauf geachtet hatten, wie die Straße hieß, in der das Haus stand, und dass wir nie ein Namens- oder ein Nummernschild am Zaun gesehen, und keinen Briefkasten. War da überhaupt ein Tor gewesen? Das alles fiel uns jetzt auf und ein. Wir waren verwirrt. Da war doch ein Tor und auch ein Weg vom Tor hinein in den Garten und links am Gebäude vorbei gewesen. Oder? Kam man doch von der anderen Seite ins Haus? Warum eigentlich hatten wir uns diese andere Seite nie näher angeschaut? Ein Mensch kann spurlos verschwinden, auch eine Haarklammer oder ein Geldschein – Geldscheine verschwinden ja immerzu – aber ein Haus? Wie soll das gehen?

Irgendwann gaben wir die Hoffnung auf, das Haus noch zu finden, wir nannten es jetzt unser *Geisterhaus* und hörten auf danach zu suchen, suchten aber noch so manches Mal, vor allem zu fortgeschrittener Stunde nach ein paar Gläsern Wein, nach einer Erklärung für sein Verschwinden. Und einmal wankten wir untergehakt zu fortgeschrittener Nachtstunde dorthin, wo wir das Haus vermuteten. Wäre doch gelacht, wenn wir es nicht fänden! Aber gelacht haben wir nicht, denn wir glaubten plötzlich auf der anderen Straßenseite eine Gestalt stehen zu sehen, die zu uns her starrte, weshalb wir zügig umkehrten und uns noch in der Geborgenheit unserer Wohnung gruselten. Das war der böse Geist, der das Haus gestohlen hat, sagte Wanda.

Das Verschwinden des Hauses war ein Vorkommnis wider den gesunden Menschenverstand, so wie das mit dem Lichtschalter, als im Keller das Licht anging, noch bevor ich den Schalter berührt hatte. Nein, eine automatische Lichtangehanlage hat es nicht gegeben, man musste einen Kippschalter betätigen. Aber in diesem Fall, wie schon gesagt, ging das Licht an, ehe ich den Schalter berührt hatte. Freilich habe ich ihn unmittelbar danach berührt, ich konnte ja nicht so schnell auf das mir zuvorkommende Licht reagieren und meine Hand zurückziehen. Dieser Vorfall hat mich einige Zeit beschäftigt, bis ich zu dem Schluss kam, dass es sich um eine Täuschung gehandelt, um eine Fehlleistung meines Gehirns, es hatte, warum auch immer, die zeitliche Abfolge der Ereignisse umgedreht. Das mit dem Haus freilich war ein Rätsel, dessen Auflösung wir nicht fanden.

Vor einiger Zeit kam ich durch einen Umstand, der hier nichts zur Sache tut, in die Gegend, in der das Haus gestanden war. Klar hielt ich danach Ausschau und klar: Ich fand es nicht. Aber bald danach fand ich etwas anderes, in einem Buch. Allendes *Geisterhaus* war es nicht sondern das Erinnerungsbuch von C.G. Jung, worin er erzählt, dass er gemeinsam mit einer Freundin im Jahr 1920 in Ravenna das *Baptisterium der Orthodoxen* besuchte. Dort sahen sie vier große Mosaikfresken von *unerhörter Schönheit*, die Szenen aus dem Neuen Testament darstellten. Vor dem vierten Fresko, wo Christus dem im Wasser versinkenden Petrus die Hand reicht, seien sie mindestens zwanzig Minuten lang gestanden und hätten sich über den ursprünglichen Taufritus unterhalten. Nach Verlassen des Baptisteriums wollte sich Jung Fotografien dieser Fresken kaufen, konnte aber keine finden. Wieder zurück in der Schweiz fand er heraus, dass es keine gab, weil es diese Fresken nicht gab, nur als Entwurf der Kaiserin Galla Placidia hatte es sie einmal gegeben, zur Ausführung waren sie nie gekommen. *Das Erlebnis in Ravenna*, schreibt Jung, *ist etwas vom Merkwürdigsten, was mir je widerfahren ist,* und er deutet es als den Einbruch einer anderen Wirklichkeit in unsere alltägliche Welterfahrung.

Als ich das las, hatte ich endlich eine – zwar keine rationale aber eine esoterische Erklärung für unser Erlebnis: Das Haus hat es tatsächlich nicht gegeben, oder sagen wir: es hat es nur für uns gegeben, unser gemeinsamer Wunsch nach so einem Domizil hat es aus einer anderen Wirklichkeit herbeigezogen. Und seine unsichtbaren Bewohner, das waren wir – genauer: unsere Doppelgänger in der anderen Wirklichkeit.

Anemone war schmal und hochbeinig, elegant und linkisch, intellektuell und treuherzig, stolz und konnte doch auch anbiedernd sein, ein freches Mädchen war sie und ein schüchterner Knabe. Widersprüchlich? Ja, aber so war sie – Anemone, Studentin der Jurisprudenz. Sie kam in unsere Gesellschaft als Verlobte eines Kollegen von Wanda, fühlte sich wohl bei uns, kam oft, kam öfter, kam zu mir. Wir fuhren ins Grüne, zu zweit. Sie warb um mich, vorsichtig, dann stürmischer. Sie schrieb mir Gedichte: *Oh, schenk mir einen einzigen Blick, welch Wunder dich zu schauen* und so weiter.Ich war beeindruckt. Ach ja, wir wollten es beide wissen. Sie zog mich an sich, wollte mich binden, ihre zärtliche Zutraulichkeit schnürte mich bald ein und ich ging grob auf Distanz. Sie akzeptierte meine Abgrenzung ohne Lamento. Wir wussten es nun: sie, dass sie mit einer Frau leben wollte, und ich, dass mich das nichts anging.

Als Anemone häufig zu mir gekommen war, wir uns in mein Zimmer zurückzogen und dort leise unterhielten, war Wanda ein wenig pikiert gewesen, eifersüchtig in einem ganz banalen Sinn, weil ich mit jemand anderem viel Zeit verbrachte. Als Anemone wieder seltener kam, schloss Wanda auf und wir beschlossen ein gemeinsames Projekt: ein Studium der Germanistik. Zu zweit würden wir uns das prima einteilen können mit den Vorlesungen, wir würden gemeinsam für Prüfungen lernen. Wunderbar! Voller Vorfreude immatrikulierten wir uns. Doch dann besuchten wir keine Vorlesungen, keine von uns auch nur eine einzige. Ich kann mir das heute nur als eine tiefsitzende Scheu vor der akademischen Welt erklären. Nach zwei Semestern exmatrikulierten wir uns und bald darauf separierten wir uns gänzlich. Wanda verließ Frankfurt, sie war in fast drei Jahren *bei den Deutschen* nicht heimisch geworden. Heim in die Steiermark wollte sie vorerst nicht wieder, sie zog weiter nach Italien. Wir verloren uns aus den Augen und trafen uns erst Jahrzehnte später wieder. Jetzt sind wir zwei, die sich lange kennen und die sich gerne gemeinsam daran erinnern, wie jung sie gewesen sind und welchen Spaß sie gehabt haben.

Wanda also zog nach Italien und ich zog um in eine Einzimmerwohnung im gelben Wohnblock nebenan. Ein Auto hatte ich schon seit einiger Zeit; eine Kollegin hatte mir, als sie *in die* *Schweiz* *heiratete*, wie man das nannte, ihren grünen Karmann Ghia billig überlassen. Materiell war ich also bescheiden etabliert und konnte nun meine Lebenssituation in Ruhe überdenken. Ich wollte auf keinen Fall Stewardess bleiben, diese angeblich glamouröse Welt erschien mir zunehmend peinlich gewöhnlich. Wie war ich, Lehrerin, bloß dazu gekommen, diesen „Beruf“ zu ergreifen, der zu den klischeebehaftetsten überhaupt gehört? Stewardess, *sexy und fügsam* und *attraktiv* (Burfeind), mit Aufstiegsmöglichkeit zur Purserette, und mit Fünfundfünfzig in den Ruhestand, oder, wenn man nicht so lange fit war, schon vorher zum Bodendienst am Flughafen. Mir graute vor solcher „Karriere“. Aber ich musste gar nicht in die Zukunft denken, es graute mir auch zunehmend vor jedem Arbeitsantritt – sprich: Abflug. Es ging mir wie Goethe: *Im allerletzten Moment, kurz vor dem Aufbruch, wird Goethe von einem Widerwillen ergriffen. Am 29. Juli 1797, dem Vorabend der Abreise* (nachItalien) *schreibt er an Schiller: Es graut mir vor der empirischen Weltbreite* (Safranski). Ich wollte nicht mehr in die weite Welt, jetzt wollte ich heimkommen und daheim bleiben.

## (2)

## An der Universität

Statistische Übungen; Bücher! Abschied von einem Freund; Schokolade zum Frühstück; ich ersteche meinen Mörder und träume von einem Brotrindendings; Tarotkarten, Wahrsagerinnen und das Geheimrezept von Reinhard Holzegger; Berlin & Kay und die Farben; von der wissenschaftlichen Psychologie; Bügelfalte und Schlafzimmerblick; ein Schweizer hat ein UFO gesehen (Däniken war’s nicht) und Tierchen im Honig, so lustig war es in der Frauen-WG.

Ich muss mich nach etwas anderem umsehen, ich will – ich kann nicht lächelnder Servier-Roboter bleiben. Ich gönne mir Ferien, weit weg in Zapallar. Ich sitze auf einem Stein und schaue aufs Meer. Alleinsein, einen Abschied bewältigen, einen weiteren planen. Und zwischendurch lese ich die *Traumdeutung* von Sigmund Freud und *Zen-Buddhismus und Psychoanalyse* vonErichFromm u.a. und meine nun, dass ich im Studienfach Psychologie mehr dieser spannenden Inhalte erfahren würde. Zurück aus Chile muss ich weiter servieren, doch ich bewerbe mich um einen Studienplatz. Ich bekomme ihn, bin wieder unschlüssig. Bekannte sind es, die mir einen Tritt in den – naja, die mich auffordern, mich schleunigst einzuschreiben, einen Studienplatz in einem Numerus-Clausus-Fach dürfe man nicht ausschlagen. Und freilich war da ja noch meine Vorstellung, dass ich als ausgebildete Lehrerin nach dem Studium der Psychologie als Schulpsychologin tätig sein könnte. Also: Ich immatrikulierte mich. Und dann wieder diese Scheu! Mehr als einen Monat ließ ich verstreichen, ehe ich mich zur Statistik-Vorlesung in den großen Hörsaal hinein traute. Ganz hinten setzte ich mich hin und verstand nur sehr ungefähr, worum es ging. Ich hatte Glück, andere kamen auf mich zu, unter ihnen die eine, der ich dieses Buch widme, und nahmen mir die Scheu vor dem Lehrstoff. Und im Gespräch mit ihnen begriff ich, warum ich so wenig begriff: Meine deutschen Mitstudenten, mir im Gebrauch von Fremdwörtern weit überlegen, hatten schon im dreizehnten Schuljahr, das es in Österreich nicht gibt, Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung gehabt, und Paul Feyerabend gelesen (zumindest in Auszügen), weshalb sie den wissenschaftlichen Methoden viel lässiger, *cooler* würde man heute sagen, gegenüberstanden. Ich war also nicht dumm, ich hatte bloß Wissenslücken, die ich füllen musste, und das war so schwer nicht. Doch letztendlich war es nicht das Interesse an den sozialwissenschaftlichen Methoden sondern die mitmenschliche Zuwendung, die mir weiter half. Während des ganzen Studiums war das so, es waren Kommilitonen, vor allem weibliche, die mich mitzogen, nie hat mich die empirische Psychologie an sich gepackt. Bei meinem Zweitstudium der Judaistik mit den Nebenfächern Germanistik und Philosophie, das ich später neben meiner Halbtagstätigkeit absolvierte, war das anders, da bedurfte es keiner Zuwendung Mitstudierender mehr, da waren es die Inhalte, die mich fesselten.

Nun also studiere ich und für meinen Lebensunterhalt serviere ich im Flugzeug, ich führe ein Doppelleben. Für die Pflichtseminare nehme ich Urlaub, privat unternehme ich nur noch kurze Heimreisen in die kleine Stadt. Wieder einmal läuft mein Leben flott dahin. Mein Intellekt erwacht und erstarkt, mein Weltbild weitet sich. Der Schwerpunkt liegt im Sachverstand,doch drumherum ranken sich die schwerelosen Tage im Schwimmbad, am Baggersee, im Café, beim Apfelwein, in den Küchen studentischer Wohngemeinschaften, wo es oft aussieht wie bei Pettersson, sogar einen Findus gibt es manchmal, wenn auch ohne gestreifte Hose und unter einem anderen Namen. Meine Siebzigerjahre im Rückblick: eine beschwingte, eine echt *sauschöne* Zeit!

Über einen Lehrbeauftragten für Statistische Übungen, der aussah wie ein Dressman, sich beim näheren Kennenlernen aber als einer mit dem Gemüt einer Schaufensterpuppe entpuppte, lernte ich einen Studenten der Medizin kennen. Er hieß Dirk, hatte einige Semester Philosophie studiert, und bewohnte in einem herrschaftlichen Altbau ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft, ein Zimmer, in dem eine ganze Wand mit Büchern bekleidet war. Noch nie hatte ich in einer Wohnung so viele Bücher gesehen.

Bei uns daheim im Feenthal waren die Bücher mit Ausnahme der Gebrauchsbücher (Kochbuch Doktorbuch Kalenderbuch Bilderbuch Märchenbuch Sagenbuch) in Kisten auf dem Dachboden verstaut. Als wir ins Städtchen umzogen, wurden diese „Kistenbücher“ größtenteils an eine öffentliche Bibliothek verkauft. Bei uns blieben die in Leinen gebundenen *Meisterwerke* *Deutscher Klassik* und ein paar andere, von denen man sich nicht hatte trennen wollen, zum Beispiel *Pan ging vorüber.* Dieser Titel weckte meine Neugierde.Wer war Pan und woran und warum ging er vorüber? Ich schmökerte in dem Buch, fand aber keine Antworten auf meine Fragen. Als ich schon wusste, welcher Schlingel Pan ist, las ich das Buch zur Gänze und fand es eher langweilig. Doch einen Satz habe ich davon behalten und mit ins Leben hinaus genommen: *Es ernüchtert unsere Freunde, wenn wir Pech haben.*

Als mein erster Ehemann zu mir in mein kleines Zimmer zog, brachte er ein Bett mit und über das Bett hängte er ein Regal an die Wand, zwei Bretter, auf die er seine Bücher stellte. *Bastion Europas* von Mirko Jelusich war darunter. Ich besitze es noch, gelesen habe ich es bisher nicht. Mein eigener Bücherschatz zu dieser Zeit bestand hauptsächlich aus Reclam-Heftchen, verstaut in den Schubladen meines Schreibtisches, meine Kinder- und Mädchenbücher waren in den Dachboden ausgelagert. Als ich später in Wien lebte, führte mich mein damaliger Freund, wohnhaft in einem Studentenheim, in ein Zimmer nebenan und zeigte mir dort ein mit Büchern gefülltes Regal – zwei Bretter an der Wand über dem Bett. *Schau,* sagte er, offensichtlich stolz auf seinen lesenden Nachbarn. Der saß am Schreibtisch, hatte sich zu uns gedreht und lächelte. Dann schauten wir alle drei auf die Bücher und unter unserem andächtigen Schauen begannen sie zu leuchten. Nein, ich habe keines angefasst und keines versucht auszuleihen.

Und jetzt hier in Dirks Zimmer: Bücher über Bücher über Bücher! Auf den ersten Blick verliebte ich mich in sie, wozu wohl auch die dunklen Locken vor der Bücherwand beigetragen haben mögen.

Wenn ich Dirk besuchte, griff er sich ein Buch aus dem Regal, oder von einem der Stapel auf seinem Schreibtisch, schlug es auf und las mir daraus vor. Am Sonntag, 4. Dezember 1977, liest er mir Hölderlin vor. Ich teile seine Begeisterung nicht, ich finde den Text schwülstig. Bei unserem nächsten Zusammentreffen präsentiere ich ihm, was ich mir vom *Schicksalslied* gemerkt: *Auf himmlischen Pfaden wandeln ewige Genien / schicksalslos / schlummernden Säuglingen gleich. / Ihr Atem ist wie der Klang einer Harfe / von Künstlerhänden zum Leben erweckt. / Sie schweben / oben / ICH / weibliche Sterbliche / unten / werde ich von Klippe zu Klippe geworfen / Unstetigkeit / ist mein Leid / und meine Gedanken sind verworren. Amen.* Er meint, dass ich doch *wirklich blöd* sei, eine Frau von sehr geringem Verstand; wie Pu – *Pooh, this bear of very little brain*. Aber er nimmt es mir nicht übel, er gibt mich noch nicht auf. Er spielt mir die Vertonung des *Schicksalsliedes* von Brahms vor, und siehe da: Ich bin ergriffen. Ich kaufe mir die Schallplatte und höre sie fast täglich an. Ein andermal liest er mir aus *Joseph und seine Brüder* vor: *Ist er nicht wunderhübsch und schön wie ein Lichtgott*, *Mamachen*? Ich unterbreche: *He?* *Mamachen*? *Sagt der Pharao* *Mamachen*? *Das klingt nicht nach Altägyptisch! Schaut er jetzt gleich auf seine Armbanduhr?* Mein Vorleser klappt das Buch zu: *Bist du kindisch*! Also, wer ist denn hier kindisch? Der Pharao mit seinem *Mamachen* höchstselbst doch!

Dirk liebt Thomas Mann und Goethe und Romain Rolland und Rilke und viele andere. Balzac? Ich erinnere mich nicht. Aber am meisten liebt er Richard Wagner, den betet er an, quasi. In *Tristan und Isolde* sieht er sein Schicksal gespiegelt, denn er liebt die Frau eines Freundes, eine französische Elfe mit einem Mona Lisa-Lächeln. Ich? – ich bin seine Schülerin. Ich darf in seinen Büchern lesen, in denen, die er mir gibt. Ich darf *Tristan und* *Isolde* und die *Meistersinger* anhören, mit seinen Kopfhörern. Und ja, ich bin beeindruckt von dieser Musik. Hier wird mir, was meine literarische und musikalische Bildung betrifft, auf den Weg geholfen, eine Weiche gestellt, hier kann ich Versäumtes nachholen und, bis dato eine Verehrerin grober steirischer Männlichkeit, erkennen, wie gut einem Mann Intellekt und Bildung stehen können.

Es kommt vor, eher selten, dass sich mein jugendlicher Lehrer in einem Stimmungstief befindet. Er sitzt auf dem Bett mit angezogenen Beinen und brütet düster vor sich hin. Kein Buch, keine Musik. Da konnte ich grad wieder heimgehen. Aber meistens war er lebhaft begeistert von einer neuen literarischen oder musikalischen Entdeckung oder von der Welt insgesamt. Einmal hat er mir in seiner fröhlichen Sorglosigkeit einen *Verehrer* vermasselt. War nicht bös gemeint und im Nachhinein gesehen ist vor allem mein damaliges Verhalten peinlich daneben. Der nette Universitätsprofessor (nicht von meinem Fachbereich!) hatte mich in die Oper eingeladen und mich in der Pause einem befreundeten Paar präsentiert; anschließend wollte man noch gemeinsam etwas trinken gehen. Ich hatte Dirk vom Opernbesuch erzählt, aber ich weiß nicht, wie er darauf kam, mich abzuholen. Wird eine spontane Idee gewesen sein. Wahrscheinlich war er zufällig in der Nähe, da fiel es ihm ein, und vielleicht wollte er auch die Bekanntschaft des Professors machen. Jedenfalls wuchs er, als wir die Oper verließen, plötzlich vor uns aus dem Boden, wünschte uns einen Guten Abend und strahlte uns an. Was dann gesprochen wurde, erinnere ich nicht mehr, aber weil Dirk für mich der interessantere Mensch war, ließ ich alle Höflichkeit sausen, verabschiedete mich mit einer Entschuldigung (das schon) und ging mit ihm auf und davon, vermutlich in eine Apfelweinwirtschaft. Der nette Professor hat mich daraufhin nicht wieder eingeladen, ja sogar gemieden. Nun, es war mir egal, denn erstens war er nicht mein Typ und zweitens, ich suchte keinen Mann, schon gar nicht mehr *den* *Einen*. Und drittens gab’s genug Interessenten, undsagt nicht Schopenhauer: *Dem Weibe* *ist die Beschränktheit auf einen Mann, die kurze Zeit ihrer Blüthe und Tauglichkeit hindurch, ein unnatürlicher Zustand* (Safranski). Und außerdem: Männer waren zu der Zeit Nebensache, mein Ziel war es, fertig zu studieren und ab nach Hause! Ach Österreich! Dorthin zurück wollte ich noch lange, bis es plötzlich ein überholter Wunsch war. Ich war woanders angekommen.

Er hieß Hans. Er war mein Kommilitone, später mein Kollege am Institut für Psychologie und ein Freund, vielleicht der beste, den ich je hatte, denn die Zeit uns womöglich wieder einander zu entfremden war uns gar nicht mehr gegeben. Er hieß nicht nur Hans, er hieß auch Müller. Er hieß Hans Müller, ein Name, den Gurdjieff einst als Synonym für den seiner Meinung nach dumpfen Deutschen und vor nicht allzu langer Zeit die Deutsche Post auf einem Werbe-Plakat verwendete, statt des üblichen Mustermann. Doch so gewöhnlich der Name, so ungewöhnlich war der damit Bezeichnete, dessen Großvater mütterlicherseits übrigens noch ein Bürger Österreich-Ungarns gewesen. Einmal habe ich ihn gefragt, ob er nicht einen Zweitnamen hätte, mit dem er dem seinen etwas mehr Individualität verleihen könnte. Da hat er mich schalkhaft betreten angeschaut und gefragt, ob ich Hans Otto Müller oder, wie neuerdings üblich, Hans O. Müller denn besser fände. Ich musste zugeben: Nein. Aber: für seine wissenschaftlichen Arbeiten könnte er doch jeden beliebigen Zweitnamen oder gar Namen überhaupt erfinden. Wie wär’s zum Beispiel mit Hans Aurelius Müller oder gar Aurelius Limburg? Er winkte lachend ab, nie hätte er einen Namenswechsel erwogen.

Wir trafen uns regelmäßig auch außerhalb unserer Tätigkeit an der Universität, gerne in dem Café, wo schon Adorno und Habermas gesessen waren, und wie diese redeten wir miteinander. Es waren häufig Fachgespräche, die sich um wissenschaftliche Methoden drehten, da war er, mein Kollege, der Experte und ich im Vergleich zu ihm ein Laie. Wir redeten und redeten und hin und wieder verstummten wir, weil einer den anderen nicht verstanden hatte und die Gegenrede nicht tun konnte – *inhaltlich* etwas nicht verstanden hatte, versteht sich, denn wir waren noch keine Fünfzig und hörten den anderen noch sehr gut trotz des Gemurmels um uns. Wir schwiegen also, schauten uns großäugig und fragend an, suchten nach der gemeinsamen Wellenlänge, bis einer das Wort ergriff und das eben Gesagte oder das eben Gehörte, so wie er es verstanden hatte, noch einmal zusammenfasste. Bestätigung Korrekturen Rückfragen. Irgendwann funkte es, Hansens schwarze Augen leuchteten auf, der Kontakt war wieder hergestellt, er hatte mich oder ich ihn endlich verstanden und wir konnten gemeinsam weiterlaufen.

Hans war ein gründlicher und exakter Denker und betreffs seiner Gefühle ein für gewöhnlich inaktiver Vulkan. Brach dieser Vulkan allerdings einmal aus, spuckte er Gesteinsbrocken und rotglühende Lava – Hans war zornig. Die Aussagen mancher Politiker verursachten einen solchen Ausbruch und jede Erwähnung der Möglichkeit einer Wirksamkeit homöopathischer Mittel, schließlich war er nicht nur Psychologe sondern auch Physiker und als solcher streng naturwissenschaftlich orientiert.

Hans war oft in unserem Haus in der Steiermark, unserer Thorburg, zu Besuch. Er hatte Schlüssel und konnte kommen und gehen, wie es ihm beliebte. Als er Gastprofessor in Wien war, fuhr er oft übers Wochenende hin. Es ließe sich dort, wie er sagte, sehr gut arbeiten. In das Exemplar seines Buches *Probabilistische Testmodelle für diskrete und kontinuierliche Ratingskalen* (ein Methoden-Fachbuch, dessen Titel Sie nicht verstehen müssen), das er mir schenkte, hatte er hineingeschrieben: *Mit herzlichem Dank für wohldosierte Ermunterung und steirische Studierstätte.* Aber das Haus war ihm nicht nur eine Stätte wissenschaftlichen Arbeitens, nein, er schrieb mir auch Gedichte ins Gästebuch:

*Im Frühling schon zweimal und heuer / zur Winterszeit, bin ich zu Gast. / Ich zünde Holz, / ich schür das Feuer, / und lege Koks, ganz ohne Hast, / auf dass der Glutstock hell erstrahle / Und Wärme stellt sich ein im Saale.*

*Man könnte meinen: Welch Gebaren! / Ein Vers zum Heizen – ist das fade! / Doch bin ich Stadtmensch, unerfahren, / und nachts hat’s fünfzehn Minusgrade. / Ich brauche das Erfolgserlebnis, / die warme Stube als Ergebnis.*

*Und sonst? Ganz kurz: Ich steige ein / nach Murau und Tarvisio, / zum Semmering, nach Badgastein / mit Fahrschein „Euro Domino“. / Die Österreich’sche Bundesbahn / hat mir’s mal wieder angetan.*

*Um Judenburg recht zu erleben, / darf man sich aber nicht entfernen. / Es lohnt, dem Hauptplatz zuzustreben, / des Ortes Reize kennenlernen! / Er eignet sich um einzukaufen, / zum Bummeln, Wandern, Schwimmen, Laufen.*

*Wastl am Eck war eins der Ziele, / die ich mir diesmal vorgenommen. / Der Wanderwege warten viele, / ich möchte gerne wiederkommen! / Im Grubhof bin ich eingekehrt, / Die Jause – gut! – wurd´ ganz verzehrt.*

*Die Wege frei, die Luft so rein, / den Schnürer wie im Flug erreicht, / der Schnee schmilzt schon im Sonnenschein, / der Frühling naht, der Winter weicht. / Für heute schließe ich die Seiten, / mög´ Glück das Haus – und Dich! – begleiten.*

(Februar 1996)

Ich kann es mir nicht verkneifen, an dieser Stelle wieder einmal einen Seitenpfad zu einem anderen Gästebucheintrag, dem meines neunjährigen Sohnes im Februar 1997, einzuschlagen. Es war im Fasching und er und sein Freund Jochen haben mit Spielzeugpistolen durch den Wald geknallt. (Ja, wir hatten es ihnen erlaubt. War nicht richtig?) Der Eintrag lautet wie folgt: *Munition ist ausgegangen, das war das Schlimmste von allem. Aber immerhin gab’s 1032 Schuss zu verballern und das hab ich ausgenuzt, und zwar krass. Denn am ersten Tag sind 800 losgegangen, am zweiten Tag sind 208 losgegangen, am dritten Tag sind 24 (ein bischen wenig) losgegangen. Und am vierten Tag sind wir losgefahren.* Gerechnet hat er richtig, mit der Rechtschreibung hat’s noch gehapert.

Hans mochte die Thorburg, er fühlte sich in ihren Räumen wohl, und als ich einmal spaßhaft erwähnte, dass ich dort ein Antiquariat eröffnen und meine Bücher verkaufen könnte, als sinnvolle Beschäftigung für mein Alter (wäre also jetzt so weit), brach – für mich völlig überraschend – sein Zorn-Vulkan aus und heraus spuckte er, dass ihm der Anblick von Menschen, die Bücher aus meinem Haus tragen, zutiefst zuwider sei, *speiübel* werde ihm bei diesem Bild. Aber warum denn das? Verstocktes Schweigen. Wir wandten uns einem anderen Thema zu. Mochte er das Haus auch wegen der Bücher darin?

Hans und ich waren fasziniert von der neuartigen Möglichkeit der elektronischen Kommunikation, ab dem Jahr 2000 schrieben wir uns fast täglich „E-Mail-Briefe“. Ich habe manche dieser E-Mails ausgedruckt, sie liegen in einer Mappe hinter meinem Schreibtisch und manchmal nehme ich sie zur Hand und blättere und lese darin.

Am 23. August 2001 schrieb er mir eine lustige Nachricht:

*Mehr als 1, 2 Tage kein Signal von Dir macht mich unruhig.*

*Gestern mit Diplomandin und Notebook im Café Einstein* (Wien) *gesessen, da kam einStein von oben herab und zischte knapp neben unseren Köpfen und Notebook vorbei und es gab einen Knall und eine Staubwolke. Jetzt – wie ist das möglich? EinStein war ein Stück Putz von der mit Stuck verzierten Decke, wir saßen nämlich draußen unter den Arkaden und ein Blick nach oben ließ Zweifel aufkommen, ob das Café wirklich nach dem großen Albert benannt ist, sondern: einStein hier an der Tagesordnung. Jetzt – Unruhe natürlich doppelt verständlich, weil nichts von Dir gelesen und im Café Laumer* (Frankfurt) *nie nach oben geblickt …*

Am 26. Mai 2005 schrieb er mir eine traurige Nachricht:

*Die Mitteilung, einen Tumor mit ausgeprägten Metastasen zu haben, war derart brutal und für mich kaum fassbar, dass ich sie an meine nächsten erreichbaren Freunde direkt weitergab, quasi Überdruckventil. Du aber warst gestern ein bisschen abwe(i)send am Telefon, waren es die Kochtöpfe am Herd oder Selbstschutz oder etwas anderes, oder eine Mixtur davon. Ich zählte mich nicht zur Risikogruppe.*

Im Weiteren analysiert er, seine vielleicht doch vorhandenen Risikofaktoren: Nachtarbeit, Schlafmangel, Stress durch Zeitverträge und Arbeitsdruck, verhaltener Zorn, Sorgen um die Eltern. Ernährung? *An Apple a day habe ich praktisch nicht beherzigt, außer an Judenburger Wandertagen. Da hatte ich wirklich Lust drauf. Aber gerne Vollkornbrot und Gemüse und in den letzten Jahren der Versuch einer Senkung des Fleischanteils, obwohl es mir bis zum Schluss schmeckte.*

Zum Thema seiner Ernährung hier noch ein E-Mail vom 7. Februar 2001 (6.28 Uhr):

*Und schon wieder etwas passiert.* (Hans war ein Wolf Haas-Fan) *Uhrzeit ja ungewöhnlich, da liege ich nämlich sonst noch im Bett. Etwas geht mir im Kopf herum. Jetzt nicht, dass Du denkst, Migräneanfall, aber mulmig ist mir zumute. Giftanschlag? Beitrag zur Immunisierung gegen die Unbillen der Welt? Gestern am Abend oder besser: zur halben Nacht schon habe ich noch ein Glas Konfitüre geöffnet, das ich mental als Geburtstagsgeschenk meiner FU* (Freundin Ute) *und real in meinem Wiener Kühlschrank gespeichert hatte. Marmelade darf man ja nicht sagen, EU-mäßig, wäre auch zu viel Ehre für das Produkt. Rein optisch verband ich mit ihm (dem Produkt) die Hoffnung auf eine leckere Orangen – sagen wir ruhig noch Marmelade, in Brüssel hört uns ja niemand zu. Nach dem Entfernen eines solide Hausfrauenkunst verheißenden rustikalen Tüchleins kam ein handelsüblicher Schraubverschluss zum Vorschein, dem ich wegen irgendwo abseits abgelegter Brille und meiner Gier keine Beachtung schenkte. Der Deckel war rot wie das Tüchlein. – kein Grund besonders aufzumerken. Der Geschmack, sagen wir es ruhig frei heraus, um andere Konsumenten davor zu warnen, war enttäuschend. Der Hunger aber trieb es hinein auf einem leckeren Brot mit Schärdinger Landfrischkäse (Hüttenkäse) als Grundlage, obwohl sich eigentlich alle Geschmacksnerven sträubten. Hätte der Deckel beim Öffnen nicht ein lautes Plopp gemacht, hätte ich, obzwar immer noch der Industrie und den Lebensmittelkontrollen vertrauend mir die Konfitüre-Marmelade gar nicht zugeführt. Bald jedoch feuerten einige meiner Neuronen so heftig, dass sie sich damit Zugang zu meiner Aufmerksamkeit verschaffen konnten. Ich sah sich die Sache genauer an. Im Widerspruch zum orangenen Erscheinungsbild des Inhalts verkündete der Deckel des Glases eine: Zentis Belfrutta Auslese – Erdbeere – mit Datum 19.3.2002. Gegen das Haltbarkeitsdatum war also nichts einzuwenden, ungerecht wollen wir ja nicht sein. Auf dem Deckel glänzte eine überquellende Fülle von gesund aussehenden Erdbeeren, deren Frischeeindruck durch das junge Grün ihrer Stengelansätze noch verstärkt wurde. Sonst vorgeschriebene Hinweise auf die Zusammensetzung des Inhalts, wie etwa Zucker- und Fruchtanteil, waren nirgendwo zu finden. Der Nachgeschmack meines Genusses war inzwischen irgendwie in Richtung angefaulte Ananas abgedriftet, eh schon wurscht. Der Geruch, der sich durch die zunehmende Erwärmung entfaltet hatte, war stechend. Obwohl ich kein Gourmet bin, werde ich den weiteren Verzehr des Produkts verweigern – im Lande von Meinl, Darbo und Staud muss man sich das nicht antun. Auf eine Mitnahme nach Ffm als Beweisstück verzichte ich, es gibt wichtigeres Gepäck. Wenn mich im Laufe der nächsten Stunden nicht die Spätfolgen meines nächtlichen Heißhungers dahinraffen, werde ich mich mit meinem Koffer zum Bahnhof und in den Zug begeben und dort der weiteren Dinge harren. Sei ganz lieb gegrüßt und wie schön, dass Du keine Mimose bist und ich eine deutliche Sprache sprechen darf!*

Meine Antwort vom 7. Februar 2001 (9.10 Uhr):

*Ich sollte Dir erklärt haben, was sich im Glas befindet. Das „rätselhafte Produkt“ war wenige Tage vor Deinem Geburtstag (21. Dezember) von meiner Freundin ML und mir eingekochte Orangenmarmelade, wobei mir hauptsächlich das Schneiden der Orangen zugefallen war. Wir haben ungefähr zehn Gläser gefüllt, wie üblich gebrauchte Gläser aber selbstverständlich spülmaschinengereinigt bei 90°C und nochmal mit kochendem Wasser überbrüht, also ganz hygienisch. Wir haben alle von diesem „Produkt“ genossen und fanden es köstlich. Dass das Deine schon verdorben war, kann das wirklich sein? Gibt’s das? Oder hattest Du vorher etwas Schlechtes gegessen oder getrunken? Na, hoffentlich lebst Du noch! Mein Rat für die Zukunft: Nachts keine Konfitüre-Marmelade essen, schon gar nicht gierig mit Heißhunger!*

Nun, er hat den Genuss des Produktes überlebt und wir haben über den Vorfall gemeinsam gelacht. Im Nachhinein bereitet er mir freilich Unbehagen, denn ich frage mich: Wurde mit dieser vermutlich verschimmelten Marmelade-Konfitüre der Grundstein zu seiner Krankheit gelegt? Sagt doch meine Freundin, die Ärztin, immer: *Schimmel? Hochtoxisch!*

Noch im wunderschönen Monat Mai des Jahres 2005, ja er war wunderschön, ich erinnere mich, kam der Schlaganfall. Er nahm ihm, der so gerne gewandert war, die Fähigkeit auch nur ein paar Schritte zu gehen, und er nahm ihm, der so gerne mit der Sprache gespielt hatte, die Fähigkeit auch nur ein paar Wörter zu sagen. Bewegungslos und sprachlos lag er in seinem Krankenhausbett und bald auf der Palliativstation. Wir, seine Freunde, besuchten ihn täglich, saßen an seinem Bett, ratlos. Hörte er uns, wenn wir ihn ansprachen? Verstand er uns? *Schau,* *ein Flugzeug!* Langsam wanderten seine Augen zum Fenster.

Immer war er gesund gewesen und jetzt nur zweimal sieben Wochen nach dem ersten von ihm wahrgenommenen Symptom, einer Thrombose im Bein, war sein Körper unbrauchbar geworden. Ende Juni lag er atemlos. Ein Pfleger hatte ihm die Hände zusammengelegt und eine weiße Rose hineingeschoben. Ich umkreiste ihn weinend und flüsterte ihm zu, wie sehr ich ihn vermissen würde und wie schön es gewesen wäre, wären wir gemeinsam alt geworden, und schließlich entblödete ich mich nicht in meiner Verwirrung zu flüstern, dass er doch bitte nicht in meinem Haus, seiner *steirischen Studierstätte*, gespenstern solle. Wie habe ich diesen saudummen Satz bereut! Gut, dass er sich nicht so wirklich daran gehalten hat.

Nun war seinKörper der Erde zurückgegeben, doch seine *Seele –* ich trau mich das Wort kaum zu verwenden, es ist so unmodern geworden, sollte ich zeitgemäßer von *Energie* sprechen? Aber das ersetzt ja nur ein Wort durch ein anderes, im Wesen bleibt es das gleiche. Wesen? Soll ich von seinem *Wesen* sprechen? Ach nein, ich bleibe bei Seele oder wie auch immer man dieses Ding nennen will, das eben kein Ding ist. Also:Seine Seele spürte ich noch neben mir für lange Zeit, es war da ein Gefühl seiner Präsenz.

Etwa anderthalb Monate nach seinem Tod setzten wir uns, die auf neun Personen erweiterte Familie, in der Thorburg zu Tisch. Da klingelte es unten an der Haustür. Ich schaute vom ersten Stock zum Fenster hinaus. Ich schaute die Alte Straße hinauf, ich schaute die Alte Straße hinunter – weit und breit kein Mensch. Dass es klingelt und keiner ist da, das kennt man ja. Am nächsten Tag klingelte es wieder, als wir bei Tisch saßen. Ich eilte zum Fenster, meine Schwägerin nach unten zur Haustür. Keiner da! Wir schauten, ich oben und sie unten, die Alte Straße hinauf, die Alte Straße hinunter – weit und breit niemand. Wer will uns narren und hält sich in einem nachbarlichen Hauseingang versteckt? Spitzt hervor und freut sich, dass er uns aufgescheucht hat? Am dritten Tag klingelte es wieder, als wir uns gerade zum Mittagessen gesetzt hatten. Wir schauten uns verblüfft an, keiner ging zum Fenster, keiner ging zur Tür, mein Ehemann rief: *Nur hereinspaziert, es ist genug zu essen da*. Wir warteten auf ein zweites Klingeln, es kam nicht. Am vierten Tag stand meine Schwägerin um die übliche Klingelzeit hinter der Haustür auf der Lauer – es klingelte nicht mehr.

Nun geht an dem Haus ein Schulweg vorbei, mittags gehen Schüler die Alte Straße hinauf und drücken schon einmal auf die Klingeln, aber es waren ja Schulferien. Naja, vielleicht war es eines von den Ferienkindern, die sommers im Jugendgästehaus weilen und auf Ausflügen bei uns vorbei kommen. Aber die gehen in Gruppen, die hätte man nicht überhören und übersehen können. Wer auch immer der Missetäter gewesen war, ich für mich beschloss insgeheim, dass es Hans war, der sich diesen Klingelspaß erlaubt hatte. Schließlich war es *seine* Klingel, er hatte sie mir Jahre zuvor installiert.

Heute bin ich, ehrlich gesagt, nicht mehr so sicher, dass wirklich an drei Tagen geklingelt wurde, vielleicht geschah es nur an zwei Tagen, doch ich, verführt von der *Faszination* (Sedlaczek) und der *Magie* (Cortázar) der Dreizahl, bilde mir nun das Dreimal ein, wodurch ich ja auch die bessere, die überzeugendere Geschichte erzählen kann.

In diesem August in der Thorburg ist noch etwas passiert – ein Schlüssel ging verloren. Auch das an sich kein ungewöhnliches Ereignis. Aber es war der Hausschlüssel im weinroten Ledertäschchen, den ich Hans vor Jahren zum Gebrauch überlassen und den mir seine Schwester zurückgegeben. Eine Freundin, die bei uns zu Besuch war, hatte ihn als nächste verwendet und ihn mir vor ihrer Abreise direkt in die Hand gelegt. Wir standen zwischen Haustür und Garderobe und ich hängte ihn sofort in den Schlüsselkasten. Dort aber war er nicht mehr. Es wird ihn jemand herausgenommen haben, aber wer? Alle werden befragt, keiner will es gewesen sein, keiner weiß etwas vom Schlüssel. Die Erwachsenen grübeln, meine Schwiegermutter sogar des Nachts, behauptet sie, und sie ruft den Heiligen Antonius, den Kreuzbraven an – hilft nix! Wir durchsuchen das Haus, machen Taschenkontrollen und Leibesvisitationen. Der Schlüssel bleibt verschwunden. Schließlich überlege ich, wenn mein Freund Hans, der Logiker, sich hier wiederum ins Spiel gebracht haben sollte, müsste der verlorene Schlüssel beim Fundamt deponiert sein. Soll ich dort nachfragen? Das kommt mir ziemlich sinnlos vor, aber ich tue es. Und da schau her! Der gesuchte Schlüssel liegt in einer Schachtel unter vielen anderen verlorenen Schlüsseln. Die Frau, die ihn mir aushändigt, weiß nicht, wer ihn wann abgegeben hat.

Jetzt suchen wir in der Familie nach dem Schuldigen, nach dem, der den Schlüssel genommen und verloren hat. Jeder sagt: Ich war’s nicht. *Also ich war’s ganz bestimmt nicht!* Ich freilich war es auch nicht, aber ich glaube zu wissen, wer es war, doch darüber schweige ich lieber.

Im Oktober fuhr ich wieder in die Steiermark, um Haus und Garten zu pflegen. Schon auf dem Bahnsteig in Frankfurt fiel er mir auf – Gesicht Bart Haare Körperhaltung Rucksack Kleidung, alles passte. Da stand Hans leibhaftig in einer etwas größeren Ausgabe vor mir. Ich umkreiste ihn, ich besichtigte ihn verstohlen, ich stieg in denselben Waggon ein und setzte mich ihm gegenüber. Ich nahm ein Buch zur Hand, las kaum, spähte über seinen oberen Rand – Beobachtungsposten. Er saß zurückgelehnt mit geschlossenen Augen, die Hände als *Vaterunserbeere* (Lavant) vor dem Bauch. Hin und wieder rückte er sich zurecht, dabei kamen ihm irgendwann meine Beine in die Quere und er entschuldigte sich. Stimme und Lachen waren dunkler und lauter als die meines toten Freundes, passten jedoch zu seiner vor mir sitzenden größeren Ausgabe.

Gerne hätte ich mit meinem Gegenüber, dem *großen Hans*, geredet, um etwas über ihn zu erfahren, habe aber nicht den Mut gehabt ein Gespräch anzufangen. In Wien stieg er aus, ich fuhr weiter über den Semmering durchs Mürztal hinauf ins Murtal. Und während der ganzen Fahrt und noch tagelang danach ging mir dieser Doppelgänger nicht aus dem Sinn. Dabei sind Doppelgänger gar nicht so außergewöhnlich. Meine Mutter hat Doppelgänger von Schauspielern Politikern Nachrichtensprechern, die sie vom Fernsehen her kannte, in unserer kleinen Stadt gesehen, hat davon gesprochen, dass sie heute die Frau – *Weißt du, die Frau, die ausschaut wie die Lieselotte Pulver*, wieder gesehen hat. Oder umgekehrt hat sie von einem Nachrichtensprecher festgestellt, dass der genau so ausschaut wie der Herr Uanschu. (Den Namen, mittlerweile auf einem Grabstein zu lesen, habe ich mir gemerkt, weil er in einer kleinen steirischen Stadt ungewöhnlich ist.)

Silvester 2005 feierten wir wie üblich im Kreis von Familie und Bekannten in der Thorburg. Dabei war auch ein Freund meiner Tochter, den wir davor schon öfter getroffen hatten. Mein Ehemann sprach hinter dem Rücken der anderen mir gegenüber aus, was ich ebenfalls empfand, nämlich dass uns dieser Freund heute mit seinen Reden und Gebärden und seinem Lachen an Hans erinnerte, so sehr, als sei dieser in ihn geschlüpft. Der Eindruck schwächte sich im Verlauf des Abends nicht ab, er wurde immer stärker. Wir waren fast erleichtert, als sich der irdische Gast kurz nach Mitternacht verabschiedete und den außerirdischen – oder besser: den überirdischen mitnahm.

Zu dieser Begebenheit möchte ich bemerken, dass mein Ehemann kein Esoteriker und kein mit einer blühenden Fantasie Geschlagener ist. Außerdem: Lesen wir es nicht schon in der Ilias, dass Jenseitige in Diesseitige schlüpfen? So erscheint Aphrodite der Helena in Gestalt einer ihr aus Kindertagen vertrauten Greisin und die Pallas Athene erscheint dem Pandaros in Gestalt des Speerkämpfers Laokodos, und so weiter. Freilich, nicht gleichen Stammes sind unsterbliche Göttinnen und sterbliche Männer. Göttinnen greifen schicksalshaft in das irdische Geschehen ein, unser lieber Hans wollte nur noch einmal mit uns feiern, ein bescheidener Wunsch. Vielleicht hat ihm eine Göttin geholfen, den Durchschlupf, das Wurmloch zwischen den Welten zu finden.

Im Juni 2006 ging ich eines Vormittags die Frankfurter Gräfstraße entlang. Aus dem Haus, in dem Hans gewohnt hatte, kam ein grauhaariger Mann. Er kam mir entgegen, glitt schleppenden Ganges, zittrig auf einen Stock gestützt an mir vorüber. Im Vorübergehen blickte er zu mir her, wir schauten uns kurz an. Er war blass und sehr müde waren seine Augen. Als er vorüber war, musste ich stehen bleiben und mich nach ihm umdrehen, ihm nachschauen. Nein, seine Erscheinung löste sich nicht auf, er entschwand meinen Augen erst durch Links-Abbiegen am Ende der Straße. Ein gewöhnliches Ereignis, doch ich stand da und nahm es als Botschaft meines Freundes, und die Botschaft fast genau ein Jahr nach seinem Weggang lautete: Das wäre aus mir geworden, lebte ich noch. Das wäre meine Alternative gewesen, und nein, das habe ich nicht gewollt.

Es war dies meine letzte Begegnung mit ihm, und danach? Wo beheimatet sich die Seele, die es naturwissenschaftlich gesehen nicht gibt? Wir wissen nichts, wir dürfen hoffen. Hans ist ein Bodenständiger gewesen, er hat an kein Jenseits geglaubt, er hielt eine solche Vorstellung für Humbug. Das Wort Mystik, so er es überhaupt in den Mund nahm, sprach er grundsätzlich als *Mistik* aus.

Der Tod meines Freundes Hans Müller war ein Schock, ein Schnitt ins eigene Leben. Danach fing das an, dass ich beim Schreiben eines Wortes oft den letzten Buchstaben weglasse, dass ich aufhöre zu sprechen, wenn der Satz zu Ende gedacht ist, dass ich häufig Dinge verlege, wobei ich das Gefühl habe, sie würden von sich aus verschwinden. Oft spiele ich dann das Spiel, dass Hans sie vor mir versteckt, dass er Schabernack mit mir treibt. Wenn meine katholische Schwiegermutter etwas nicht findet, ruft sie: *Haliger Antonius, kreuzbraver Mau, pack mi am Schopf und ziach mi hinau*. Ich hab mir angewöhnt in Gedanken oder auch laut, je nachdem, ob jemand in der Nähe ist, zu rufen: *Lieber* *Hans,* *wo hast du meinen Schuhlöffel* *hingetan?* Und glauben Sie mir, liebe Leser, ich glaube, er hilft mir genau so oft Gesuchtes zu finden wie der heilige Antonius meiner Schwiegermutter hilft. Allerdings unterscheidet er sich vom Heiligen Antonius insofern, als dass er mir, um mich zu necken, die Sachen vorher versteckt. So etwas würde der Heilige Antonius niemals tun. Aber mein verstorbener Freund versteckt mir nicht nur allerhand, er muss es auch sein, der in unserem Haus, seiner *steirischen Studierstätte,* Lichter anschaltet. Denn bitte, wer sonst sollte dafür verantwortlich sein, dass, bin ich allein dort, in Räumen, in denen ich – Hand aufs Herz – gar nicht gewesen bin, plötzlich das Licht brennt? Ich war nicht auf dem Dachboden. Ich war nicht im Keller unten. Wieso brennt auf dem Dachboden und tags darauf im Keller das Licht? (Beides habe ich zufällig entdeckt.) Das kann doch nur der Hans gewesen sein!

Ja, ich denke oft an ihn. Was hielte er von Facebook und so weiter, und ganz aktuell von der *Corona-Pandemie*? Wäre er heute milde und gelassen, ein siebzigjähriger Schmunzler, der über den Dingen steht? Es gibt da ja auch die Alten, die sich mit Hilfe ihrer Intelligenz Denkgebäude errichtet haben, die zwar in sich einigermaßen stimmig sind, deren Fundament aber beträchtlich wackelt – ein Sachverhalt, den zur Kenntnis zu nehmen sie sich stur weigern. Sie haben sich in ihrem wackeligen Gebäude wohl eingerichtet und kämpfen starrköpfig und eloquent dafür drinnen zu bleiben. Hätte Hans einer von diesen werden können? Und wenn ja, hätte er in dem Fall zumindest über die Handke’sche Einsicht verfügt, der in einem Interview mit Peter Kümmel es so ausdrückte: *Einmal war ich weitaus der Klügste von allen, jetzt habe ich eine andere Entwicklung genommen, jetzt bin ich: entschieden dumm!*

Wäre Hans und hätte Hans – Hans ist nicht mehr. Aber irgendwo da hinten sind wir ein Stück des Weges nebeneinander her gegangen. Unvergessen.

Anderes aus dieser Zeit wäre besser vergessen. Habe ich es nicht in eine Schachtel gesteckt und Deckel drauf? Und den Vorsatz gefasst, nie wieder hineinzuschauen? Aber ach, die Neugierde! Ich musste meine Nase noch einmal hineinstecken in diese Passage verliebten Irreseins und sie als zu mir gehörend anerkennen.

Haben Sie, lieber Leser, oder eher: liebe Leserin, *Schokolade zum Frühstück* gelesen und sich dabei amüsiert? Wenn ja, amüsiert Sie vielleicht auch das Folgende. Haben Sie sich aber beim *Tagebuch* *der Bridget Jones* nicht amüsiert oder haben Sie es schon nach ein paar Seiten aus der Hand gelegt oder haben Sie es gar nicht in die Hand genommen, weil Sie so ein Buch – also nein, wirklich nicht interessiert, dann rate ich Ihnen, die nächsten Seiten zu überblättern. Falls Sie von dem Buch noch nie gehört haben, weiß ich nicht, was ich Ihnen raten soll, da müssen Sie selbst entscheiden: Lesen oder Nichtlesen.

Also Folgendes: Es ging mir gut mit meinem Liebsten, Gewohnheit aber kann einen Freiraum schaffen, in den sich verstohlen Lust nach einem Abenteuer einnistet. Und sich zu verlieben ist eine Art Abenteuer, irgendein Opfer findet sich immer. Heutzutage, so schreibt Gassmann in der *Süddeutschen Zeitung*, nennt man diesen Vorgang, der spielerisch beginnt, einem den Tag würzt und einen dann nach und nach überwältigen kann, sich *fremdverlieben* oder *fremdverknallen* und man spricht von *Beziehungscrush*. Psychologen sagen, dass das in der besten Beziehung vorkomme und *ganz normal* sei. Ist also gar kein Abenteuer. Hätte ich das damals gewusst, hätte ich es bleiben lassen können. Ach ja, hätte ich?

Wir, die Mitarbeiter vom Institut für Psychologie, zu denen gehöre ich jetzt, gehen jeden Tag gemeinsam in die Mensa essen, unsere studentische Hilfskraft ist häufig dabei. Geredet wird über Professoren, Lehrveranstaltungen, psychologische Testverfahren und statistische Methoden. Da habe ich die Möglichkeit, mir diese Hilfskraft – sie war ein Er, und wie dieser Er hieß, sage ich nicht – genauer anzuschauen. Er gefällt mir. Gefalle ich ihm auch? Er schaut nie her, wenn ich hinschaue. Schaut er her, wenn ich nicht hinschaue? Es möchte mir so vorkommen. Es möchte mir so vorkommen, dass ich, wenn ich hinschaue, sehe, dass er gerade noch hergeschaut und, erst als ich hingeschaut, schnell weggeschaut hat. Wenn ich ihn anspreche, schaut er her und antwortet, zögerlich. Ich denke mir Fragen aus, die ich ihn fragen könnte, damit er die Tischrunde nicht vor mir verlässt. Zu Hause überprüfe ich mein Spiegelgesicht und stelle fest, ich bin nicht mehr so jung. Aber er – ach er! – er ist es noch.

Und jetzt geht’s los: Ich werde launisch. Einmal bin ich gut gelaunt, denn ich war allein mit ihm essen, Zufall, und ich fand uns in angeregter Unterhaltung. Worüber? Ach, über den im Institut neu angeschafften Computer; und das Mensa-Essen war wie immer: nicht wohlschmeckend. Ob ich ihn einmal zum Mittagessen in den *Pelikan,* in dieses Studentenlokalgleich um die Ecke, entführen könnte, und verführen zu einem Gespräch über Ernst Bloch, den ich gerade lese, was mir nicht leicht fällt, oder über einen Film, der gerade läuft? In solcher Umgebung und bei solchen Themen könnte ich vielleicht etwas mehr über ihn erfahren. Ein andermal bin ich schlecht gelaunt, denn ich habe ihn nicht gesehen und ich werde ihn auch morgen nicht sehen, und übermorgen nicht, und überübermorgen auch nicht, denn am Montag ist er nie im Institut.

Wo ist er am Wochenende? Verbringt er es mit seiner Freundin? Bestimmt hat er eine. Wer ist die? Eine der hübschen Studentinnen? Bei diesen Gedanken werde ich so schlecht gelaunt, dass ich beschließe, nicht mehr mit ihm essen gehen. Das heißt, ich will nicht mehr zum Essen mitgehen, wenn er dabei ist – später irgendwann vielleicht wieder einmal. Aber wenn er morgen im Institut ist und mit den Mitarbeitern in die Mensa geht, werde ich auf keinen Fall mitgehen. Und was ist passiert? Meinem Tagebuch (ja, damals führte ich wieder einmal für kurze Zeit eines) entnehme ich: Er ist nicht ins Institut gekommen. Also bin ich mit den anderen in die Mensa gegangen. Es war sehr fad und danach hab ich nicht gewusst, ob ich jetzt gute oder schlechte Laune habe.

So ähnlich läuft das tagaus und tagein. Und weil mehr nicht läuft, habe ich mir Tarotkarten gekauft und lege jetzt tagaus tagein die Karten und befrage sie, lege und befrage sie so lange, bis mir die Antwort gefällt. Selbstverständlich mache ich das nur so zum Spaß, ernst nehmen tu ich das nicht! Aber nein!

Und meine Träume sind lebhaft. Ich komme heim, an der Haustür wartet mein Mörder auf mich, ein Asiate. Er sitzt im Auto, das er so in den Eingangsbereich des Hauses gefahren hat, dass ich nicht daran vorbei komme. Ich bin schlau und laufe über das Autodach. Er merkt es, greift sich sein Schwert und rennt hinter mir her. Wie ist der aus seinem Auto herausgekommen? In dem engen Hauseingang konnte er die Autotür doch gar nicht öffnen. Ich habe den Gedankenblitz, dass es sich um einen Traum handelt, und werde mutig. Ich bleibe stehen, drehe mich um, greife dem Heranstürmenden mit der Hand ins Schwert und knicke es ab – Papp-Schwert! Der Asiate macht kehrt, holt ein neues Schwert, richtet es gegen mich, ich knicke es ab. Der Asiate holt ein drittes Schwert, ich entwende es ihm und ich stoße es ihm mit Kraft und, ich gebe zu, mit Genuss in die Brust. Er bäumt sich auf. Ich ziehe das Schwert heraus, ich stoße ein zweites Mal zu. Er fällt zu Boden, er rührt sich nicht mehr. Ich habe ihn ermordet, mit dem Pappendeckel-Schwert, kein Blut-Erguss. Am Morgen nach diesem Traum fühle ich mich stark, und mein Liebster, dem ich den Traum am Frühstückstisch erzähle, lobt mich: *Da warst du aber sehr tapfer*!

Heutzutage lege ich keine Tarotkarten mehr, die liegen oben am Schrank in einem Karton, und meine Träume orientieren sich mehr am Alltäglichen. Kürzlich zum Beispiel – nein, ich muss weiter vorn anfangen. Also: Gestern war ich in einem Baumarkt, hier in der großen Stadt, um einen Haken fürs Badezimmer und eine Tube Emailfarbe zu kaufen, da sah ich vor dem Eingang wunderschönes Scheit-Holz im roten Netz. Wunderschön für den kleinen Ofen in unserem steirischen Haus. Für den ist nämlich das Anzündholz vom Baumarkt dort in der kleinen Stadt immer zu klein und das Holz vom dortigen Bauern (für den großen Ofen) immer zu groß. Aber dieses Holz hier hatte genau die richtige Größe und war im Netz auch für mich ohne Auto heimtragbar. Nur dass ich damit eine Weile durch den Markt würde gehen müssen, um einen passenden Haken zu finden, erschien mir mühsam. Doch dafür fand ich eine Lösung: ich tat das Netz mit den Holzscheiten in einen Einkaufskorb aus Draht, den stellte ich neben dem Informationsschalter ab und suchte unbeschwert nach dem Haken. Dass ich eine Emailfarbe für den Sprung im Waschbecken kaufen wollte, hab ich in meiner Holz-Euphorie vergessen. Wir haben nämlich immer Sprünge in der Glasur des Waschbeckens. Früher haben wir die Waschbecken deshalb regelmäßig erneuert, aber irgendwann sind wir dessen müde geworden, weil das neue Waschbecken jedes Mal bald wieder einen Sprung hatte, denn ständig fiel irgendwas hinein und schlug eine Spur in die schöne Weiße. Aber was wollte ich eigentlich erzählen? Bin schon wieder aus der Spur gesprungen. Ach ja, den Traum, den ich letzte Nacht hatte. Ich habe also das Holz gekauft und den Haken gekauft, die Emailfarbe hab ich vergessen. Zu Hause habe ich die Holzscheite aus dem Netz genommen, immer zwei drei zusammen in einen Bogen Zeitungspapier gewickelt und für die bequeme Mitnahme im Zug in meine Reisetasche gelegt. Dabei bemerkte ich ein Holzscheit mit heller Rinde und einem kurzen schräg angesetzten Seitenast. Und dieser Anblick, da bin ich sicher, hat dazu geführt, dass ich es im Traum der folgenden Nacht mit einer *Brotrindenaufbewahrungsvorrichtung* zu tun bekam, und zwar so: Ich spielte mit jemandem Karten und aß ein Stück Brot, aber nur das Innere der Scheibe, die Rinde wollte ich mir für später aufheben, wollte sie erst nach dem Kartenspielen essen. Deshalb legte ich sie in eine *Brotrindenaufbewahrungsvorrichtung*. Das war ein ungefähr zwanzig Zentimeter langes Birkenholzscheit, das mit seinem flachen Anschnitt rechts von mir auf dem Tisch lag. Auf seiner abgerundeten Oberseite hatte es in der Mitte eine längs verlaufende Einkerbung und rechts davon zwei schräg nach oben stehende und jeweils ungefähr sieben Zentimeter lange dünne Ästchen. In die Einkerbung legte ich meine zusammengedrückte Brotrinde. Falls es einmal mehrere Rinden wären, so dass die Einkerbung überragt würde, würden die beiden Ästchen als Stützen verhindern, dass die Brotrinden hinten hinunterrutschen. Wenn Sie sich diese Vorrichtung anhand meiner Beschreibung schlecht vorstellen können, stellen Sie sich einfach ein Bänkchen mit Lehne vor, auf dem eine ihrer Einverleibung harrende Brotrinde liegt, ein *Brotrindenbänkchen*.

Als ich meinem Ehemann am Frühstückstisch von dieser *Brotrindenaufrichtungsbewahrung* –na! – alsovon diesem Brotrindendings erzählte, schaute er kurz über den Rand der Zeitung zu mir her und sagte *He?* Und dann im Wieder-Abtauchen fasste er mich noch einmal scharf ins Auge und sagte *Verrückt!* Ob er damit *diese* *Brotmaschine*, wie er die *Brotrindenaufbewahrungsvorrichtung* später einmal genannt hat, oder mich meinte, ist nicht klar. Aber falls Sie jetzt finden, dass ich verrückt bin, bitte bedenken Sie, ich habe von dieser Vorrichtung samt ihrem Namen *geträumt*, und erzählt habe ich hier davon, um zu veranschaulichen, wie unterschiedlich Träume in verschiedenen Lebensphasen sein können. Die *Brotrindenaufbewahrungsvorrichtung* ist also kein Haushaltsgerät, das ich meine erfunden zu haben und das ich nun als Patent anmelden will, das wäre in der Tat verrückt. Obwohl: Warum sollte es so eine Vorrichtung nicht geben für den, der seine Brotrinden nicht auf einem gewöhnlichen Tellerchen ablegen möchte, wo es doch für den, der sein Frühstücksei nicht mit einem Löffelchen aufklopfen oder mit einem Messerchen köpfen möchte, so etwas gibt wie einen *Eierschalensollbruchstellenverursacher*.

Die Weihnachtsferien sind da. Ich gehe nicht ins Institut und ich gehe nicht in die Mensa. Das macht mir nichts aus, ich kann die alle und besonders den einen eh nicht mehr sehen. Ich bin allein, mein Liebster ist verreist, die Tage laufen gemächlich dahin. Ich gehe schlafen, ich stehe auf, ich esse im Stehen aus der Hand (fingerfood), ich lese (Meister Floh), ich höre Musik (Jephta), alles ganz nach meinem Belieben. Wenn ich mich einsam fühle und mich ein wenig fröstelt, setze ich mich auf den Boden mit dem Rücken an den Heizkörper und gebe meinen Gedanken Auslauf. Sie laufen ins Institut und in die Mensa und von da laufen sie hinaus in die weite Welt, hinein in neue Räume.

Manchmal treffe ich mich mit Hans im Café Kafka, beide schreiben wir an einer Dissertation. Bei der seinen geht es um eine Korrektur der Klassischen Testtheorie durch Einbeziehung von wahrscheinlichkeitstheoretischen Überlegungen, bei der meinen um die Art und Weise, wie Kinder Farbnamen erlernen. Die Anthropologen Berlin & Kay fanden in den Siebzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts beim Vergleich von Sprachen unterschiedlicher Kulturen maximal elf abstrakte Farbnamen, das heißt solche, die ohne gegenständlichen Vergleich auskommen wie *himbeerrot* oder *grasgrün.* Und sie stellten fest, dass die Zunahme dieser Farbnamen, auch allgemeine Farbnamen genannt, in den verschiedenen Sprachen einer festen Sequenz folgt: Zu Beginn stehen die achromatischen Farben schwarz und weiß (dunkel und hell), als erste chromatische Farbe folgt rot, dann gelb und so weiter. Weiß man also, wie viele allgemeine Farbnamen es in einer Sprache gibt, kann man sagen, welche das sind. In meiner Arbeit sollte überprüft werden, inwieweit untrainierte Kinder von zwei bis vier Jahren im Sinne der so genannten *Rekapitulationstheorie* den von Berlin & Kay festgelegten sieben Farbnamenerwerbsstufen folgen. Insgesamt hatte ich 160 Kinder untersucht, mit jedem an zwei Terminen je anderthalb Stunden gespielt und es zu seinen Farbkenntnissen befragt, bei eingeschaltetem Tonbandgerät. In manchen Wochen war ich außer am Sonntag jeden Tag mit meinem Köfferchen bei einem Kind gewesen und an den Abenden bis zu drei Stunden an der Übertragung der Tonbandaufnahme ins Schriftliche gesessen. Eine aufwändige Arbeit, theoretisch nicht sehr aufregend; ich hatte mich an vorgesetzte Wünsche angepasst. Und weil mir bei der abendlichen Daten-Fixierung oft so langweilig war, platzte mir eines Tages wieder meine dichterische Ader und ich notierte: *Schwarz starrt meine Sehnsucht so dicht / und weiß flirrt die Hoffnung. / Rot scheint mir nicht. / Blau träumt mir der Liebe innige Nacht. / Grün glänzet der heilende Tag.*

Und weiter brüte ich über den Tarotkarten, sie sollen mir etwas verraten über den, in den ich heimlich unheimlich verliebt bin. Und ich träume viel, und wiederholt träume ich, dass ich in einer Fensternische stehe – *von Schwermut ans Fenster gepreszt* (Mayröcker).Ich stehe da und schaue in eine Parklandschaft hinaus, schaue auf einen Weg. Ich warte auf jemanden, doch der kommt nicht. Oder sagen wir es so: Ich wache immer auf, bevor er kommt. Zum Frühstückskaffee esse ich Schokolade – Bitterschokolade.

Im Frühling werde ich mir unerträglich, ich verliere Kontrolle und Contenance, ziehe dem Objekt meiner Begierde, wie man so sagt: *Würmer aus der Nase*, und winde mich hinterher vor Scham. Aber: *Steht es denn in unserer Macht, ob wir uns verlieben oder kühl bis ans Herz hinan bleiben? Und ist man erst einmal verliebt, steht es einem dann frei, so zu handeln, als wäre man nicht verliebt?* (Diderot)

Zum Tarot-Tick habe ich jetzt noch den Pendel-Tick, und hätte ich folgendes Rezept von Reinhard Holzegger schon gekannt:

*Das wissen nur wenige: Fünf Blätter am fünftletzten Ast von der Krone her gezählt, umrahmt von fünf kleinen Zweigen, die sind es. Ein aufmerksames Auge erkennt sie sofort – ein wenig dunkler in der Farbe, die Stängel nach links geneigt. Man pflückt sie am fünften Tag des fünften Monats zur fünften Stunde, und besonders wichtig: man trennt sie fünf Millimeter über der Sprossachse mit einem scharfen Messer ab und bindet dann um die Schnittstelle vorsichtig einen fünfmal um die Hand gewickelten Leinenzwirn. Jetzt lasse man die Fünf grade sein und lege die so Geernteten, damit man sie heil nach Hause bringt, vorsichtig zwischen sechs Blätter aus Papier. Noch zu erwähnen: Es sollte ein sonniger Tag sein, weshalb eine Ernte nicht jedes Jahr durchgeführt werden kann, denn diese Blätter kommen eher in den nördlichen Breiten vor, vorzugsweise entlang des fünfzigsten Breitengrades.*

*Das Fenster vor das man die Blätter zum Trocknen hängt (nun versteht man die Länge des Zwirns), muss in südliche Richtung zeigen, um möglichst viel Sonne einwirken zu lassen. Das Fenster darf nicht geöffnet werden, kein Lufthauch sollte die Blätter anrühren. Ein einziger Tag ist erlaubt für ihre Trocknung, und ist dann auch nur noch die geringste Feuchtigkeit in ihnen, sind sie wertlos. Nach Sonnenuntergang nimmt man die Blätter ab, löst die Blattadern aus ihnen heraus und bricht sie in einen Mörser, und wenn die Blätter richtig getrocknet wurden, lassen sie sich* (die Blattadern) *schon klein zerteilen. Nun legt man das in den Adern getrocknete Blut frei, indem man sie mit dem Stößel zu feinem Pulver zerreibt. Dieses Blätterblutmehl füllt man in eine Küvette und verschließt sie sorgfältig. Und so schnell wie möglich sollte es zur Anwendung kommen, denn Schlag Mitternacht des fünften darauffolgenden Tages verliert es seine Wirkung. Die Anwendung geht wie folgt vonstatten (und seien Sie sich deren Wirkung bewusst, ein Rückgängigmachen ist nämlich nicht möglich, ist zumindest mir als Fähigkeit nicht verliehen, nur gehört habe ich einmal von einer solchen Möglichkeit)*: *Man streue den Inhalt der Küvette auf die Blütenblätter einer Rose, vorzugsweise. Doch unbedingt großblütig sollte die auserkorene Blume sein und trocken, (nicht feuchtbesprüht der Frische wegen). Mit dieser Blume begibt man sich zu seiner Angebeteten, riecht daran vor ihren Augen, lobt den betörenden Duft und reicht ihr die Blume weiter. Sie wird ebenfalls daran riechen und ihre Lungen mit dem Blätterblutmehlstaub füllen. Dann wird sie den Blick zu Ihnen erheben und von da an ist sie die Ihre auf ewig.*

Ja, hätte ich dieses Rezept gekannt, ich glaube, ich hätte keine Mühe gescheut, seinen Anweisungen zu folgen. Obwohl, sie sind hier und da etwas unklar und es hätte sicher auch technische Schwierigkeiten gegeben. Außerdem ist es fraglich, ob diese Anweisungen auch für die umgekehrte Geschlechterbesetzung gelten? Und dann ist da noch das *Auf-ewig* – ich glaube, dieses Risiko hätte ich nicht eingehen wollen. Hätte ich also das Rezept damals gekannt, hätte ich es vermutlich trotzdem nicht zur Anwendung gebracht.

Aber gut, dass ich den Holzegger-Text mit diesem Rezept vor einiger Zeit entdeckte, denn dank ihm habe ich eine wunderbare Stelle bei Cortázar nicht überlesen: *Die Maga las ein Blatt vom Rinnstein auf, führte es über die Handfläche, kämmte es, nahm ihm schließlich das Blattfleisch, so dass die Nervenstränge frei lagen, ein zartes grünes Gespenst auf ihrer Haut.* (*Gespenst* gefällt mir sehr gut, doch womöglich handelt es sich dabei um einen Druckfehler und es sollte *Gespinst* heißen.)

Zurück zum Anfang der Achtziger Jahre. Esoterik ist *in.* Wir lesen Carlos Castaneda, wir legen Tarot, wir pendeln und halten Wiedergeburt und Karma für spannende Annahmen, wir beschäftigen uns mit dem abendländischen, dem keltischen, dem chinesischen und dem indianischen Horoskop und glauben gern an das Walten des Schicksals. In der großen Stadt gibt es zwei Esoterik-Buchhandlungen und Esoterik-Abteilungen in vielen *normalen* Buchhandlungen. Im Institut erzählt ein Kollege von einer Wahrsagerin, alle aus seinem Bekanntenkreis seien schon bei ihr gewesen. *Da müsst ihr einmal hin, die ist unheimlich gut.* Und selbstverständlich will ich hin zu dieser *unheimlich guten* Wahrsagerin. Sie ist nett und mütterlich, eine weißblonde Russlanddeutsche um die Sechzig. Große blaue Augen strahlen durch dicke Brillengläser. Sie bittet mich, in ihrer aufgeräumten Küche Platz zu nehmen. Wir setzen uns einander gegenüber an den Tisch, sie nimmt meine Hand. Nein, nicht um daraus zu lesen, sondern um mit mir und meinem *Schicksal* Kontakt aufzunehmen. Konkret wird sie nur an zwei Punkten: bei der Anzahl meiner Kinder und der Aussage, dass ich mein Leben lang reisen würde. Was sie sagt, entspricht nicht meinen Wünschen, aber sie lässt nicht mit sich handeln. Als sie meine Hand wieder loslässt, schaut sie mich an und seufzt: *Ach ja, ein unglücklicher Schütze*. Hm, hm, das hat’s jetzt auch nicht gebracht. Keine Stimmungsaufhellung durch diesen Blick in die Zukunft.

Jahre davor, in Santiago de Chile, war ich schon einmal bei einer Wahrsagerin gewesen, hingeschubst von Vera, einer Freundin meiner Freundin Marcia. *Musst du hin, die ist toll, bei der waren wir alle!* Mit ihrem VW-Käfer fährt sie mich in einen Vorort, Einfamilienhäuser hinter Vorgärten, sehr deutsch. Vera klingelt am Gartentor. Eine stark geschminkte kleine Dicke tritt aus der Haustür, fuchtelt abwehrend mit den Armen und schreit etwas auf Spanisch. Wir seien zu früh, wir sollen warten, die Sendung ist noch nicht zu Ende. Und Vera erklärt mir, dass da gerade so eine Serie laufe, die alle schauen. Wie enttäuschend, eine Wahrsagerin schaut eine Fernsehserie! Was sie mir dann prophezeit, ist auch danach: Junger Mann aus gutem Haus. Doch ich will ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn sie sieht viele Bücher um mich und da hat sie richtig gesehen, und das mit dem jungen Mann aus gutem Haus war ja auch nicht grad falsch.

Ach ja, die Esoterik. Zur weiteren Entspannung nehme ich Baldriparan-Kapseln, aber die beruhigen mich nicht wirklich, deshalb rauche ich, das bringt mehr. Gierig ziehe ich an den Zigaretten, laufe im Kreis und demontiere den Begehrten. Er gehört halt zu der Gattung Mann, die bei Frauen Hormonausschüttungen bewirkt, schließlich bin ich nicht die einzige im Institut, die *scharf* *auf ihn hat*, wie man in Österreich sagt, mindestens zwei andere haben auch ein Auge auf ihn geworfen. Er ist intellektuell geschult, das schon, im Übrigen aber einfach gestrickt, kann nur über Fachliches reden; und Geschmack hat er auch keinen, hat komische Sachen an, zum Beispiel so eine längsgestreifte Hose. Und sein ambivalentes Verhalten mir gegenüber, mal freundlich, mal abweisend, speist sich aus geschmeichelter Eitelkeit und ängstlicher Abwehr! Aber: so ein sinnlicher Mund, wie der einer hübschen Frau, und kontrastierend dazu dieses markante Profil – griechische Statue. Genau! Starr, das ist er, und: neurotisch ehrgeizig angepasst. Was will ich von ihm? Ich will, dass er seine Maske fallen lässt und *der Flamme Raum gibt* (Werfel), dass er Gefühle zeigt, wenn möglich in Bezug auf mich.

Die Zeit verbröselt und es passiert – nichts. Nach ungefähr hundertsiebenundzwanzig Zigaretten (Baldriparan hab ich aufgegeben), verteilt auf mehrere Wochen, bin ich wieder normal. Und als er einmal superfreundlich zu mir ist, interessiert mich das nicht mehr. Allerdings: Auf der Semesterabschlussfeier in einer Gastwirtschaft muss ich ihn wieder beobachten und mich dabei betrinken.

Der Sommer ist gekommen, Semesterferien. Aus den Augen, aus dem Sinn. Mein Liebster und ich radeln zum Bagger-See, verfaulenzen dort den Nachmittag und radeln im Abendrot zum Abendbrot in die Apfelweinwirtschaft und gegen Mitternacht beschwingt beschwipst nach Hause. Der Mond und die Sterne leuchten uns durch die warmen Nächte. Ein herrlicher Sommer war das!

Aber der Herbst kommt und ich erleide ein Rezidiv; heutzutage würde man von einer *zweiten* *Welle* sprechen. Ende Oktober sind wir, vier Mitarbeiter, von unserer Chefin zu einer Arbeitswoche an die Ostsee geladen. Im Ferienhaus hat man mir ein Zimmer im ersten Stock zugeteilt. Ich schlafe Wand an Wand mit dem nun wieder Begehrten. Auf der anderen Seite liegt Mari, und in den beiden Zimmern gegenüber liegen Jula und Anne. Leise höre ich dann und wann ein Schnarchen und wälze mich schlaflos. Soll ich hinaus auf die Steilküste zu einem Spaziergang? Ich ziehe mich an und schleiche nach unten ins Wohnzimmer. Dort sitze ich unschlüssig herum und stelle mir vor, wie ich in der stockfinsteren Nacht von der Steilküste stürze – tot oder schwer verletzt. Grauenvoll! Da nehme ich doch lieber die Diplomarbeit zur Hand, die ich zu begutachten habe, fange an zu lesen, mache Notizen. Irgendwo knarrt es. Und weil es doch sein könnte, dass einer kommt, um – ja, um ein Glas Wasser zu trinken, beschleunigt sich mein Herzschlag. Es bleibt aber still, hat sich nur jemand im Bett umgedreht und träumt weiter von gebratener Scholle und Pudding mit Apfelkompott. Nach fleißiger Nachtschicht und drei Stunden Schlaf, schwarzem Kaffee und Butterbrot mit Salz wandere ich in bester Stimmung den Strand entlang. Na also, geht doch!

Auf der Heimfahrt im VW-Käfer. Mari fährt, er sitzt neben ihr. Neben mir, auf dem Rücksitz liegt seine Reisetasche, ich lege meine Füße drauf und trete sie ein bisschen. Wir fahren durch dicken Novembernebel, es scheint, wir stehen. Aber wir kommen voran und ich freue mich auf meinen Liebsten und auf Weihnachten mit ihm, und auf den nächsten Sommer mit ihm, und auf alle Weihnachten und auf alle Sommer, die noch für uns kommen werden. Wir sind ja noch jung.

Zum Ende des Wintersemesters verlässt er das Institut, wechselt an eine andere Universität. Er kommt um sich zu verabschieden. Was wir geredet haben, weiß ich nicht mehr, wusste ich schon gleich danach nicht mehr, aber wir haben gelacht, uns zum Abschied die Hand gegeben (das war noch lange vor Corona-Zeiten) und uns alles Gute gewünscht. Das war’s. Oder habe ich etwas vergessen? Ist da noch etwas in der Schachtel drin? Oh nein, jetzt kommt der Deckel endgültig drauf und Punktum!

Nicht lange danach endete auch meine Assistenz an der Universität und mein Leben ging in ganz anderen Bahnen weiter.

Ich habe schon erwähnt, dass mich die Psychologie als naturwissenschaftliche Disziplin mit wenigen Ausnahmen, zu denen zum Beispiel die klassischen Wahrnehmungsexperimente gehören, nicht interessiert hat. Ich zweifelte die uns präsentierten Forschungsergebnisse oft an, fand sie unglaubwürdig, weil sie in krassem Widerspruch zu meiner Alltagserfahrung standen, oder aber ich fand sie banal, weil sie mir nur bestätigten, was ich von der Alltagerfahrung her längst zu wissen glaubte. Außerdem widersprachen sich die Ergebnisse verschiedener Forscher häufig. Ich hätte die Rohdaten und die methodischen Verfahrensweisen genau kennen müssen, um mir ein Urteil über diese Widersprüche bilden zu können. Auch abgesehen von dem damit verbundenen Zeitaufwand wäre dies kaum möglich gewesen, da Forscher in ihren Berichten oft ungenau sind und manches verschleiern oder gar verstecken. Erst vor einiger Zeit gab es in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS) einen Artikel mit dem Titel *Die sieben Todsünden der Psychologie,* in dem von Unterschlagung unliebsamer Daten, von Datenschönung und Datenfälschung die Rede war (Rüschemeyer). Schon einige Jahre davor hatte der selbe Autor in der gleichen Zeitung auf dieses Thema hingewiesen. In *Jede Studie ein* *Volltreffer,* schreibt er: *Dass sie Resultate zurechtbiegen, geben viele Psychologen sogar zu. Lässt sich der Ruf ihrer Disziplin noch retten?* Sicher sind das nicht nur Probleme der psychologischen Forschung, davon ist, sehr zu unserem Schaden, unter anderem auch die medizinische Forschung betroffen. Oje! Wohin bin ich jetzt wieder geraten?

Also nochmal: Mich hat die Psychologie als naturwissenschaftliche Disziplin, wie sie an der Universität hauptsächlich gelehrt wurde, nicht besonders interessiert. Ich traute vielen ihrer Aussagen nicht, zweifelte schon am üblichen methodischem Vorgehen, nämlich dass man qualitative Erhebungsdaten in quantitative Daten, also in Zahlen, übersetzt, die einem dann, „statistisch behandelt“, quantitative Ergebnisse liefern, die man interpretieren, das heißt von den Zahlen wieder zurück in qualitative Aussagen übersetzen muss. Eine solche Vorgehensweise ist raffiniert, ja, genial, ABER: ist sie wirklich zulässig? Einzelfallstudien, aus denen sich die Annahmen der verschiedenen tiefenpsychologischen Schulen herleiten, interessierten mich mehr. Dass die sich einer naturwissenschaftlichen Überprüfung weitgehend entziehen, bedeutet ja keinesfalls, dass sie falsch sein müssen. *Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen lässt, sowie sehr vieles, was sich nicht bis zum entscheidenden Experiment bringen lässt*, (fast) so hat es schon Goethe gesagt. In seinem naturwissenschaftlichen Weltbild stand das Phänomenologische im Vordergrund. Und in diesem Weltbild war und bin auch ich offensichtlich noch verhaftet. Das Psychologiestudium deshalb abzubrechen, das kam für mich nicht in Frage, denn da war, wie schon einmal erwähnt, die Idee der Schulpsychologin und, damit verbunden, die Idee der Möglichkeit einer Rückwanderung nach Österreich.

Unter den Professoren war einer – nur einer! – der witzige und gut strukturierte Vorlesungen hielt. Unvergessen, wie er im großen Hörsaal vorne auf der Bühne steht, das untere Ende eines Hosenbeines an der vorderen Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger hält, es abwechselnd nach links und nach rechts zieht und uns dabei erläutert, warum Bügelfalten hinten und vorne und nicht an den beiden Seiten sind. An die Begründung, die sicher originell war, kann ich mich leider nicht erinnern, auch nicht an die Einbettung der Vorführung in das Thema der Vorlesung, wohl aber an den Spaß, den er uns Studierenden damit bereitete. Es wurde in seinen Vorlesungen immer viel gelacht. Aber durfte man überhaupt lachen? Er war von den Achtundsechzigern als Faschist gebrandmarkt. Zu Unrecht, meine ich, zwar war er kein Linker, aber ein Faschist war er auch nicht, bloß ein ängstlicher Konservativer.

Sein pädagogisches Gegenstück war eine Professorin (ja, sorry). Sie hielt keine Vorlesungen, sie leitete Seminare. Eine Studentin oder ein Student las ihr/sein Referat vor und sie unterbrach nach jedem dritten Satz und leierte leise ihr *Laberlaber* dazu. Dabei stand sie, ein Bein mit Hüfte schräg gegen uns vorgeschoben, und diese Hüfte war mit einer Schleife verziert, Aufputz der verlängerten Taille ihres altmodischen Kleides in Lila und Braun. Die Augen hielt sie halb geschlossen – Schlafzimmerblick. Das schwarze ölig glänzende und leicht gewellte Haar war kurz und seitlich gescheitelt. Sie trug Spangenschuhe. Letzteres muss nicht stimmen, es könnte sein, dass ich das nur jetzt so sehe, weil es ins Bild passt.

Diese Frau Professor, die uns in ihrer Aufmachung an die Zwanzigerjahre des letzten Jahrhunderts erinnerte, so wie man sie von Fotografien her kennt, mochte und förderte fleißige und beflissene Untertanen. Mir gab sie, obwohl ich jede der drei Prüfungsfragen vollständig beantwortet hatte, wie mir ihre Beisitzerin hinterher kopfschüttelnd bestätigte, keine Eins mit der Begründung, die Prüfungsstichprobe sei zu klein, um meine Wissenslücken aufzudecken. Solche Wissenslücken habe ich gewiss, denn ich sei nie in ihren Seminaren gewesen, sie kenne mich nicht. Selbstverständlich habe ich das nicht angefochten, aber verblüfft war ich schon. Außerdem hatte sie nicht recht, ich war in ihren Seminaren gesessen, wenn auch jeweils nur einige Male zu Beginn des Semesters, dann konnte ich mich nicht mehr überwinden weiterhin hinzugehen.

Auch Malis, mit der ich in der zweiten Studienhälfte zusammenwohnte, machte mit ihr als der Betreuerin ihrer Diplomarbeit eine eigenartige Erfahrung. Ein Fiasko war das nach dem Spruch: *Wer viel fragt, der geht viel irr*. Malis wollte eine gute Note haben und jedesmal, wenn sie dachte, nun passt es, ging sie zu dieser ihrer *Diplom-Mutter*, legte die Arbeit vor und fragte, ob es so passe. Es passte immer nicht. Hier und da und da auch sollte etwas umgeschrieben, gestrichen oder ergänzt werden. Nachdem Malis ihre, wie sie dachte, fertige Arbeit ungefähr siebenmal zur *Absegnung* vorgelegt hatte, begriff sie es endlich und gab sie einfach ab, die Note war ihr inzwischen egal.

Nicht wenige waren ein wenig frustriert von dieser Frau Professor, und vermutlich waren es welche von diesen Frustrierten, die das Gerücht ausstreuten, ein Einflussreicher habe ihr die Professur zur Geburt ihres Kindes geschenkt. Gibt’s so was? In Deutschland? Nein, das glaube ich nicht.

In der zweiten Studienhälfte war ich in eine Frauen-Wohngemeinschaft im Frankfurter Westend gezogen, wo ich eine vergnügliche Zeit verlebte. Oft saßen wir in der großen Küche beieinander. Freunde und Bekannte kamen vorbei, selbstverständlich ohne Voranmeldung, und aßen mit uns zu Abend – Nudeln mit irgendeiner Sauce und irgendeinem Salat gab es immer und es reichte immer für alle. Wir palaverten und diskutierten oft bis spät in die Nacht hinein und wurden dabei immer alberner. Als wir uns einmal über Goethe ausließen, stellte ich eine auf ihn bezogene Behauptung auf, die ein Besucher anzweifelte, das stimme doch nicht, woher ich das wisse. Das stimme doch, sagte ich, und das wisse ich, weil ich eine Wiedergeburt Goethes sei. Da war er ziemlich platt, dazu fiel ihm nichts mehr ein, doch als wir uns zwanzig Jahre später anlässlich des Begräbnisses eines Professors trafen, rieb er es mir grinsend unter die Nase: *Na, wie geht’s Goethin?* Daraufhin ich: *Und dir ET?* Und er wusste gleich, worauf ich anspielte. Er hatte uns nämlich seinerseits ebenso Phantastisches mitgeteilt. Er hatte uns erzählt, dass er in der Nähe von Basel, seinem Heimatort, bei einem Spaziergang auf einem gegenüberliegenden Hügel tatsächlich die Landung eines UFOs beobachtet habe. Leider war es abgeflogen, als er den Landeplatz endlich erreicht hatte, nur flachgedrücktes verbranntes Gras war zurückgeblieben. Mit dieser Erzählung erstaunte er uns sehr.

Er verstand es aber auch aus ganz profanen Vorkommnissen Phantastisches zu kreieren. Einmal klärte er uns darüber auf, dass, wenn Brotkrümel ins Honigglas fallen, was ja leicht passieren kann, wenn man sich beim Frühstück mit dem Streichmesser Honig fürs Butterbrot herausholt, dass sich in diesem Fall aus den Brotkrümeln kleine Tierchen entwickeln könnten. Das habe ihm, als er noch ein Kind war, seine Großmutter versichert. Da hat er dann hin und wieder heimlich Brotkrümel in den Honig fallen lassen, aber die Großmutter hat sie stets bemerkt und unter Hinweis auf die Tierchen mit einer sauberen Messerspitze heraus geholt. Irgendwann muss aber doch ein Krümel im Honig geblieben sein, denn er habe eines Tages tatsächlich so ein winziges schwarzes Tierchen im Honig zappeln sehn. Die Großmutter hat es herausgefischt und gesagt: Siehst du, siehst du! Also pass auf!

Also ich, seit ich das mit den Tierchen weiß, passe jedenfalls auf, dass mir kein Brotkrümel in den Honig fällt. Und wenn es doch einmal passiert, fische ich ihn sogleich heraus. Und dank meiner Sorgfalt schwamm mir noch nie ein winziges schwarzes Tierchen im Honig, oder wenn doch, war es bloß eine Mücke.

Wenn ich an meine Wohngemeinschaftszeit zurückdenke, werde ich ein wenig wehmütig – wir waren jung und noch nicht in die Eintönigkeit des Alltags mit seinen kleinlichen Sorgen eingesperrt. Wir hatten viel Spaß und war einmal eine traurig, waren Trösterinnen gleich nebenan. Wie wäre es wohl geworden, wären wir, die drei Frauen, als Lebensgemeinschaft zusammengeblieben, hätten uns Hausarbeit und Kinderbetreuung geteilt? Wäre so eine Lebensform möglich gewesen? Selbstverständlich ist uns diese Idee niemals gekommen, sie war viel zu weit ab von den traditionellen Vorstellungen, nach denen wir uns ausrichteten.

## (3)

## Ich komme an

Kinderfrau Waschfrau Bügelfrau Putzfrau Köchin – verlorene Illusionen.

Fast gleichzeitig wurden wir drei Frauen mit dem Studium fertig und strebten auseinander – unsere Wohngemeinschaft löste sich auf. Ich hatte schon ein Jahr davor meinen Stewardessen-Job gekündigt, bekam nun einen (befristeten) Assistenzvertrag an der Universität und zog in eine romantische Einzimmerwohnung im Dachgeschoss eines Altbaus. Es dauerte nicht lange, da hatte ich dort häufig einen zu Besuch, mit dem ich dann in eine geräumige Zweizimmerwohnung im selben Haus umzog.

Wie oft bin ich in der großen Stadt eigentlich umgezogen? Abgesehen von den zwei Wochen in einer Pension ganz am Anfang und einigen Tagen im Gästezimmer des Elternhauses einer aus meinem Ausbildungskurs habe ich in neun Wohnungen gelebt und lebe jetzt seit fünfundzwanzig Jahren in der zehnten. Ich bin also, lässt man die Pension und das Gästezimmer beiseite, seit meiner ersten tristen Behausung über der Garage neunmal umgezogen und bis auf den letzten Umzug waren alle Umzüge unkompliziert, leichten Herzens bin ich jedes Mal in ein neues Zuhause gegangen. An den zehnten Umzug, der, wenn ich nicht vorher das Zeitliche segne, irgendwann kommen wird, mag ich gar nicht denken. Werden hundert Umzugskisten für meine Bücher reichen? Und lohnt es sich, meinen Schreibtisch mitzunehmen? Die Couch kommt auf jeden Fall zum Sperrmüll und der eine Kleiderschrank auch, aber der andere?

Jetzt lebe ich mit meinem Liebsten in meiner neunten, in unserer ersten gemeinsamen Wohnung, schon hinten im Gutleutviertel. Ich arbeite an der Universität, doch in diesem Frühling ist mein Vertrag dort zu Ende und meine Dissertation leider noch nicht fertig. Ich bin unzufrieden, ich will fort, es geht mir aber, wie Thomas Brasch es in seinem *Lied* beschreibt: *Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber / wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber / die ich liebe will ich nicht verlassen, aber / wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber / wo ich sterbe, da will ich nicht hin: / Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.* Deshalb gerate ich im wunderschönen Monat Mai wieder einmal in eine Phase, da sich die Tage breit und tieftönig wie eine zu langsam abgespielte Schallplatte dahinschleppen. Erst im Sommer nimmt das Leben wieder Fahrt auf, es gibt eine Hochzeit, eine Reise in die kleine Stadt und im Herbst wissen wir, dass wir im nächsten Jahr zu dritt sein werden und suchen in freudiger Erwartung, in *guter Hoffnung,* Namen aus. Im Winter ist der neue Erdenbürger da – unser Kind. Und nun?

Ja nun: Das Kind will nicht trinken. Es ist *brustscheu*, ich wusste bis dahin gar nicht, dass es so etwas gibt. Das Kind will nicht schlafen. Das Kind weint. Oje! Tagsüber schläft es nur im Kinderwagen, den ich schiebe. Wenn ich es für die Ausfahrt anziehe, beginnt es zu weinen, es mag nicht eingemummelt werden. Und es weint weiter, wenn ich es vom zweiten Stock hinunter trage und unten im Hausflur in den Schaffellsack im Kinderwagen schiebe. Und jedesmal öffnet dann die dort wohnende Mieterin ihre Wohnungstür und schimpft mit mir: *Mama! Was tust* *du deim Kind?* Sie geht zum Kinderwagen, beugt sich darüber und singsangt ein *Lalala*, da plärrt mein Kind erst richtig los. Sie fährt erschrocken zurück und sagt *Nanana* und droht mir (!) mit dem Zeigefinger. Und kopfschüttelnd schaut sie mir hinterher, wie ich den Kinderwagen die drei Stufen nach draußen plumpse und ruft *Mama-Mama!* Sie meint es aber gut, sie ist eine ganz Liebe; unser Kind wird sie später Tante Anna nennen.

Sobald ich draußen losfahre, beruhigt sich das Kind, also schiebe ich den Kinderwagen den Main aufwärts und den Main abwärts. Wenn ich mich auf eine Bank setze, um auszuruhen, wacht es alsbald auf, schaut ins Geäst, durchwandert es mit den Augen, spitzt das Mündchen und macht *Dada*. Hat es sich satt gesehen, beginnt es zu jammern, will wieder geschoben werden. Ich stehe auf und schiebe sein Kinderwagenbettchen weiter und es schläft wieder ein. Wenn ich in ein Café einkehre, dort jemanden treffe, mit dem ich mich unterhalte, wacht es auf, hebt den Kopf und klagt mich an. Wenn ich es auf dem Schoß halte und will meinen Kaffee trinken, patscht es gegen die Tasse, und wenn es jemand anderer hält, damit ich meinen Kaffee trinken kann, beginnt es zu weinen, und die älteren Damen schauen vorwurfsvoll zu uns her. Wenn ich zu Hause unter der Dusche stehe, schreit es so verzweifelt, als ginge es ihm ans Leben, als wär’s schon einmal bei einer Sturzflut umgekommen. Es schreit laut und lauter, bis ich die Dusche abdrehe und ins Badetuch gewickelt zu ihm eile, es auf den Arm nehme und durch Wiegen und Gesäusel beruhige.

Mein Kind.

Sein Vater ist den ganzen Tag außer Haus, er arbeitet. Ich arbeite nicht, ich bin im Haus Hausfrau: Kinderfrau Waschfrau Bügelfrau Putzfrau Köchin. Meine Dissertation, deren empirischer Teil, das heißt die Untersuchungen an den Kindern, abgeschlossen und ausgewertet ist, liegt auf dem Schreibtisch. Ich schaue nicht hin. So habe ich mir das nicht vorgestellt. So habe ich mir das vorgestellt: Ich sitze am Schreibtisch und schreibe, und links vor mir auf dem Schreibtisch (ich habe einen großen Schreibtisch) liegt mein Kind in der Wippe, spielt zufrieden mit irgendeinem Rassel- oder Stoffdings und lächelt mir zu.

Nun also keine Dissertation, es gilt den Alltag zu bewältigen: Füttern Wickeln Spazierengehen Wickeln Baden Wickeln Schlafenlegen, und dazwischen: Einkaufen Kochen Aufräumen Waschen Flicken Bügeln Putzen. Bald sitzt mein Kind im Wägelchen und das Betrachten und Benennen beginnt. Schau! Baum Blume Schiff Spinnwebe. Wie hat es über das Wort *Spinnwebe* gelacht und sich daran versucht: *Jeje*! Und jedes Mal, wenn es eine entdeckte – am Geländer der Mainbrücken, die wir auf unseren Spaziergängen täglich überquerten, sind viele aufgespannt –, piepste es begeistert sein *Jeje!* Und ich antwortete mit *Spinnwebe* und das Kind krähte wieder *Jeje!* So ging das hin und her im Dialog, und wir verlachten die Wege über die Brücken. Ängstlich stimmten es dagegen Hummeln Bienen Wespen, sie wurden allesamt, vermutlich in Anlehnung an das Wort Hummel, *Huhu* genannt und mit erschreckten Augen verfolgt. Nur einmal noch hat mein Kind als dreijähriger Bub so sehr über ein Wort gelacht wie über die *Spinnwebe*. Es war das Wort *Segmüller* (*Ihr Möbelparadies*), das ich ihm von einem Laster, der vor unserem Haus stand, abgelesen hatte. Tagelang noch ist der kleine Bub durch die Wohnung gesprungen und hat sich zu seinem Vergnügen den *Segmüller* vorgeplappert.

Gemeinsam sind wir, mein Kind und ich, durch das Jahr gewandert. Auf der Fensterbank haben wir Handpuppen aufgestellt. König Winter und den Faschingsclown, Violetta Frühling und die Aprilhexe, Julia Sommer und den Afrikaner, Rufus Herbst. *Laterne Laterne* singend sind wir mit anderen zum Martinsfeuer gezogen und haben dort St. Martin mit goldenem Helm und rotem Umhang auf einem Schimmel vorbeireiten sehen. Nach ihm kam ein Schwarzlockiger, der einen Esel mit sich führte, auf dessen Rücken ein großer Korb mit Brezeln war. Jedes Kind bekam eine Brezel; strahlend hat sie mein kleiner Bub entgegengenommen und als Geschenk für seinen schönen Gesang aufgefasst.

Täglich sind wir in den Park am Main gegangen, haben bei den jungen Kiefern Jägersmann und Jägersfrau gespielt, haben einen Baum gefunden, auf den er klettern konnte, sind zum Sandstrand am Fluss hinunter gekraxelt, haben dort Steine und Muscheln gesammelt und einen Pfad zu einem Strauch mit süßen Stachelbeeren entdeckt. Im Herbst haben wir oben im Park Kastanien und Nüsse gesammelt. Im Winter, wenn es für wenige Tage ein wenig Schnee gab, haben wir kleine Schneemänner gebaut und der Bub ist mit einem winzigen Schlitten einen winzigen Hügel hinunter gefahren. Im Park waren noch eine Natalie und ein Alexander und ein Philipp und andere, deren Namen ich vergessen habe. Die Kinder haben Verstecken und Fangen gespielt, sich ein bisschen gestritten, die Mütter haben geplaudert.

Allmählich haben wir dann die Stadt erobert, sind im Palmengarten mit dem Boot gefahren, haben im Zoo den Löwen beim Fressen zugeschaut und darüber gestaunt, wie *liebevoll* sie mit dem ihnen zugeteilten Fleischstück umgehen. Spielerisch werfen sie es ein bisschen hoch und hin und her und halten es fest und schauen es *zärtlich* an, belecken es, beschnurren es und erst nach einer Weile beginnen sie daran zu knabbern, bis sie sich plötzlich gierig darauf stürzen; sie haben ihr Fleischstück zum Fressen gern!

Es war ein beschauliches und enges Leben, das wir führten, ein Schutzraum für das Kind und für mich. Für mich freilich, wie für viele mehr oder minder alleinerziehende Mütter, auch eine Art Gefängnis.

Wir ziehen um, gleich um die Ecke in eine Dreizimmerwohnung. Und *Einszweidrei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit*.Das Kind, der Bub, wird größer und größer, ist im Kindergarten, kommt in die Schule, ist eigensinnig, ist störrisch. Ich bekomme Erziehungs-Rat-Schläge von Bekannten Verwandten Nachbarn. Auch sein Vater, mein Ehemann, mischt sich ein und ist häufig anderer Auffassung wie ich, wie man mit dem kleinen launischen Kerl umgehen sollte. Außerdem ist er, sein Vater und mein Ehemann, jetzt gern wo anders, mit anderen, mit einer anderen; da hat er es unkomplizierter als zu Hause. Es zieht ihn nicht heim zu uns, es zieht ihn hinaus aus der Kleinfamilien-Enge.

Nein, von einer *Beziehungskrise,* beziehungsweise einer *Ehekrise* werde ich hier nicht berichten, weshalb dieses dritte Kapitel etwas kurz gerät. Ich werde nicht davon berichten, weil es banal und in gewisser Weise *le kitsch* (Mayröcker) wäre. Außerdem gibt es zu diesem Thema übergenug Texte; Frauen lesen sie gerne. Nur so viel: Meine Freundin, die Psychotherapeutin, riet mir zur *Demut*, meine Schwägerin meinte, ich müsse *Verständnis* haben, meine Freundin, die Ärztin, erzählte mir von ähnlichen Fällen in ihrem Bekanntenkreis und riet mir zur *Trennung*. Meine schon erwachsene Tochter sagte: *Mama, du tust mir leid!* Die einzige liebe Stimme war das im Chor der starken Frauen, und ich tat mir sehr leid. Aber: Ich will nicht demütig sein, ich will kein Verständnis haben. Wütend fülle ich ein Blatt mit dem Wort *Trennung, Trennung* mit Rufzeichen.

Aber das Kind!

Und außerdem: *Steht es denn in unserer Macht, ob wir uns verlieben …* Habe ich das nicht weiter oben zu meiner Verteidigung zitiert? Da ist es jetzt wohl auch zu seiner, meines Ehemanns Verteidigung, angebracht. Nicht wahr?

Ich packe keine Koffer und heim zu meiner Mutter kann ich eh nicht mehr. Ich ertrage die Sprachlosigkeit und die Ausflüchte, und dass mich mein Gegenüber am Esstisch beim gemeinsamen Mittagessen, auf das es, also er, Wert legt, wie eine Fremde im Zug behandelt. Eine Fremde, der man im Speisewagen zufällig gegenüber sitzt, eine unattraktive Fremde, an der man diskret vorbeischaut. Das geht so eine Weile dahin, ich hangle mich von Tag zu Tag – Montag Dienstag Mittwoch Donnerstag Freitag. Samstag und Sonntag sind die schwersten Tage. Irgendwann gehen wir über zu belanglosen Freundlichkeiten und lecken heimlich unsere Wunden. Das Zusammenleben kommt wieder ins Gleis, läuft weiter in der vorgegebenen Bahn. Mein Ehemann baut die Küche um und ich nehme Hals über Kopf eine schlecht bezahlte, doch familienfreundliche Halbtagsstelle an der Universität an, auf der ich für den Rest meines Arbeitslebens sitzen bleibe (wenn auch mit allerlei Nebenbei: Promotion, Lehraufträge, Studium der Judaistik mit Philosophie und Germanistik). Mit dem Schock, wie schnell ein Zusammenleben zu Ende sein kann – aus und vorbei – bin ich freilich noch lange nicht fertig. Ich bastle mir Erklärungen, die wenig erklären und keine heilende Wirkung entfalten. Ich bin wieder reif für die Esoterik.

Da trifft es sich gut, dass Rita, eine Studentin der Psychologie, die in die Frau Professor, meine Doktormutter (meine Dissertation ist noch immer nicht abgeschlossen), verliebt ist. Naja, nicht direkt, sondern so: Rita arbeitet neben dem Studium als *Reinkarnationstherapeutin*, deshalb weiß sie, dass sie in einem früheren Leben in China der Ehemann der Frau Professor gewesen ist. In dieser Ehe gab es, wie üblich, Konflikte. Der Ehemann betrog die Ehefrau. Oder war es umgekehrt, betrog die Ehefrau den Ehemann? Ich hab’s vergessen. Jedenfalls gab es einen Mord aus Eifersucht. Wer jetzt den anderen erdolcht hat, die Ehefrau den Ehemann oder der Ehemann die Ehefrau, das hab ich auch vergessen, aber eine schreckliche Mordgeschichte war es auf jeden Fall. Und nun haben sie sich, diese chinesischen Eheleute – der Ex-Ehemann Rita und die Ex-Ehefrau Frau Professor – an der Universität in Frankfurt am Main wieder getroffen. Wahnsinn! Oder? Ziel der Begegnung ist laut Rita: Verzeihung Versöhnung Liebe. Diesem dreifachen Ziel stellt sich jedoch ein Hindernis entgegen: Die Frau Professor kann sich nicht an diese entsetzliche Geschichte in China erinnern, mehr noch, sie will nichts damit zu tun haben, sie weist jede Beteiligung und jede Schuld von sich. Da die kleine Fachbibliothek des Instituts für Psychologie, die ich jetzt verwalte, gleich neben dem Arbeitszimmer der Frau Professor liegt, wird mir die Aufgabe der Abschirmung übertragen, dabei assistiert mir sehr kompetent Jeanne, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin vom Zimmer gegenüber. Aber jetzt, was wollte ich eigentlich erzählen?

Ach ja, also: Rita, Studentin der Psychologie und Ex-Ehemann der Frau Professor, meiner Doktormutter, ist nicht nur Reinkarnationstherapeutin sondern auch Astrologin und sie möchte uns beiden, mir und Jeanne, mit denen sie es in letzter Zeit des Öfteren zu tun bekommt und die immer so nett zu ihr sind (vom Abschirmdienst weiß sie nichts, wir sind ein *geheimer* Abschirmdienst), astrologische Gutachten erstellen. Wir nehmen ihr Angebot an, mir kommt es gelegen, vielleicht erfahre ich etwas von den karmischen Gründen meiner ehelichen Schwierigkeiten, frau weiß ja nie, und Jeanne ist für so einen Spaß immer zu haben. Außerdem glauben wir mit der Annahme dieses Angebots nicht nur den Druck auf die angebliche Ex-Ehefrau durch Ablenkung zu verringern, sondern wir glauben auch durch unsere freundliche und interessierte Zuwendung die Wucht der Kränkung zu mildern, der Kränkung des Ex-Ehemannes Rita durch seiner Ex-Ehefrau Abblocken einer Möglichkeit zur liebevollen Aussöhnung. Vier Fliegen auf einen Klatsch! Ganz unter uns, nur für uns, erstellen wir der Rita ein *psychologisches* Gutachten, davon soll hier aber nicht die Rede sein.

Die astrologischen Gutachten bestehen jeweils aus einem Kreis von etwa dreizehn Zentimeter Durchmesser, in dem sich viele farbige Pfeile überschneiden, und dazu ausführliche mündliche Erläuterungen. Ich neige den Kopf tief über den Kreis und notiere, was mir die Astrologin erläutert. Beide Blätter, das mit dem Kreis und das mit meinen Notizen, hefte ich in einem Ordner ab und da habe ich sie gestern gesucht und gefunden. Den Kreis mit den bunten Pfeilen hier wiederzugeben, so dass Sie sich selbst ein Bild machen könnten, wäre wegen der Druckkosten zu teuer, deshalb nur ein paar von mir damals notierte Stichwörter.

Das also bin ich:

1) Schütze mit Aszendent Jungfrau = völlig konträr, Schütze will den Überblick, Jungfrau verbeißt sich ins Detail, und 2) Kontrast zwischen Intellektualität und Kindlichkeit.

3) Jungfrau = Schuld versus Unschuld

4) Lehrer im Löwen = Begabung zu lehren

5) Neptun in der Waage = hohe Spiritualität

6) Skorpion = Sensibilität für die Schwächen anderer

7) starke Feuer-Komponente = Dominanz männlicher Energie

Na gut.

Und jetzt die Empfehlungen:

1) die Umwelt als Spiegel verstehen,

2) immer kämpfen *für* und niemals gegen etwas

3) mit dem Fluss leben.

Sind doch prima Empfehlungen! Doch sicher auch für Sie, liebe Leser! Oder?

Mir reichten sie nicht. Ich suchte einen Psychotherapeuten auf. *Das sanfte Reden von Therapeuten,* sagt Stefanie Sargnagel, *hat etwas Demütigendes*. Aber nein, mein Psychotherapeut redete nicht sanft mit mir. Er behandelte mich nicht als eine Hilflose sondern als eine Ebenbürtige in Schwierigkeiten. Fast ein Jahr lang saßen wir einmal die Woche in der Mitte eines großen hellen Raumes, auf zwei Sesseln an einem runden Tisch, auf dem immer frische Blumen standen – meine heile Insel. Nachdem ich ihm meine Verwundungen geklagt, machte er mir Verhaltensvorschläge, die wir diskutierten. Zuweilen und zunehmend unterhielten wir uns einfach über Literatur. Ich entspannte mich sehr bei diesen Gesprächen. Ich erzählte ihm von der *Strudelhofstiege* und lieh sie ihm. Gegen Ende der Therapie machten wir uns Komplimente, er sagte mir, ich hätte ihn wieder zum Lesen gebracht und ich sagte ihm, er habe mich wieder zum Lachen gebracht. Das hatte er und das war schön. Ungefähr ein Jahr später möchte ich mein Buch wegen der von mir hineingeschriebenen Notizen zurück holen und vielleicht noch einmal ein paar Stunden mit ihm verbringen, da erfahre ich, dass er nicht mehr am Leben ist. Meine heile Insel ist untergegangen, ich muss eine neue suchen.

Ich erlerne Transzendentale Meditation (TM) bei einem Arzt gleich um die Ecke, dessen gesunde und dynamische Ausstrahlung mich beeindruckt und überzeugt von der Wirksamkeit der von ihm gelehrten und angewendeten Methode. Und tatsächlich – die TM stützt mich. Ich komme an. Oder sagen wir es so: Ich akzeptiere den Alltag, in dem ich angekommen bin. Und nach meiner Promotion bin ich sogar in der Lage, ihn neben Haushalt, Kind-Betreuung und Halbtags-Berufstätigkeit mit einem Zweitstudium anzureichern und aufzubessern.

## (4)

## Abschied von den Eltern

*Am Kinderkriegen finde ich am Ärgsten, dass man mit hoher Wahrscheinlichkeit eine traumatisierende Figur in der Biografie eines anderen Menschen wird* (Sargnagel)

Ein schwieriges Kapitel in drei Etappen.

SIEBZIGERJAHRE

Ich bin Flugbegleiterin und ab Mitte des Jahrzehnts auch Studentin. Nicht sehr häufig aber doch regelmäßig bin ich zu Besuch in der Kleinen Stadt. Meine Eltern haben sich räumlich vergrößert, bewohnen nun mit ihrer Enkelin, meiner Tochter, den ganzen ersten Stock des Hauses. Meine Tochter hat ein eigenes Zimmerchen, und außer der Küche und dem Schlafzimmer und dem kleinen Wohnzimmer gibt es jetzt noch ein großes, ein *richtiges* Wohnzimmer. Im kleinenWohnzimmer, nun schlicht *Zimmer* genannt, stehen meines Vaters Schreibtisch und darauf ein kleiner Schwarzweiß-Fernseher, meiner Mutter Nähmaschine und eine Liege. Das Zimmer ist meines Vaters Büro und Ruheraum für den kurzen Nachmittagsschlaf und meiner Mutter Nähstube. Im richtigen Wohnzimmer stehen der große Farbfernseher, eine Schrankwand und eine Couchgarnitur mit ausziehbarer Couch, auf der ich schlafe. Man lebt in bescheidenen aber geordneten Verhältnissen. Die Witwe vom O. musste in das Erdgeschoss ziehen – nach *hinten unten*. Jetzt ist sie ein wenig beleidigt, denn dort ist es wegen des Balkondaches davor dunkler als im ersten Stock. Und weil sie zwei Kredenzen und zwei Betten und einen Schrank und einen Tisch und zwei Stühle hat und weil sie zu wenig lüftet, hat sie es bald etwas klamm. *Vorne unten*, auf der Straßenseite in den ehemaligen Räumen meiner Großeltern, hat sich eine Kleinfamilie, Vater Mutter Kind, eingemietet.

Wenn ich zu Besuch komme, streift mich gleich an der Tür meiner Mutter schräger Blick, und sie sagt Sätze wie: *Mei, a liabe Frisur! Mei, host du die Hoar laung! Mei, host du die Hoar kurz! Mei, host du krautschate Hoar!* Und einmal stellte sie fest: *Maria, a schwoazas Kladl, i bin jo nou net gstorbn!* Extra für sie hatte ich ein dunkelblaues Wollkleid angezogen, ich dachte, es würde ihr gefallen. Meinen Eltern ist es nämlich sehr wichtig, dass ich anständig und ordentlich gekleidet bin, denn sie möchten auf keinen Fall ins Gerede kommen. Die Leute wüssten ja, wer ich bin, ordneten mich ihnen zu und zerrissenen sich dann das Maul nicht nur über mich sondern auch über sie. Einmal ertappe ich meine Mutter dabei, wie sie meinen Mantel, der an der Garderobe hängt, inspiziert. Sie entsetzt sich darüber, dass er nicht gefüttert ist. Könne ich mir keinen gefütterten leisten?

Meine Mutter redet und redet, zum Beispiel ungefähr so: *Schade, dass Weihnachten schon wieder vorbei ist. Der Weihnachtsbaum steht ja noch, aber Weihnachten ist halt leider trotzdem schon wieder vorbei. Ich freu mich schon wieder auf die nächsten Weihnachten. Ob ich dann noch lebe?* Oder auch anders herum: *Ich bin froh, wenn die Feiertage endlich vorbei sind und alles wieder seinen normalen Gang geht.*

Sie redet viel zu sich selbst, kommentiert all ihr Tun, doch zwischendurch redet sie auch zu mir hin. Ich kann oft nicht einschätzen, was nur für sie und was auch für mich oder nur für mich bestimmt ist. Ich muss ununterbrochen entscheiden: hinhören oder weghören. Das ist anstrengend, auch weil sie, egal ob sie zu sich oder zu mir spricht, bruchstückhaft spricht. Sie verschluckt Silben und ganze Wörter, sagt Sätze nicht zu Ende, das ist ihr wohl zu aufwändig. Andererseits wiederholt sie manche Phrasen wie eine Art Refrain. Je nach Stimmung erlebe ich ihr Reden als kleinkindhaftes Gebrabbel, das mich mehr belästigt als belustigt, oder als eine Art poetischer, durchaus musikalischer Sprache. Aber freilich, mit ihren Ansichten, ausgedrückt in immer gleichen Redewendungen, quält sie mich. Zum Beispiel ist sie Herrn Schlendrians Meinung, dass *diese Kaffeetrinkerei* schlecht für Herz und Nerven sei, und das teilt sie mir täglich mit. Ich aber, wie Schlendrians Lieschen, trinke meinen Kaffee weiter, denn: *Ei, wie schmeckt der Coffee süße, lieblicher als tausend Küsse, milder als Muskatenwein* … Oder sie, meine Mutter, fragt mich, auch täglich, die immer gleichen Fragen: *Mogst wos eissn? Wüst wos eissn? Dadast wos eissn meign?* *Host kan Hunga?* Und wenn ich nichts essen will, stimmt sie das traurig: *Jo frali, was besonders Guats hobi net do.* Heute, Jahrzehnte später, zu spät, verstehe ich diese Fragen als das Bemühen um einen Kontakt zu mir und meine harschen Zurückweisungen tun mir weh. Auf der anderen Seite widersetzte sie sich wie eh und je meinen Versuchen tiefergehende Gespräche zu führen, solche, von denen zum Beispiel Diana Menuhin erzählt: *Als Zamira ankommt und das Kaminfeuer entzündet, setzen wir uns alle fünf davor und geraten in eine leidenschaftliche Diskussion über das Wo, Was und Wie Gottes, die sich bis 22 Uhr hinzieht.* Nein, so ein *hochgeistiges Zeug* wurde bei uns nicht beredet, ganz abgesehen vom fehlenden Kamin und der Gewohnheit meiner Eltern das Kind um neunzehn Uhr ins Bett zu schicken und sich selbst gegen zwanzig Uhr dahin zu begeben.

Jeden Abend machten sie auf ihrem Weg vom Bad zum Schlafzimmer einen Abstecher in die Küche, wo ich saß und las, und wünschten mir eine gute Nacht und darüberhinaus sagten sie noch dies und das, wie *Geh doch auch schlafen!* *Du musst ja noch nicht schlafen gehen. Wir gehen schlafen, du kannst ja noch aufbleiben. Wir können nicht wegen dir aufbleiben.* Anschließend kontrollierten sie, nacheinander, ob die Wohnungstür *oben und unten* abgesperrt ist, ob nicht irgendwo überflüssigerweise ein Licht brennt, und sagten noch: *Vergiss nicht das Licht auszuschalten und* *sei leise, wenn du ins Bett gehst, sonst werden wir wach und können nicht mehr einschlafen.* (Könnte es sein, dass ich diesen letzten Satz unserem Sohn gegenüber auch schon gebraucht habe?)

Klatsch darf sein innerhalb der Familie, meine Mutter genießt ihn. Sie bügelt und dabei lästert sie über eine Liebschaft, die sich in unserer kleinen Stadt vor vielen Jahren zugetragen, angeblich. Ihre Stimme schwingt hoch, die Augen erglänzen, die Wangen röten sich, ihre Körperhaltung wird straffer. Meine Mutter verlebendigt sich, wenn sie diesen Kleinstadt-Skandal in einem eifrigen Disput mit sich selbst und zu uns hin erörtert. Warum ihr das gerade jetzt beim Bügeln eingefallen ist, weiß man nicht, aber es hört sich ungefähr so an: *Ist es / oder ist es nicht / oder ist es doch dazu gekommen?* Beim *doch* stellt sie das Bügeleisen mit Nachdruck auf das Abstellgitter hinten am Bügelbrett, das macht einen *ordentlichen* *Schepperer*. Mein Vater und ich schauen erschrocken auf. Das hat sie beabsichtigt, sie will nicht, dass wir in Zeitschriften blättern und nur halb hinhören, sie will, dass wir ihr ganz zuhören. Jetzt ist sie zufrieden und sinniert weiter: *Wahrscheinlich schon / aber – weiß man’s? / Vielleicht auch nicht / oder nur ein einziges Mal,* sie hebt den rechten Arm und spreizt den Daumen in unsere Richtung, *und* *sind erwischt worden*. Sie lacht und nimmt das Bügeleisen wieder auf, bügelt aber noch nicht weiter, sondern sagt listig: *Oder eh ein paarmal? / oder womöglich regelmäßig? / Könnte doch sein! Hm* macht sie, und bügelt weiter, schweigend, darüber muss sie jetzt nachdenken.

Wir, mein Vater und ich, ihr Publikum, schweigen zu ihren Ausführungen. Ich war zur Zeit des *Skandals* ein Kind gewesen, hatte noch kein Sensorium für dergleichen Vorkommnisse, und diese gehörten, wie an anderer Stelle schon einmal erwähnt, auch nicht zu meines Vaters Interessensgebiet, der interessierte sich mehr für das Weltall als für die Moral. Im Weltall, da ist nämlich wirklich was los, lesen Sie nur einmal den Artikel von Patrick Illinger: *Und wieder zittert der Kosmos.*

Ansonsten hört mein Vater nicht ungern zu, wenn meine Mutter Neuigkeiten aus dem Städtchen berichtet oder davon erzählt, was sie beim Einkaufen erlebt und wen sie getroffen hat. Öfters einmal meckert sie ein wenig über andere, über das Drängeln und sich Vordrängen gewisser Frauen in den Lebensmittelgeschäften, über die kurzen Röcke mancher, über die alten *Dattln* (Tatteriche), die so schlampig daherkommen und müffeln und muffeln und auf die Straße spucken; und sie lästert über die lästigen *Bibiforscher* (Zeugen Jehovas), die zur Zeit wieder so aufdringlich *herumgeisterten.* Wenn sie von Todesfällen und von Krankheiten Bekannter oder Bekannter von Bekannten berichtet, fällt ihr Gesicht trübe ein. Einmal erzählt sie, dass ihr eine Frau erzählt hat, dass sie eine Frau kennt, deren Tochter schon siebenundvierzigmal (47x) operiert worden sei und das einmal sieben Stunden lang! Bei der fünfzigsten Operation, bemerke ich entnervt, kriegt die Tochter von der Frau, die die Frau kennt, die du kennst, vielleicht einen *Operationspreis*. Da ist meine Mutter beleidigt und schweigt, endlich. Mein Vater steht von der Eckbank auf und verlässt die Küche, kommt aber gleich zurück und fordert sie zum Stadtrundgang auf. Sie gehen, ich bleibe mit einem vagen Schuldgefühl zurück. Später am Abend sagt meine Mutter zu mir, ich hätte sie so runtergemacht. Jetzt stehe ich in der Scham-Ecke mit dem Gesicht zur Wand. Wand! Zwischen mir und meinen Eltern ist eine Wand, und ich finde den Durchgang nicht.

Meine Tochter verwendet ein Spitzentaschentuch. Hübsch, sage ich. Das sei von der Großmutter, sagt meine Mutter und fügt hinzu: *Sonst hat die eh nix Schöns ghabt*. Und dann schiebt sie die alte Leier hinterher, dass sie ja mit dem Geld *net hat umgehn können –* die Wäsche in die Wäscherei und mindestens einmal die Woche in die Konditorei und nie ordentlich gekocht, aber jeden Abend Schinkenplatte! Da hätte sie, rede ich dagegen, wenigstens gut gelebt. *Ha, gut gelebt? dass i net lach!* unzufrieden sei sie gewesen *bis dort hinaus*, und neidisch auf andere. Als unser Kühlschrank geliefert wurde, sei sie zufällig bei uns gesessen. Na und? *Auspurt* *is sie* *beleidigt, weil sie sich kan hot leisten kennan,* *ba dera Wirtschaft, die sie ghobt hot!* Und noch an diesem Abend habe sie meinen Vater zu sich gerufen und ihm wegen dieser überflüssigen Anschaffung – wir hätten doch einen Keller – Vorhaltungen gemacht.

Sie kennen das Wort *auspurn* oder *aussi purn* nicht? Es ist, wie Sie sicher ahnen, ein Dialektwort und bedeutet, dass meine Großmutter Ama bei Anlieferung des Kühlschranks stante pede, also stehenden Fußes, das heißt: schneller als sofort, aufstand und unsere Küche grußlos verließ.

Das Gegenteil von *auspurn* ist *einapurn*. Kürzlich hörte ich beide Wörter in einem Satz. Eine Bekannte schilderte mir das Arbeitsklima in ihrem Büro folgendermaßen: *Olle piad purt da Chef eina und wü wos hobn, und wenns net fertig is, purt a wieda aussi und sogt: Wenns morgn net fertig ist, kaunnst obtschapiern.*

*Olle piad* heißt *immer wieder* und *obtschapiern* heißt *gehen*, im vorliegenden Kontext ist es eine Entlassungsdrohung. Kein netter Chef, aber die Beschreibung seines Verhaltens fand ich amüsant.

Meine Großmutter Ama ist also *auspurt*, als in den Haushalt ihres Sohnes, meines Vaters, ein Kühlschrank geliefert wurde. Laut meiner Mutter war dies Ausdruck ihrer Wut, dass sie sich selbst hat keinen leisten können, was angeblich an ihrer Misswirtschaft lag. Diese veranschaulichte meine Mutter gerne mit allerlei Beispielen. Zum Beispiel habe Ama gegen Ende des Monats jeden Tag Zwiebeln in Schweinefett gebraten und halbgare Erdäpfelscheiben und *Wurstradln* von der billigen Braunschweiger dazu geschmissen. Und dann fragt mich meine Mutter, ob ich mich nicht mehr an die *Bockshörndln* erinnern könne. Klar erinnere ich mich. Gegen Monatsende war in der türkisen Porzellandose mit den goldenen Sternchen kein *g‘scheits* Bettsteigerl mehr, kein Zuckerl und keine Schokolade, nur noch diese harten kaum-süßen dunkelbraunen Bruchstücke von Johannisbrot. Die hab ich immer abgelehnt. Da hat sich Ama dann selbst ein Stück in den Mund gesteckt und den Deckel wortlos auf die Dose getan.

Ach, diese beiden Frauen, Schwiegermutter und Schwiegertochter, sie waren so verschieden! Ich liebte sie beide. Deshalb wies ich meine Mutter oft zurecht, sie solle meine Großmutter in Frieden lassen. Meine Mutter wehrte sich pikiert, sie werde ja wohl noch was sagen dürfen, sie sage eh nix mehr, sie sage in Zukunft überhaupt nie mehr was, mit mir könne man nicht reden. Dann präsentierte sie mir ihr Schweigen, das über Jahre geübte. Meine Großmutter lästerte nie über meine Mutter; ich vermute, sie war die energetisch Stärkere.

Auch in der großen Wohnung ist die Küche das Zentrum des alltäglichen Lebens.

Es ist acht Uhr, ich frühstücke, mein Vater ist bei der Arbeit und meine Tochter, das zweite Kind meiner Eltern, ist in der Schule. Meine Mutter hat bereits gefrühstückt und ist für das Mittagessen zugange. Nachher will sie in die Stadt zum Einkaufen und wenn sie heimkommt, muss alles vorbereitet sein, damit das Essen schnell auf dem Tisch steht – für sie, für mich und für unsere Tochter; mein Vater kommt erst am Nachmittag heim. Darum hat meine Mutter jetzt keine Zeit, sich zu mir zu setzen. Emsig schlapft sie in Pantoffeln hin und her und hin und her und hebt die Beine nicht richtig. Manchmal stolpert sie oder es fällt ihr etwas hinunter. Nehmen wir an, sie geht mit einem Kochlöffel zu einem Topf am Herd, ist aber gedanklich schon beim übernächsten Arbeitsschritt, weshalb der Kochlöffel ihrem Gedächtnis und also Folge davon auch ihrer Hand entkommt. Wenn er nun gleich auf dem Küchenboden aufkommt, kommt sie zu sich und tut einen Schrei der Überraschung. Sie bückt sich, um ihn aufzuheben, doch weil sie schon wieder an etwas anderes denkt oder nicht genau hinschaut, greift sie daneben, so dass er ihr gleich noch einmal aus der Hand rutscht. *Hoppla!* Fußhebeschwäche, Schwäche des Kurzzeitgedächtnisses, Sehschwäche – mittlerweile kenne ich das alles auch. Aber damals war ich jung und ich maß sie an meinem Alter und ihre Unaufmerksamkeiten gingen mir auf die Nerven; regten mich auf wie ihre Marotten. Zum Beispiel deponierte sie den bei der Küchenarbeit entstehenden Abfall in und auf noch ungespülten Tassen und Tellern, die sie später einzeln durch den Flur nach drüben ins Badezimmer trug, wo ein Abfalleimer stand. In der Küche könne sie keinen haben, da falle sie nur darüber.

Am Freitagnachmittag backt sie meistens einen Kuchen. Mein Vater sitzt auf der Eckbank und schaut ihr zu. Und beide reden so vor sich hin und ein wenig miteinander. Ihr Kommunikationsstil ist verwirrend. Mein Vater fragt meine Mutter etwas und noch während sie antwortet, fängt er von etwas ganz anderem zu reden an. Das scheint sie aber nicht weiter zu stören, sie unterbricht ihre Antwort nicht, sie redet weiter. Hört er sie? Interessiert ihn die Antwort nicht mehr? Oder hat er seine Frage womöglich schon vergessen und weiß nun gar nicht, worüber meine Mutter eigentlich redet? Oder ein anderes Beispiel: Meine Mutter fragt meinen Vater etwas und gibt sich unmittelbar danach selbst die Antwort. Mein Vater, der eben zu einer Antwort angesetzt hat sagt pikiert: *Wos frogst mich, wennstas eh waßt?* Nun werden sie ein bisschen giftig aufeinander. Mein Vater ist spitzfindig und redet gegen sie an, und sie kämpft tapfer um das letzte Wort. Wenn ich mich einmische, Partei ergreife, gehen sie beide auf mich los. Ich suche das Weite.

Meines Vaters Ressort ist, wie seit eh und je, der Stromverbrauch. *Brauchst das Licht?* Ist eine seiner Lieblingsfragen und gleichzeitig schaltet er das Licht aus und betont, dass sie sparen müssten, schließlich bräuchte man bei einem Haus und überhaupt ein paar Rücklagen.

Das mit dem Lichtausschalten, um Strom zu sparen, kennen viele meiner Generation.*“Liiiiicht aus!“ Dieser Ruf war ein Leitmotiv meiner jungen Jahre* (Urs Widmer). *„Mach das Licht aus“ war einer der Sätze, die ich in meiner Kindheit am häufigsten zu hören bekam* (Orhan Pamuk). Ob uns, meine Generation, das traumatisiert hat? Könnte sein, denn in der Spalte LEUTE der SZ vom 9. November 2018 lese ich, dass kein Geringerer als der britische Thronfolger Charles immer das Licht ausknipst, wenn er einen Raum verlässt. Er sei diesbezüglich der *totale Pedant*, sagt einer seiner Söhne und der andere behauptet sogar von sich, er leide, angesteckt vom Vater, an der Zwangsstörung *Lichtausknipseritis*.

Ich sitze in der Küche und erhitze Wasser für einen Tee; naja, nicht persönlich – der Herd tut das mit Hilfe einer Platte, die *bestromt* wird. Inspektor Vater schaut zur Tür herein, und stellt fest, dass *da Herd brennt*. Ich rechtfertige mich, aber: *Die* *große Plattn?* Ich schweige, er geht. Er kommt wieder. Das Wasser koche ja schon fast! Er schaltet die Herdplatte aus. Die müsse ausgeschaltet werden, bevor das Wasser koche, *sonst hätt ma a hohe Stromrechnung!* Gespart werden muss auch beim Wasser. In die Badewanne darf man nur so viel einlaufen lassen, dass, wenn man mit ausgestreckten Beinen drin sitzt, die Knie unter Wasser sind. Meine Tochter wünscht sich zum Geburtstag eine volle Badewanne, ein Schaumbad mit Schaumkragen am Hals. Wehe, ich werde dabei ertappt, wie ich mir Hände und Gesicht unter fließendem Wasser wasche*.* Würden sie sich, die drei, die ständig im Haushalt leben, das ganze Jahr über so waschen, *da hätt ma a hohe Wasserrechnung!*

Damals hat mich diese Sparerei sehr genervt, im Nachhinein tun mir meine Eltern leid, weil sie finanziell so bedrückt leben mussten. Heute allerdings ist Stromsparen und Wassersparen aus Umweltschutz-Gründen wieder aktuell. Wie halten Sie es damit, liebe Leser?

Die Stimmung im Elternhaus ist angespannt, meine Eltern machen sich Sorgen. Mein Vater macht sich Sorgen um das Haus und um das Auto, meine Mutter macht sich Sorgen um die Gesundheit meines Vaters, beide machen sich Sorgen um das Geld und um die Enkeltochter und um die Tochter. Die Enkeltochter ist nicht mehr so lieb wie früher, und die Tochter (ich) macht immer irgendetwas *faslch*. Anstatt sich hinters Haus in den Garten zu setzen, geht sie und setzt sich in den Gastgarten eines Cafés oben im Städtchen. Der Baulärm von der Straße sei mir zu laut, sage ich entschuldigend. Für den Baulärm könnten sie nichts, und dieses Café sei doch auch nix, sagt mein Vater. Ich gehe wortlos davon. Aus Rache macht er meiner Mutter Stress, geht in den Garten Zwetschken pflücken, obwohl es noch heiß ist, und er die Hitze schlecht verträgt. Er müsse aber gehen, denn später kämen doch T.Resa und Onkel F., und eh dauere es nur eine Viertelstunde. Er ist trotzig und sie macht sich Sorgen – und schuld bin ich! Als ich nach einer guten Stunde vom Café zurück komme, kommt auch er vom Garten hoch, mit dem Eimer voller Zwetschken und einem Loch im Hemd, vorne an der rechten Schulter. Ich mache ihn darauf aufmerksam, er wischt es weg, es war nur ein Blatt. Aber jetzt ist meine Mutter empört: Was ich denn glauben würde, niemals zöge mein Vater ein löchriges Hemd an, auch nicht für die Arbeit im Garten! Was würden da die Leute denken, die vorbei gehen! Mein Vater sei doch nicht der Herr Soundso, der letztens mit einer *luckatn* *Hosn* in seinem Vorgarten herumwerkelte, das ganze Knie habe man gesehen! Meine Mutter macht *Tss-tss* und schüttelt den Kopf.

So war das damals, die *Kleinen Leute* grenzten sich durch ordentliche Kleidung nach unten hin zum *Gesindel* ab. Was würden meine Eltern wohl zu den Jeans sagen, in die arme Frauen in armen Ländern Löcher hinein fabrizieren, weil die Reichen in den reichen Ländern es cool finden, in löchrigen Hosen herumzugehen. Und was würden sie erst sagen, wenn sie sähen, dass mein Ehemann in einem Lokal bei einem Mittagessen mit Freunden jenes alte grüne Hemd trägt, das mein Vater beim Zwetschken-Pflücken getragen hat. Vermutlich trug es auch schon mein Großvater, denn es hat an der Innenseite des rechten Unterärmels zwei im Stile meiner Großmutter Ama gestopfte Löcher – für das kleinere Loch wurde ein blauer Faden und für das größere ein brauner Faden verwendet. Aber meinem Ehemann gefällt die grüne Farbe und der robuste Stoff und das weiße Etikett hinten am abgewetzten Kragen, auf dem ein Pfau ein grüngoldbraunes Rad schlägt, und *Starmount* und MADE IN VIENNA steht. Der Pfau und die Inschriften sind dunkelblau. Eigentlich wäre es mir nicht unlieb gewesen, wenn er ein anderes Hemd angezogen hätte, doch mein Ehemann sagt, sowas wird man wohl noch tragen dürfen in der Ära der verrissenen Jeans. Und verstehen kann ich es schon, dass er dieses alte Hemd mag, denn das Grün hat einen seidigen Glanz und ist mit Rostbraun, ebenfalls glänzend, unterlegt, und die ausgewählten Stopfgarne passen farblich gut dazu. Genau betrachtet ist dieses Hemd richtig schön, es hat Patina, kaufen kann man so etwas nicht. Sollte es mein Ehemann einmal nicht mehr mögen, könnten wir es dem Stadtmuseum anbieten – Qualität noch von vor dem Krieg. Aber, ach ja, was meine Eltern wohl dazu sagen würden? Ich glaube, die würden darauf bestehen, dass mein Ehemann für ein gemeinsames Mittagessen beim Kirchenwirt in St. Anna ein *besseres* Hemd anzieht.

Meine Tochter ist, wie schon erwähnt, nicht mehr so süß und lieb wie früher und nicht mehr sehr präsent – ist in der Schule, bei Freundinnen oder hat sich in ihr Zimmer zurück gezogen, kommt nur zum Essen heraus oder um ins Bad zu gehen. Frage ich meine Tochter etwas in Gegenwart meiner Eltern, antworten diese, fallen in die Lücke vor ihrer Antwort. Nicht immer sind sie sich dabei einig. Praktisch läuft das so ab: Ich mache meiner Tochter den Vorschlag einer Nudelsauce mit Schinken, Lauch und Sahne, denn Nudeln isst sie gern und oft, da betont meine Mutter sogleich, Nudeln esse sie ausschließlich mit Tomatensauce, sonst nix. Mein Vater korrigiert sie und sagt, aber das letzte Mal bei der Tante habe sie doch Nudeln mit dieser Käsesauce gegessen. Meine Mutter widerspricht – aber nur ein bisschen davon, und das nur, weil sie so großen Hunger gehabt hätte. Aber sie habe doch den ganzen Teller leer gegessen. Stimmt nicht, sagt meine Mutter. Und jetzt geht es eine Weile hin und her. Meine Tochter, die daneben sitzt, wird nicht gefragt, blättert in einem alten *Reader’s* *Digest* und schweigt, wie ich. Ein andermal mache ich meiner Tochter, die gerade auf dem Sprung zu einer Freundin durch die Küche kommt, ein Kompliment, der rosa Häkel-Pulli, den sie anhabe, gefalle mir. Meine Tochter strahlt mich an und entschwindet, meine Mutter schimpft los, nennt den Pulli einen *grauslichn Fetzn.* Wie solle man den waschen? Wochenlang schon ziehe die den ungewaschen immer wieder an. Dazwischen hole sie sich jeden zweiten Tag etwas Frisches aus dem Schrank und lasse das dann herumliegen. Meine Mutter öffnet die Tür zum Zimmer meiner Tochter, zeigt auf den Stuhl vor dem Schreibtisch, wo sich’s Gewand türmt, und sagt ungefähr Folgendes: *Glaub ja nicht, die räumt das weg, bevor sie sich hinsetzt, die setzt sich einfach drauf. Und dann zieht sie etwas aus dem Haufen und zieht es an, verschnuddelt wie es ist, aber das ist der wurscht. Aber mir jetzt auch, ich bügel’s net, a dreckigs Gwand bügeln, des tät man net einfalln!* Wir stehen da, zu dritt, mein Vater ist von der Eckbank aufgestanden und hat sich neben uns gestellt, wir stehen da zu dritt und schauen auf den Stuhl mit dem Gewand. Mein Vater sagt: *Zigeunerwirtschaft!* Für jedwede Unordnung müssen bei ihm *die Zigeuner* herhalten. Mit einem Seufzer schließt meine Mutter die Tür, mit einem Seufzer setzt sich mein Vater wieder hin. Ich seufze auch, mehr über meine Eltern als über die schlampige Tochter. Die hat sich mit den Seufzern und dem Schimpfen ihrer Großeltern schon ganz gut arrangiert, hat eine Ohren-zu-Technik entwickelt.

ACHTZIGERJAHRE

Nie haben mich meine Eltern *draußen im Reich*, wie sie Deutschland häufig nannten, besucht, doch meine pubertierende Tochter kommt jetzt in den Schulferien zu mir; da ich nicht mehr fliege, also täglich vor Ort bin, ist das gut möglich, und bringt mir meine Eltern quasi mit. Sie präsentiert mir deren Redewendungen Gewohnheiten Ansichten: *Gutenacht schlafgut träumschön; Licht-ausschalten Vorhänge-zuziehen Tür-absperren;* *wenn man nicht genug schläft, macht sich das irgendwann irgendwie negativ bemerkbar* und so weiter.

Zu den von mir vorgeschlagenen Unternehmungen befragt, ist ihr alles *egal.* Sie leidet unter Langeweile, unter *Fadesse,* wie sie das in Anlehnung an Noblesse und abgeleitet von *sich fadisieren* nennt, sie vermisst ihre vertraute Umgebung und die Freundinnen. Und weil ich sie hierher geholt habe, habe ich die Pflicht, etwas dagegen zu tun. Ich entscheide also, was wir unternehmen, und sie macht mit, aber irgendwie gefällt es ihr oft doch nicht und sie setzt die beleidigte Miene meiner Mutter auf. Und was immer sie sieht, kommentiert sie im Stile meiner Mutter, ordnet es in ein Fächelchen ihres Erfahrungs-Setzkastens ein: Schweizer Straße – in Wien gibt es einen *Schweizer Garten*; Rathaus, so genannter *Römer* – in Radkersburg gibt es auch ein schönes Rathaus, *die Oma hat es fotografiert*,anschließend referiert sie über die Römersiedlung Karnuntum. Im Palmengarten sieht sie einen Pfau wie in Eggenberg bei Graz, Kakteen wie in Klagenfurt, Orchideen wie das Knabenkraut hinter der Kirche auf dem Kalvarienberg, Fische wie in St. Anna, Boote wie am Furtner Teich. Und so geht es durch die Stadt und ihre Umgebung, und schnell muss es gehen, denn schnell hat sie alles gesehen. Und einmal, oje, Katastrophe! Sie hat denFotoapparat nicht mit, der ganze Tagesausflug ist jetzt irgendwie im Eimer. Und täglich beklagt sie die ganz große Panne: Ansichtskarten schreiben wollen und die Adressen daheim im Städtchen vergessen. Kompliziert ist auch das mit dem Essen: keine Butter aufs Schinken- oder Wurstbrot, als Wurst nur Salami oder Mortadella, keinen Käse – gar keinen, Tomaten ja, Grapefruit nein, nur die gelben Äpfel, keine Kartoffeln in den Salat und nichts Warmes am Abend, da schlafe man schlecht.

Als ich sie nach diesem ersten dreiwöchigen Besuch bei mir den Großeltern zurückbringe, platzt sie gleich am Bahnhof damit heraus, dass bei ihnen zu Hause nie was los sei: Warum lüden sie nie jemanden zum Essen ein, ha? Meine Mutter beginnt zu weinen, mein Vater schweigt, schaut weg, geht zum Auto. Voller Freude haben sie uns entgegen gelacht und nun gleich diese aufmüpfigen Anwürfe. Ich beginne auch zu weinen, ich schäme mich. Habe ich meine Tochter gegen sie aufgewiegelt? Die selbst bleibt ungerührt, schaut fast triumphierend drein. Die Stimmung ist versaut, da helfen auch die mitgebrachten Marzipan-Pralinen, die Bethmännchen, nichts. Wir gehen alle vier früh schlafen um einander zu entkommen. Am nächsten Tag sitzt ein liebes Mädchen beim Frühstück und erzählt den Großeltern pflichtbewusst, wie schön es in Frankfurt gewesen ist und was sie alles gesehen hat.

In den Achtzigerjahren kommt es zu großen Veränderungen: Ich schließe mein Studium ab und arbeite als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität und an einer Dissertation; mein Vater geht in Rente; meine Tochter zieht zum Studium nach Graz, hat einen Freund und ist nur noch selten daheim. Ich komme jetzt zu zweit zu Besuch und, gegen Ende des Jahrzehnts zu dritt.

Ist mein Liebster dabei, verläuft der Aufenthalt harmonisch, denn er hat ein ausgleichendes Gemüt und entschärft den Umgang zwischen meinen Eltern und mir. Das Geplapper meiner Mutter im Auto bei gemeinsamen Ausflügen in der schönen Steiermark (*Mei schau, a liabs Haus! Mei do a – a sou a liabs Haisl! Mei schau, sou vü liabe Haiser!)* stört ihn nicht. Ich drehe die Augen über, er lacht gutmütig, der Dialekt meiner Mutter belustigt ihn allezeit. Mein Vater hört gar nicht hin, er sitzt vorne rechts neben meinem Liebsten und passt auf, dass der mit seinem Auto ordentlich fährt.

Das Jahrzehnt neigt sich seinem Ende zu, meine Eltern kommen in die Jahre. Wenn ich allein bei ihnen bin, ergehen sie sich in Wehklagen. Meine Tochter, ihre geliebte Enkelin, ist mit dem Studium fertig und arbeitet auch an der Universität, hin und wieder ruft sie an. Meine Eltern wirken verwaist. Mein Vater hat meine Mutter endgültig mit seiner Melancholie angesteckt. Ich sehe hier, was dem klinischen Bild einer *folie à deux,* wie ich es aus dem Lehrbuch kenne, entspricht: Zwei haben sich in eine ungesunde Symbiose eingelebt und blasen gemeinsam Trübsal. Sie sitzen auf den Fauteuils im Zimmer, schweigen oder äußern Banalitäten übers Wetter, oder: *Was soll ich morgen kochen?* *Soll ich den Anzug in die* *Putzerei bringen?* *Ist das karierte Hemd schon gewaschen?*

Es betrübt mich, wenn ich sie so dasitzen sehe, es ist offensichtlich, dass sie sich langweilen. Ich möchte ihnen helfen, sie in Bewegung bringen, und mache ihnen Vorschläge:

Spazierengehen? *Ah na, heut schon gewesen.* Ausflug nach X? *Ah na, so oft schon dort gwesen*. Besuch bei Verwandten? *Ah na, die hobn ka Zeit*. Kino? *Ah na, ka gscheiter Film*. Zirkus? *Ah na, imma das Gleiche*. Vorlesen? *Ah na, ah na* … Alles ist ihnen zu mühsam geworden – *Mog* *i net!* *Meign ma net!*

Sie haben eine Mauer um sich gezogen und ich finde kein Eingangstor. Einmal hat sie eineraus der Verwandtschaft *lebende Leichen* genannt. Diese Spitze verletzte mich tief drinnen, wo die Liebe zu meinen Eltern wohnt. Ach, hätten sie es doch mit Goethe gehalten, der war der Meinung, dass *der Tod keine Macht über das* *Leben* haben dürfe, solange es noch währt. Leben sei *Tätigsein* (Safranski). Oft dachte ich, meine Eltern wären einzeln noch vitaler, das heißt, würde einer sterben, käme der Überlebende nochmal in die Gänge. Das war eine Täuschung, wie sich leider nur allzubald herausstellte.

NEUNZIGERJAHRE

Meine Tochter, Biologin, hat eine Stelle im Umweltschutzreferat der kleinen Stadt angetreten und wohnt nun in den Erdgeschossräumen des großelterlichen Hauses. An den Wochenenden ist sie bei ihrem Freund in Graz. Die Frau vom O. ist in ein Altenheim gezogen. Dort sei es wie Urlaub, nie in ihrem Leben habe sie es so schön gehabt, lässt sie durch eine Verwandte ausrichten. Ein zweites Enkelkind lässt meine Eltern ein wenig aufleben, doch wohnt es halt zu weit weg.

Obwohl ich es mir anders gewünscht hatte, kam es, dass mein Vater Witwer wurde. Das Herzversagen meiner Mutter im Juli erlebte ich hautnah – ihre schöne große Hand wärmte mich noch, als sie schon ohne Atem war. Das Sterben meiner Mutter – auch ein Kapitel, das ich weglasse*.*

Im September besuche ich meinen Vater. Meiner Tochter und mir fällt der Umgang mit ihm schwer. Er hält sein Innerstes verschlossen, verweigert uns den Zugang, bleibt an der Oberfläche. Es geht weiterhin um das Absperren der Wohnungstür, *oben und unten*, und der Haustür, *vorn und hinten*, es geht um das An- und Abschalten des Lichts, um den Wasserverbrauch. Mitteilsam ist er, was seine einfachen Körperbefindlichkeiten betrifft: Der Onkel (ja, er sagt Onkel, obwohl es sich um seinen Schwager handelt) und er hätten zur gleichen Zeit einen Abführ-Tee getrunken. Der Onkel habe nur einmal aufs Klo gemusst und es sei nur wenig gekommen, er aber habe dreimal gemusst und es sei ganz viel gekommen. Nebenbei: Thomas Mann hat sich in seinen Tagebüchern angeblich ebenfalls zu seinen peristaltischen Vorgängen geäußert. Als ich, um Aufmerksamkeit zu signalisieren, nachfrage, ob er denn mit der Verdauung Probleme hätte, sagt er: *Redma von was anderm*! Im Übrigen bemüht er sich, uns vernünftige Unbeschwertheit zu signalisieren, es sei ja schließlich das normale Ende jeder Ehe, dass einer vor dem anderen sterbe. Doch es ist offensichtlich, dass es ihm nicht gut geht. Innerhalb kürzester Zeit ist er zum Greis geworden, es scheint, dass ein Teil von ihm mit meiner Mutter fortgezogen ist, der Rest schwankt zappelt schlurft durch die Wohnung und schaut ins Leere. Ich bin in steter Alarmbereitschaft. Jede Nacht steht mein Vater mindestens zweimal auf, um ins Bad zu gehen, dabei stößt er meist irgendwo an oder irgendetwas um, es rumst, es scheppert. Ich erwache. Er schreit gleich: *Nix passiert!* Aber mein Herz rast und stolpert, Schweiß bricht mir aus, ich bin hellwach und glaube, mein eigenes Ableben sei nahe.

Und demnächst muss ich wieder abreisen, und meine Tochter, die im Haus wohnt, ist oft tagelang unterwegs. Wie wird das gehen? Ich tröste mich damit, dass ihn T.Resa, die Schwester meiner Mutter, und deren Mann, die in der Nähe wohnen, in der Bewältigung des Alltags unterstützen werden, dass sie ihm die Krücke geben, mit der er einigermaßen sicher um den Krater kommt, den meine Mutter hinterlassen hat.

Es ist der Morgen vor meiner Abreise, meine Tochter ist bei der Arbeit und ich bin am Packen. Mein Vater umkreist mich: *Hast du dich schon gewaschen? Ich geh mich waschen, wenn du fertig bist. Soll ich’s Fenster aufmachen?* *Soll ich’s Fenster zu lassen?* *Soll ich’s Fenster später* *aufmachen?* Hilfesuchend sein Blick, ich im Abreisemodus weise ihn zurück, das müsse er selbst entscheiden. Also weiter: *Wie viel* *Grad hat es?* Ich werfe einen Blick auf das Außenthermometer, 15 Grad. *Dann mach ich’s auf.* Und gleich darauf: *Oder soll ich’s doch zulassen?* Und entschuldigend fügt er hinzu: *Früher hab ich halt die Oma* (meine Mutter, seine Ehefrau) *gefragt, was ich machen soll.* Jaja, denke ich mitleidlos, und noch früher, bevor du zum Kind deiner Ehefrau regrediert bist, hast du dich als Haustyrann aufgeführt! Jetzt sucht mein Vater Halt an mir und ich bin dem nicht gewachsen. Ach, wie hilflos und einsam kann man im Alter werden! Nun, im Rückblick, bin ich voll des Mitleids. Damals legte ich mir einen Schutzmantel ums Herz und reiste ab – zu Kind und Ehemann und Arbeit.

Ich sah meinen Vater nicht wieder. Nach einem Sturz im Spätherbst kam er zuerst ins Krankenhaus und dann in ein Pflegeheim, denn er wollte nicht mehr gehen; eine organische Ursache dafür gab es laut Arzt nicht. Nach Aussage meiner Tochter fühlte er sich in dieser Einrichtung wohl, er war nicht mehr allein, er wurde umsorgt und versorgt, er musste sich um nichts mehr kümmern. Er aß, er schlief und las täglich die Zeitung. An Ostern wollten wir ihn besuchen, doch kurz davor starb er an einer Lungenembolie. Friede seiner Asche!

Immer wieder einmal überfällt mich das schlechte Gewissen, weil ich meinen Eltern so viel Unerfreuliches beschert habe. Die Lieblosigkeit beginnt ja eigentlich schon damit, dass ich sie, die *Portalfiguren* meines Lebens (Peter Weiss), fast nur in Bezug auf den Lebensabschnitt wahrnehme und bewerte, da sie meine Eltern waren, dass ich viel zu wenig bedenke, dass sie ein Leben vor mir hatten, von dem ich nur Bruchstücke kenne.

Einmal erzählte mir meine neunzigjährige Tante, wie sie und meine Mutter, beide knapp über zwanzig, vor dem Radio saßen und bitterlich weinten. In der Wunschsendung, da Soldaten ihren Lieben Grüße aus dem Feld schickten, sang Willy Schneider für meine Mutter, die sie damals noch lange nicht war, *Hörst du mein heimliches Rufen, öffne dein Herzkämmerlein …* miteinem Gruß von ihrem Ehemann aus Russland. Er kam nicht zurück. Und nach der Witwenschaft kam ein anderer Mann und ich, das Kind, das ihr nach kurzer natürlicher Freude bald fremd wurde, und das so oft so unfreundlich zu ihr war.

Ich schaue auf meine Eltern, wie sie da sitzen in den Fauteuils und zu mir herschauen, ihrem Sorgenkind, und weiß, sie haben mir gegeben, was sie geben konnten, ich aber …

Eine offene Rechnung für immer.

## (5)

## Heimkehr in die kleine Stadt

Mustertapeten, Pressspan, Birke an See vor Berg mit Schneehaube – alles muss weg; das Haus stöhnt und MM schmachtet; von der Löwin im Keller, der Ratte auf der Kellertreppe und den Zebras im Garten; Bäume fallen und die Sonne lacht ins Grünkraut; ich spiele Arbeiten; das Lieserls, der Edi und die arme Charlene; eine Bilderbuch-Oma raucht; die Frau vom O. singt vom Dachstein und der Herr Professor die *Winterreise*; Schule ist nicht das, was den Ernsti interessiert.

Meiner Mutter müdes Herz war stillgestanden und nach einem halben Jahr starb ihr mein Vater hinterher, er mochte ohne sie nicht leben. Nun war ich eine Waise und die Trauer um meine Eltern galt vor allem, mit Peter Weiss gesprochen, *dem Versäumten, der Erkenntnis eines missglückten Versuchs von Zusammenleben, dem Zuspät.*

Jetzt musste ich die Verantwortung für das elterliche Hab und Gut übernehmen.

Ich denke nicht an einen Verkauf des Hauses, meine Tochter wohnt ja noch drinnen, auch wenn sie selten da ist und vermutlich bald ausziehen wird. Und ich bewohne es, wann immer es geht. Es muss jetzt mein, muss unser Haus werden, unsere Thorburg.

Groß kann die Stille dort sein, bin ich allein, so groß, dass in meinem Kopf die Grillen zu zirpen beginnen, ein feines pulsierendes Zirpen ist das. Allmählich schwillt es an und Vögel zwitschern hinein; sie zwitschern *zwit-zwit-zwit,* ich glaub, es sind Spatzen. Grillen zirpen, Vögel zwitschern – so laut ist die Stille im alten Haus. Bis plötzlich ein scharfes Knacken wie ein Blitz ins Zirpen und Zwitschern fährt, es zerhackt zerreißt zerfetzt und einen Moment der totalen Stille hinterlässt. Den nutzt das Haus, es beginnt zu atmen, zu seufzen, zu stöhnen, es faucht und ächzt. Und die Böden knarren dazu und die Möbel murmeln und im Hintergrund der Basso continuo der Herzschläge Hunderter, die über die Jahrhunderte hier gewohnt – *Jenseitige. Lang als Gespenster noch in Haus und Hof. Sind tot und finden kein Ende* (Kurzeck).

Wenn mir die Stimmen des Hauses und der Möbel, das Seufzen Stöhnen Fauchen Ächzen Knarren Murmeln und das Herzpochen der Gespenster zu aufdringlich werden, schalte ich das Radio ein, den kleinen roten rechteckigen Kasten aus den Siebzigerjahren (AudioTon Modell ECR 393), mit dem wir nicht viel mehr als Ö3 und Radio Steiermark empfangen können, Nachrichten Wetter Unterhaltungsmusik. Da höre ich eine schreien: *Martin, Martin, deine Liebe war so schön!* Aus den weiteren Textbruchstücken, die ich verstehe, und aus dem Akzent der, naja, Sängerin schließe ich, dass es sich um eine Griechin handelt, die einem Touristen hinterher weint; wahrscheinlich ist der ein Sparkassen- oder ein Versicherungsangestellter in irgendeiner österreichischen oder deutschen Kleinstadt, verheiratet, ein Kind, wie sich’s gehört, und hat diese Griechin, diesen Urlaubsflirt aus seiner Junggesellenzeit (dass er damals noch Junggeselle war, das wollen wir doch annehmen) längst vergessen. Weil mir das Geschrei nach dem Martin auch nicht gefällt, schalte ich das Radio wieder aus und beginne zu singen, Kinderlieder Volkslieder Kirchenlieder und alte Schlager, die einst meine Mutter sang.

Bevor ich nun von der Inbesitznahme des Hauses meiner Eltern weitererzähle, kann ich Ihnen, liebe Leser, einen Einschub nicht ersparen, weil er zu schön eine typische Diskrepanz zwischen dem subjektiven Erleben und den objektiven Tatsachen illustriert; eine Diskrepanz, die Sie beim Lesen autobiographischer Aufzeichnungen nie aus den Augen verlieren sollten.

Ich wollte wissen, was genau, welchen Schlager, ich da gehört hatte, und zog das Internet zu Rate. Was ich fand, hat mich überrascht. Schon die eine Textzeile, die ich mir gemerkt hatte, ist falsch, sie heißt korrekt: *Martin, Martin, denn seine Liebe war so schön,* und nicht: *Martin, Martin, deine Liebe war so schön!* Und wir befinden uns nicht in Griechenland sondern in Straßburg, denn es heißt zu Beginn des vierstrophigen Liedes: *Straßburg lag im Sonnenschein und ich sah nur ihn allein, Martin*. Und die zweite Strophe lautet: *Ich denke immer an die Zeit / Und keine Stunde tut mir leid / Einmal wird er vor mir stehn / Und ich träum vom Wiedersehn / Mit Martin, Martin, denn seine Liebe war so schön.* Den weiteren Text erspare ich Ihnen, er bringt nicht viel Neues. Aber jetzt kommt die größte Überraschung: Bei der Sängerin handelt es sich um keine nach Martin schmachtende Griechin, der Akzent ist der einer nicht ganz unbekannten Französin, nämlich der Akzent von Mireille Mathieu, die diesen Martin-Schlager 1969 gesungen hat; vielleicht als Beitrag zur deutsch-französischen Freundschaft.

Jetzt aber weiter zum alten Haus, das meines / unseres werden muss.

Die Mustertapeten müssen weg und die geblümten Vorhänge, die Möbel aus Pressspan, die dunkelbraune Kastendecke, die Kücheneckbank mit dem schwarz-rot karierten Plastiküberzug. Ich räume weg, ich räume um, und ich räume manch altes Möbelstück wieder hervor, das dem Feuer entkommen, das nicht als *guats Huiz* (gutes Holz) verheizt worden ist, weil man es zum Beispiel als Stauraum brauchen konnte. Großmutters Truhe und Kommode werden aus der Kellerhaft befreit, ein Schrank wird vom Dachboden geholt, abgebeizt und aufgestellt.

Der Freundin meiner Mutter und der Schwester meiner Mutter gefällt mein Tun nicht. Die Freundin sagt: *Oba göns, die Vorhäng tuans scho* *wieda aufi!* Die Tante sagt: *Tua die Eckbaunk dou net weg, do sans dou imma drauf gsessn*. Es ist nicht leicht zu verstehen, für sie nicht und für mich nicht, dass sie nie mehr dort sitzen werden. Nun will meine Tante das Haus nicht mehr betreten, weil durch mein Weg- und Umräumen das Andenken meiner Eltern geschändet worden sei. Selbstverständlich bedrückt es auch mich, wie ich in deren Lebensraum eindringe, ihre Schränke und Schubladen öffne, ihre Kleidung entsorge, ihre Papiere, Dokumente und persönliche Aufzeichnungen, durchsehe, in der Fotoschachtel und im Nähkorb meiner Mutter krame, Dinge wegwerfe, die sie noch hätten brauchen können, die ich aber bestimmt nicht mehr brauche. Als ich das Ölgemälde *Birke an See vor Berg mit Schneehaube* von der Wand nehme, habe ich das bedrückende Gefühl, meine Eltern zu kränken. Für sie war es ein Luxuskauf gewesen, sie hatten dafür gespart, um sich damit ihr Wohnzimmer zu verschönern. Ein Buch von Paul Watzlawick fällt mir ein, dessen Kernaussage schon im Titel *Wenn du mich wirklich liebtest, würdest du gern Knoblauch essen* zum Ausdruck kommt. Ich verwandle diesen Titel in den Vorwurf: *Würdest du uns, deine Eltern, wirklich lieben, würde dir dieses Bild gefallen und dürfte hängen bleiben*.

Nein, den Haushalt der Eltern aufzulösen, ihren Lebensraum zu stören, zu zerstören, war gar nicht schön, bereitete mir ein schlechtes Gewissen. Bis ich eines Tages auf einem Flohmarkt das Buch *Wie ich das Haus meiner Eltern leer räumte* fandund darin eine Leidensgenossin (Lydia Flem), die sich mit den gleichen widersprüchlichen Gefühlen herumschlug. Da war ich getröstet – *Lesen als Medizin*.

Als meine Tochter auszieht, wünschen wir, mein Ehemann und ich, uns einen *Blauen* *Salon*, einen Raum für die *Blaue Stunde*, die Stunde der Entspannung – Lesen Schreiben Musizieren. Wir bekommen einen Flügel geschenkt, wir stellen Regale auf und Bücher hinein – Erbstücke und Aussonderungen aus der großen Stadt. Und dann: Durch ein Missverständnis wird die Eingangstür statt blau grün gestrichen. Der verstimmte Flügel kann nicht mehr gestimmt werden; wir entsorgen ihn, als angeberisches Möbelstück ist er uns zu raumfüllend. An der Stelle des von meinen Großeltern abgetragenen Kachelofens wieder einen aufzubauen, können wir uns nicht leisten. Wir trösten die verwaiste Ecke mit einem alten Eisenofen, geht auch. Doch irgendwie will der *Blaue Salon* nicht recht werden. Anders als der Raum darüber, wo uns nach Herausnahme einer Bretter-Zwischenwand und der Entfernung einiger Einrichtungsstücke eine lichtdurchflutete Wohnküche gelungen ist.

Im Besitz des Hauses übe ich die zurzeit vielgepriesene *Achtsamkeit*. Einmal muss ich auf Schäden achten, die ständig irgendwo auftreten, die behoben oder zumindest beobachtet werden müssen, zum anderen muss ich darauf achten, dass das Haus nicht zu einem Abstellraum, zu einer Rumpelkammer wird. Das kann mit einem alten verwinkelten Haus, das man nicht ständig bewohnt, leicht passieren. Verwandte und Freunde, die zu Besuch kommen, und wir selbst sind dazu verführt, dort Dinge zu deponieren, die wir in unseren Alltagswohnungen nicht mehr brauchen oder nicht mehr haben möchten. Da werden Badetücher mitgebracht, Rucksäcke Taschen Körbe Tischtücher Kerzenständer Teller Tassen, alles noch gut, zu schade zum Wegwerfen. Sogar Ölgemälde hat man mir gebracht: Flieder Pfingstrosen Schneelandschaft und den Bandoneon spielenden Gnomen mit Hut, der neben einem großen blauen Vogel auf einem Seerosenblatt steht. Er steht so da, als könnte er jeden Moment auf seinen Hintern und dann hintenüber ins Wasser fallen. Seit Jahren steht er so da und bringt damit einen beunruhigenden Misston in die Komposition des Bildes, das ich seit Jahren zu verschenken versuche. Weil es bis jetzt noch niemand haben wollte, obwohl es doch ziemlich originell ist, wandert es durch das Haus – vom Flur in die Mansarde, von der Mansarde in die Garderobe, von der Garderobe in die Bibliothek, wo es an der Wand lehnt und auch nicht bleiben soll. Ist da jemand, der es haben möchte? Gerne! Geschenkt!

Inzwischen habe ich gelernt, Nein zu sagen. Nein danke, das brauche ich nicht, dafür habe ich keinen Platz mehr. Sogar: Nein, das gefällt mir nicht, getraue ich mich zu sagen. Doch Wachsamkeit ist vonnöten, denn es gibt unter meinen Besuchern die Überrumpler und solche, die etwas heimlich abstellen – eine Zuckerdose in den Schrank, ein Buch ins Regal. Und wer hat diese scheußlichen braun-blau gestreiften Socken hier gelassen? Also ich bin sicher, der Hans war das nicht, aber uns, mir und meinem Ehemann, gehören die auch nicht!

Das Haus beschäftigt mich, begleitet mich hinein in meine Träume. Hinten im dunklen Gewölbekeller mit dem gestampften Erdboden wohnt eine Löwin. Die große Tür dahin ist zum Glück geschlossen. Die Löwin hat fünf Junge, die kommen durch das Guckfensterchen in einen vorderen Kellerraum und laufen von da hinaus in den Hof. Plüschige Kätzchen sind´s, die miteinander spielen und ein wenig beißen und kratzen, wenn ich nach ihnen hasche. Aber ihre sie noch säugende Mutter hinten im Keller wird immer unruhiger, sie ist hungrig und tut dies durch ein bedrohliches Brüllen kund, das weitum zu vernehmen ist. Nachbarsfrauen kommen und werfen mir Hühner über den Zaun, damit ich sie ihr verfüttern kann. Doch wie kann ich sie ihr bringen, ohne dass sie sich auf mich stürzt, mich noch vor den Hühnern auffrisst? Und bei der Gelegenheit, weil ich vor dem Aufgefressenwerden nicht mehr dazu gekommen bin die Kellertür zu schließen, ins Freie entkommt und die Alte Straße und die ganze kleine Stadt unsicher macht? Vor Ratlosigkeit erwache ich und frage mich sogleich, warum ich so dumm gewesen und nicht auf die Idee gekommen bin, die Hühner durch das Guckfenster zu ihr hinein zu werfen. Noch den ganzen Tag beschäftigt mich dieser Traum und ich denke über seine Bedeutung nach, denn: *Ein ungedeuteter Traum ist wie ein ungelesener Brief* (Niehoff).

Ich habe keine überzeugende Deutung gefunden und jetzt denke ich mir, dass der Traum keine Botschaft bezüglich des Hauses enthalten haben muss, sondern dass das Haus nur die zufällige Kulisse für irgendeine andere Botschaft war. Welche? Keine Ahnung, sie ist bis heute nicht bei mir angekommen.

Nicht nur das Haus sondern auch der dahinter liegende Garten braucht meine Zuwendung und meine Pflege. *Es war einmal* ein Garten. Darin gab es eine heimelige Weinlaube mit Tisch und Bank. Doch der Wilde Wein hatte sich mit seinen Wurzeln tief unter eine Stützmauer gegraben und musste entfernt werden. Die noch von meiner Mutter gepflanzte Birke wurde gefällt, weil sich die Nachbarin über die Verschattung und die vielen vom Wind in ihren Garten getragenen Blätter beschwert hatte. Der Kirschbaum wurde gefällt, weil er uns nur verhutzelte Kirschen lieferte. Der Zwetschkenbaum wurde gefällt, weil die wenigen Früchte, die er trug, *goa nix ghassn hobn* (überhaupt nicht geschmeckt haben). Der Apfelbaum wurde gefällt, weil er zu viele Früchte trug und niemand Zeit oder Lust hatte, sie zu pflücken. Sie fielen ab, lagen auf der Wiese und verfaulten, denn es waren so viele, dass Schnecken und Mäuse sie nicht vertilgen konnten. In einem Frühjahr kam mehrere Tage hintereinander um die Mittagszeit eine Gans mit schwarzglänzendem Gefieder geflogen und fraß auf, was noch von den Äpfeln übrig war. Das Jahr darauf kam sie nicht mehr, sie wird ihren Besitzern geschmeckt haben. Ich habe dann die faulen Äpfel aufgesammelt, Eimer für Eimer damit gefüllt, zehn waren es bestimmt, und zum Kompost getragen, dabei bin ich in der Apfelmatschepampe ausgerutscht. Da habe ich das Urteil gesprochen. Jetzt tut es mir leid um den Baum und seine kleinen gelben Äpfel, die sich im Keller so gut hielten, dass wir noch zu Ostern Apfelkompott kochen konnten; jetzt hätte ich wohl Zeit, sie zu ernten. Der Aprikosenbaum wurde gefällt, weil seine Blätter und Früchte von einem Pilz befallen waren. Aus dem Baumstumpf wuchs ein Trieb, wuchs auf zu einem Bäumchen und lieferte uns bald saftige runde Pflaumen. Jetzt wussten wir, was das ist: *Pfropfen*. Doch leider, auch der Pflaumenbaum musste gefällt und sein Wurzelstock ausgegraben werden; ein Los, das auch dem daneben stehenden uralten Holunder beschieden war, denn die Wurzeln der beiden Bäume hatten sich, wie die des Wilden Weines, tief unter die nun zu sanierende Stützmauer geschoben. Eine Fichte wurde gefällt, weil sie zu hoch geworden, die andere kleinere, weil wir einen Weihnachtsbaum wollten. Und das unschuldige Rosenbäumchen fiel meinem tatkräftigen Schwiegervater zum Opfer. Beim Ausputzen der Fliederhecke war er ständig, wie er hernach zu seiner Entschuldigung betonte, an seinen Stacheln hängen geblieben, weshalb er dieses ärgerliche Hindernis, fast könnte man sagen: zur Strafe, ausriss. Und er ging so weit in seinem Furor, dass er es zerhackte und auf den Abfallhaufen warf. Dort entdeckten wir es erst einige Tage später und beschwerten uns, wir hätten es doch ausgraben und woanders einsetzen können! Meine Schwiegermutter ergriff Partei und meinte unwirsch, wir sollten uns nicht so anstellen, wo gehobelt werde, fielen eben Späne. Ich glaube, sie war insgeheim ein wenig grantig, dass sich ihr Ehemann, wenn sie bei uns zu Besuch waren, lieber in alten Hosen und Hemden im Garten betätigte, als schick gekleidet mit ihr spazieren zu gehen.

Ach ja, diese Fliederhecke! Fliederbüsche, die meine Eltern an der Grundstücksgrenze zum öffentlichen Weg, dem Gassl, gepflanzt haben. Ihre lila Blüten erfreuen manchen, aber ich sehe sie kaum einmal, denn im Spätfrühling bin ich selten vor Ort. Im Sommer sehe ich nur noch die braunen Samenstände, die ich entfernen müsste, wofür ich keine Zeit finde. Im Herbst, wenn ich Haus und Garten für den Winter vorbereite, sehe ich die vielen braunen Blätter auf dem Boden liegen, schön sieht das nicht aus. Soll ich sie wegrechen oder soll ich sie liegen lassen, für einen Igel als Winterquartier? Im Frühling schießen dann die jungen Triebe aus der Hecke, die einen wandern in das Grundstück hinein, die anderen strecken sich übermannshoch hinauf. Die Einwandernden muss ich ausreißen oder ausgraben, die Überschießer muss ich kürzen. Dazu habe ich folgende Methode entwickelt: Ich fange einen Ast ein, biege ihn herunter, setze mich drauf, halte ihn mit der linken Hand fest, zwicke ihn mit der rechten Hand zwischen meiner linken Hand und meinem Körper ab. Danach trete ich zurück und lasse den nun gekürzten Trieb vorsichtig wieder nach oben schwingen. So hopple ich Ast für Ast die zehn Meter Hecke entlang. Und klar, es musste ja einmal passieren: ein Trieb kam mir aus, bevor ich mich in den Sicherheitsabstand begeben hatte, und schnalzte mir mit der frischen Schnittstelle gegen die Stirn. Ich rannte ins Haus, träufelte mir Notfalltropfen auf die Beule, hielt ein kühlendes Messer drauf. Die Beule blieb erstaunlich klein, was ich auf meine Gegenmittel zurückführte, doch als sie verschwand, erkannte ich, warum dies so war, denn es blieb eine Einbuchtung zurück. So bin ich fürderhin vom Kampf mit dem Flieder gezeichnet, habe dort auf der Stirn eine Art Schüsselchen, wenn auch kein so großes wie mein Großvater es auf seinem Hinterkopf hatte, als Andenken an den Ersten Weltkrieg.

Die Bäume und das Bäumchen sind gefällt, der Nutzgarten ist aufgegeben, ein paar Ziersträucher, Forsythie Quitte Pfaffenhütchen, sind geblieben. Geblieben sind auch die Salbei- und die Margeriteninsel inmitten des Meeres von *Krut & Unkrut*, das rundum üppig aus der fetten Erde sprießt. Wühlmäuse verschleppen Wurzeln kreuz und quer. Manches wandert von allein, wie der Giersch – *nicht zu unterschätzen: der giersch mit dem begehren schon im namen … kriecht, bis giersch schier überall sprießt* (Jan Wagner). Verschwunden sind meiner Mutter Gartenblumen: Maiglöckchen Schwertlilien Lupinen Astern Dahlien, eingewandert, unterirdisch gekrochen oder überirdisch geflogen als *Parachutisten*,sind: Primeln Hahnenfuß Klee Goldrute Schafgarbe Berufskraut Klebkraut, und überall sprießt die Wilde Möhre empor und viele andere für mich Namenlose. Ein Garten ist das nicht mehr, mehr so ein verwildertes Grundstück. Der Sonne macht das nichts aus, hell lacht sie ins Grünkraut, Vögel zwitschern in der Fliederhecke und vom Haus her schwadet Kaffeeduft – es herrscht Mittsommer-Stimmung wie auf der Terrasse des *Wolpertinger.* Das mit dem Kaffeeduft ist freilich nur eine Geruchs*erinnerung*, genau genommen eine meiner Nachbarin. Die hat mir nämlich schon mehrmals erzählt, dass sie gerne und oft daran denke, wie meine Mutter an warmen Sommertagen gegen vier Uhr nachmittags ein Fenster geöffnet und meinem im Garten werkelnden Vater zugerufen habe: *Da Kaffee is fertig!* Worauf der sein Werkzeug niederlegte und nach oben zum Kaffeetrinken ging. Das Fenster blieb offen und der Kaffeeduft-Schleier sei bis zu ihr in den Garten gezogen.

Jetzt, an einem späten Sommernachmittag stehen wir, meine Nachbarin und ich, im Garten. Sie hat mir Erdbeeren gebracht und gerade wieder vom Kaffeeduft erzählt. Wir schauen hinauf zum Haus und sehen dort auf dem Balkon meine Eltern sitzen. Wir schauen hinauf – und dort sitzt niemand mehr. Meine Eltern fehlen uns. Damit wir nicht traurig werden, scherzt meine Nachbarin: *Da Grü sitzt in der Wies und zirpt / womit er um die Grüllin wirbt / auf amoi issas stü und stad / Kopf o’gmaht!* Sie fährt sich mit der Handkantequer über den Hals und wir lachen herzlos, denn es ist doch eine grausame Geschichte, wenn der Sensenmann eine Grille mitten im Balzverhalten, mitten im Liebesvorspiel köpft. Oder ist es ein schöner Tod? Enttäuschend nur für die angebalzte Grillin?

Weil mein Ehemann für das Mähen mit der Sense meist so an die vier Tage brauchte, anschließend drei Tage kreuzlahm war und unter diesen Mühen und Leiden fast schon die Hälfte des Urlaubs, den er sich gönnte, vorbei war, kommt nun mehrmals im Jahr ein ehemaliger Bergbauer, geübt im Umgang mit der Sense und rasiert Wiese, Blumen, Kraut und Unkraut innerhalb weniger Stunden ab. Ordentlich aber fade schaut das Grundstück anschließend aus. Ich gehe und lockere hier und da die Erde und verstreue hoffnungsvoll Blumensamen aus den Papiertütchen vom Gartencenter, doch die können sich gegen die Unerwünschten nicht behaupten. Habe ich vielleicht nur leere Körner gestreut und Eva Demski hat recht, wenn sie von den *Lügentütchen* spricht? Inzwischen haben wir auch wieder ein paar junge Bäumchen gesetzt, einen Zwetschkenbaum, einen Apfelbaum, einen Kirschbaum, doch die wollen nicht so recht wachsen. Ist’s, weil ihre Vorfahren hier schlechte Erfahrungen gemacht haben?

Ich gehe gerne auf meinem Grundstück umher, schaue mich um und betätige mich. Es soll ja wieder ein Garten werden, ein parkähnlicher Garten. Ich gieße die Bäumchen, rede ihnen gut zu, sage ihnen, dass sie von mir nichts zu befürchten haben. Ich schneide den Salbei zurecht, den überall aufschießenden Holunder, die Lavendelstauden und die von der Nachbarin an die nun sanierte Steinmauer gepflanzten Kletterrosen. Ich stütze und binde das blaue Schlangenkraut und hier und da reiße ich Berufskraut und Goldrute aus, wenn sie an falscher Stelle stehen; was eine falsche und was eine richtige Stelle ist, das entscheide ich. Eidechsen huschen vorbei, Ringelnattern schlängeln geschmeidig davon. Ich ertappe Weinbergschnecken beim Liebesspiel, sie lassen sich nicht stören, Stunden um Stunden kleben sie aneinander. Pan taucht auf, setzt seine Flöte an und bläst weiße Falterchen über den Lavendel. Eine rote Katze springt ihnen hinterher, versteckt sich dann wieder hinter dem Buchsbaum.

Vor der Sonne muss ich mich verstecken, muss mich behüten, denn sie bescheint mich nicht wohltuend wie einst, sondern sticht giftig auf mich ein. Da gehe ich zwischendurch ins Haus, setze mich auf die Kellertreppe, nehme den Sonnenhut ab, lasse den Schweiß trocknen. Am Abend, wenn die Sonne weit im Westen steht und der obere Bereich des Gartens-im-Werden schon im Schatten liegt, entferne ich die verwelkten Blüten von den Kletterrosen. Statt Sonnenstich nun Mückenstiche, und nachts die aufgekratzte Suche nach der Juckreiz stillenden Salbe.

Wenn die Sonne gar zu böse sticht, betätige ich mich im Keller, ordne Ziegel, reche den Erd-Boden, kehre die Kellertreppe. Und wie ich einmal Stufe für Stufe mit Bartwisch (Handbesen) und Schaufel abkehre, sehe ich auf einer Stufe einen schmutziggrauen Lappen liegen. Ich greife danach, da hüpft er eine Stufe nach oben. Aus mir kommt ein mächtiger Schrei über mehrere Tonstufen gezogen, so voluminös ist er, dass ich mich selbst erschrecke und mein Ehemann nachher sagen wird: *Toll, dein Stimmvolumen!* Die Ratte aber habe ich damit nicht irritiert, die ist noch eine Stufe nach oben und dann gemächlich die Stufen hinunter gesprungen und in den Erdkeller hinein gelaufen; da gibt es nämlich in der Kellertür links unten ein Schlupfloch, Generationen von Katzen haben es benutzt. Als ich aus meiner Schockstarre erwache, schnappe ich mir den großen borstigen Besen und renne der Ratte hinterher, reiße die Tür zum Erdkeller auf und mache ein mords Tamtam. Ich dresche mit dem Besen auf die Metallleiter, die an der Wand lehnt, und auf das Kellerregal, ich schmeiße die Scheibtruhe-Schubkarre um und schrei das Rattenlied: *Wo bist du Ratt im Kellernest? Hier gibt’s kein Fett und Butter! Kannst dir kein Ränzlein anmäst, als wie der Doktor Luther*. (*Nest* und *mäst* sei kein guter Reim? Beschwert Euch bei Goethe!) Doch die Ratte bleibt verschwunden, vielleicht ist sie weitergeflüchtet in Auerbachs Keller. Da bleibt es mir wenigstens erspart eine Rattenmörderin zu werden, es ist mir unangenehm genug, dass ich eine Schneckenmörderin bin.

Wenn es regnet, gehe ich auf den Dachboden und kontrolliere, ob es irgendwo hereinregnet. Das tut es nicht, aber hier und da tropft es. Da stehen schon Kübel noch von meinem Vater aufgestellt, aber sie stehen nicht immer dort, wo es diesmal tropft. Ich verschiebe sie und nehme mir vor, gleich morgen in der Früh den Dachdecker anzurufen. (Der freilich wird mir bloß wieder sagen, die paar Tropfen seien normal bei dieser Art von Ziegeln.) Dann setze ich mich auf den Balkon und schaue in den Garten. Schaue auf den hellgrünen Weg, den ich mit dem Rasenmäher durchs Dunkelgrün gezogen und genieße das Trommeln auf dem Blechdach über mir. Wenn der Regen aufgehört hat, nehme ich eine Schüssel mit Salz und eine Gabel und gehe Nacktschnecken einsammeln. Ich spieße sie auf die Gabel und … Oh, wie graust es mir vor dieser Grausamkeit! Mein Mitleid hält sich in Grenzen, der Ekel vor den Schnecken ist stärker. Und überhaupt: die sollen lernen meinen Garten zu meiden!

Auch der Garten, mein Gartengrundstück, gerät in meine Träume hinein. Letztens träumte mir, dass er voll exotischer Tiere war: Löwen Pferde Zebras Büffel, und schließlich tauchte sogar ein Dinosaurier auf und streckte seinen riesigen Kopf zur Kellertür herein. Die Tiere waren aus dem Privatzoo einer Nachbarin ausgebrochen. Wir beschwerten uns bei ihr, sie solle bitte ihren Zaun verstärken. Sie aber sagte, der Zaun sei intakt, habe sich seit hundert Jahren bewährt. Wenn die Tiere nun ausbrechen, sollen wir nicht ihren Zaun beschuldigen, sondern lieber überlegen, was die wahre Ursache für den Ausbruch ist. *Die wahre Ursache* – interessanter Gedanke. Er führt mich wieder zu der Idee, dass mein Garten nur zufällig in diesen Traum geraten sein könnte, genau wie das Haus in den Traum von der Löwin und ihren Jungen. In diesem Fall hätte ich beide Träume eigentlich überflüssigerweise erzählt und müsste sie wieder streichen, könnte sie nicht bei den Haus- und Gartengeschichten stehen lassen. Aber wie soll ich dann meine von mir angestrebte Seitenzahl erreichen? Obwohl, ich könnte statt dieser Träume zum Beispiel mehr von den Nacktschnecken erzählen, deren Invasion schildern, indem ich eine ganze Seite mit dem Wort *Nacktschnecke* fülle: *Nacktschnecke Nacktschnecke* *Nacktschnecke* … und am Ende rechts unten: *Nacktschnecken.* Wäre das *konkrete Poesie* nachEugen Gomringer?

Ich lass doch lieber die beiden Träume stehen.

So viel müsse ich immer arbeiten in Haus und Garten, bedauern mich manche, schauen mich dabei betrübt an, und wie das erst werden würde, wenn ich älter sei! Aber ich bin älter! Ja schon, aber noch älter, richtig alt. Die Ärmsten müssen sich Sorgen machen um mich. Haben sie keine eigenen? Und außerdem täuschen sie sich, woran wohl ich schuld bin, denn ich sage oft, ich hätte keine Zeit sie zu treffen, ich müsse dies und das tun. Das stimmt, aber es ist nicht die ganze Wahrheit, ich mag bloß nicht irgendwo sitzen und reden. Ich will lieber spielen wie einst als Kind, da ich mein Puppenhaus ein- und aus- und wieder eingeräumt, am Waldrand Häuschen gebaut und Fichtenzapfen-Kühe und Lärchenzapfen-Schweine versorgt habe. Mein Ehemann ist der einzige, der erkennt, dass ich bei der sogenannten Arbeit spiele. Er lacht zu meinen *Schüttspielen* beim Geschirrspülen und zu meinen *Bauspielen* beim Brennholzschlichten. Er lacht, wenn ich, nachdem das Brennholz geschlichtet ist, große Bögen Zeitungspapier hole, sie auffalte, liegengebliebene Späne und Rinden hinein kehre, sie wieder zusammenfalte und mit einem Baststreifen verschnüre – voilà, Anzündpakete. Er lacht zu meinen Abzählreimen beim Bügeln und er lacht, wenn ich beim Staubsaugen singe und danach singend unter das Bett krieche, weil ich dort noch einen Fussel gesehen, den ich mit der Hand heraushole. Und er lacht, wenn er die farbigen Striche und Kringel auf meiner Erledigungsliste sieht und liest: *Kohlrabi Butter / Joghurt Reis / kein Eis.* Bin ich froh, dass mich mein Ehemann versteht und zu diesen Spielereien lacht! Ich glaube, Goethe würde mich auch verstehen, denn er schreibt in den *Wanderjahren*: *Glücklich ist der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht.* Wo Goethe ist, ist Schiller nicht weit, in seinen *Ästhetischen Briefen* heißt es, man sei nur ganz Mensch, wo man spiele; und ungefähr zweihundert Jahre später wird der Kulturhistoriker Johan Huizinga im Spiel sogar den Ursprung der Kultur verorten und den Begriff des *homo ludens* kreieren, des spielenden Menschen, der die Zwänge des Alltags überschreitet.

Aus diesem Grund, denn wer möchte nicht *ganz Mensch* sein und die Zwänge des Alltags transzendieren, habe ich meinen sieben Benjaminis (Birkenfeigen), kürzlich Namen gegeben. Beim Gießen rede ich sie jetzt an mit: Alma Berta Claudia Dorothea Emilia Flora Gisela. Alma sei ein Kuh-Name, sagte mir kürzlich eine Bekannte, deshalb überlegte ich kurz, Alma in Aurelia umzubenennen, wäre eh der schönere Name. Doch dann dachte ich mir, dass Alma Mahler-Werfel ja auch keine Kuh gewesen (oder?) und dass meine grüne Alma, nachdem ich sie schon einige Zeit mit Alma angesprochen, nach einem Namenswechsel irritiert die Blätter hängen lassen könnte. Nun nenne ich sie Alma-Aurelia, da kann nichts schief gehen. Und jetzt, ob Sie es mir glauben oder nicht, seitdem ich meine Zimmerpflanzen mit Namen anspreche, sehen sie frischer aus, ja, direkt glücklich, und sie werfen kaum mehr Blätter ab. Ob ich sie öfter gieße, weil es mich erfreut, sie mit Namen anzureden? Vor ein paar Tagen habe ich Dorothea ins Freie gestellt, in die Nische links von der Eingangstür. Wenn ich weggehe, sage ich *Tschüss Dorothea* und wenn ich Lust habe, sag ich ihr noch, wohin ich gehe. Wenn ich zurückkomme, sage ich *Hallo Dorothea,* und wenn mir danach ist, sage ich ihr, wo ich gewesen bin. Freilich rede ich nur mit ihr, wenn grad niemand vorbeigeht. Trotzdem wird Dorothea vor dem Haus in diesem Sommer noch mehr Ansprache haben als ihre Schwestern im Haus, sie müsste also, wenn meine Annahme der positiven Auswirkung meiner häufigeren Anreden richtig ist, noch besser gedeihen als diese, es sei denn, sie fühlt sich draußen vor der Tür einsam und durch die vorbeikommenden Passanten eher irritiert denn unterhalten. Ich muss sie beobachten und, sollte sie traurig die Blätter senken, wieder zu ihren Schwestern ins Haus stellen.

Apropos Schwestern – damals, als ich mich als kleines Mädchen mit roten und sonn- und feiertags mit weißen Haarmaschen an den Zöpfen durch die Märchenwelt der Gebrüder Grimm bewegte, erträumte ich mir, wohl unter dem Einfluss der *Sieben Raben,* einen Sohn und sieben Töchter. Der Sohn war einfach Sohn, er interessierte mich nicht weiter, seine sieben Schwestern aber malte ich mir lebhaft aus. Sie waren schön wie Blumen und ich war begeistert, als ich Blumennamen für sie fand: Rosa Iris Viola Anemone Kamilla Lilie Margarita; meine Mutter hatte mir dabei geholfen. Rosa war die älteste, hatte braune Zöpfe wie ich und trug ein rotes Kleid; Margarita war die jüngste, hatte blonde Locken und ihr Kleid war blau; und so weiter. Oh, war das ein unterhaltsames Spiel – meine Töchter mit den Blumennamen! Und jetzt? Jetzt habe ich sieben Pflanzen mit Mädchennamen. Ach wie es im Leben zwar irgendwie ähnlich aber doch ganz anders kommt! Nur das Spielen, das so *Vormichhin*-Spielen, das ist mir geblieben.

Nun ist es aber nicht so, dass ich Menschen nicht mag, dass ich nicht mit ihnen reden mag, im Gegenteil. Nicht nur das spielerische Arbeiten auch mitmenschliche Begegnungen bereiten mir Freude. Und in der kleinen Stadt begegne ich so manchen alten Bekannten – alt im doppelten Sinn: Ich kenne sie schon seit Jahrzehnten, sie sind mit mir jung gewesen und sind mit mir alt geworden.

Besonders froh stimmt es mich, wenn ich *Feenthaler* treffe, wenn mir zum Beispiel das Lieserl oder *die* Lieserl, wie man hier sagt, über den Weg läuft. Immer ist sie fesch beieinander, rund ums Jahr trägt sie ein Dirndl, das Dekolleté züchtig unter einem Fransentuch verborgen, und je nach Außentemperatur die Bluse kurzärmelig oder langärmelig und nichts oder einen Trachtenjanker oder einen Wetterfleck darüber. Geschmückt ist sie mit Ohrringen, Ringen, einer Halskette, einem Armband, einer Brosche. Ihr grauweißes Haar ist lang und hochgesteckt, die Gesichtshaut rosig glatt, obwohl sie um die Achtzig ist. Wenn ich sie im Städtchen treffe, ist sie keine Plaudertasche, hat eine Einkaufstasche dabei und ist in Eile, denn außer für sich selbst kauft sie noch für andere alte Leute ein. Wenn wir uns im Feenthal begegnen, sie besucht dort ihre Brüder und ich meine Tante, hält sie an und steigt vom Fahrrad, ich bin zu Fuß unterwegs. Nun hat sie Zeit und Lust zu plaudern. Nach der Begrüßung und ein paar belanglosen Sätzen öffnen wir die Tür zum: *Damals-bei-uns-im-Feenthal*. Und gleich gesellt sich ihr Vater zu uns, der lustige Herr Pi, der beseelt war von der Idee des Kommunismus, die für ihn die Idee vom Verschwinden würdeloser Armut und protzigen Reichtums war. Und käme jetzt jemand vorbei und wäre kein dickhäutiger *Muggel*, könnte er uns da stehen sehen, uns drei in einem Lichtkreis beieinander. Und die Lieserl erzählt und erzählt, und erzählt Geschichten vom Butterbrot. Eine Geschichte handelt davon, wie sie in den Vierzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts zu einer Diebin geworden ist. Nie habe sie eine Jause mit in die Schule bekommen, jeden Tag habe sie hungrig zuschauen müssen, wie die anderen Mädchen in der Pause die ihre aßen, zwei Scheiben Brot und dazwischen dick Butter. Da habe sie sich eines Tages nicht mehr beherrschen können und vom Butterbrot ihrer Banknachbarin, die kurz draußen war, ein großes Stück abgebissen. *Mundraub*, sage ich und: *Erst kommt das Fressen, dann die Moral*. Und wir lachen und gönnen der geizigen Mitschülerin das abgebissene Brot. Schließlich hätte diese ja von sich aus einmal darauf kommen können, der Lieserl etwas abzugeben. Übrigens habe die Banknachbarin, als sie zurückkam, das abgebissene Brot zwar lange angeschaut aber nichts gesagt. Die hat so getan, als wär nix, sagt die Lieserl.

Die andere Geschichte handelt davon, wie die Lieserl *für –* nicht *um* – ein Butterbrot *beschissen* wurde. Das geschah folgendermaßen: Wenn sie auf den kleinen Buben vom Jogglbauern aufgepasst hat, wurde sie von der Bäuerin jedes Mal mit einem Butterbrot belohnt. Weißt eh, betont die Lieserl, so etwas Gutes gibt’s heute gar nicht mehr: Brot, selbst gebacken vom eigenen Getreide, und Butter, selbst gerührt vom Rahm von der Milch von den eigenen Kühen. Für so ein gutes Butterbrot hat die Lieserl gern mit dem Kleinen gespielt, hat ihn oft auf ihre Schultern gesetzt, ist mit ihm bergab bergauf über die Wiesen und durch den Wald gelaufen und gehüpft. Und da kam der Bub einmal durch das wilde Gehüpfe und Gehopse ganz unvermittelt in eine derart große Not, dass er sich ihrer gleich auf Lieserls Schultern entledigte. Freilich hat’s ihr gegraust, aber es war Sommer und der Bach war nahebei und sie hat sich und den Buben schnell hineingelegt und abgespült. Der Bub hat geplärrt, das Wasser war ihm zu nass und zu kalt. Und seine Mutter hat sich gewundert, wie er noch schniefend nackig heimgelaufen kam. Aber nachdem ihr die Lieserl in ihren nassen Kleidern mit ein paar erklärenden Worten dessen Hemd und Hose übergeben hatte, hat sie wie immer ein Butterbrot gekriegt, sogar ein Doppelbrot mit extra viel Butter dazwischen.

Nachdem mir die Lieserl diese Geschichten stolpernd vor Lachen erzählt hat, – im Grunde genommen sind es ja keine Lachgeschichten, illustrieren sie doch ihr damaliges Hungern, woran ihr Vater, der sich auch jetzt aus unserem Lichtkreis wieder davongemacht hat, nicht unschuldig war, – nachdem also die Lieserl diese Butterbrotgeschichten erzählt hat, sagt sie: Komisch, dass ich mir so einen Blödsinn gemerkt habe. Wir aber wissen, dass das gar nicht komisch ist, denn Hunger und ein schlechtes Gewissen, das man erst bei der nächsten Beichte loswerden kann, und *Kacka im G’nack,* dassind Erlebnisse, die von starken Gefühlen begleitet und von daher abgespeichert werden. Oder verdrängt werden, wenden Sie ein? Kann auch passieren bei zu starken negativen Gefühlen. Aber die Lieserl war und ist eine Frohnatur und eine solche lässt sich von negativen Gefühlen niemals überwältigen.

Zu meinen Feenthalern gehört auch der Edi. Nein, der ist nicht der Mann vom Lieserl, schon eher ist er der meine gewesen damals unterm Küchentisch in Oma Rosas Häuschen. Da war er nämlich der Vater meiner Kinderschar und Hausmann unter meiner Fuchtel. Besuchte er mich daheim im kleinen Holzhaus, spielten wir nicht Familie, sondern ich führte ihm meine Spielsachen vor – die Bausteine, mit denen man Hänsel und Gretel und fünf andere Märchen legen konnte, den Puppenwagen und die Puppen, die Puppenküche, die Bilderbücher. Edi betrachtete alles aufmerksam, äußerte aber weder Gefallen noch Missfallen und rührte nichts an. Dann und wann besuchte ich ihn in der Alten Mühle. Ich war gerne dort, es war weiträumig und hell und mitten im Raum stand eine Leiter, die schräg nach oben zu den Schlafstätten führte. Edis Familie war groß, er hatte noch einige ältere Geschwister. Diese Leiter interessierte mich sehr, ich war kaum von ihr wegzubringen. Ich rutschte auf den unteren Sprossen herum, versuchte stets ein wenig höher zu klettern, um wenigsten einen Blick ins geheimnisvolle Oben zu erhaschen. Doch spätestens, wenn ich auf der vierten Sprosse angekommen war, schimpfte der Edi mit mir und seine nun auch auf mich aufmerksam gewordene Mutter bat mich wieder nach unten. Ich freilich gab die Hoffnung nie auf, es eines Tages die Leiter nach oben zu schaffen – so ist das im Leben. Es gab beim Edi aber noch eine andere Attraktion, nämlich sein Püppchen. Seine Mutter hatte es ihm aus graublauen Wollfäden angefertigt, und es war, soweit ich mich erinnere, sein einziges Spielzeug. Er versteckte es vor mir, wollte nicht, dass ich es anfasse, was dazu führte, dass ich ganz scharf auf dieses Püppchen wurde. Wenn ich zu ihm kam, linste ich danach, und während ich auf der Leiter herumrutschte, bedrängte ich ihn, er solle es mir geben, ich wolle es nur ein wenig halten. Er nickte, rückte es aber nicht heraus, er traute mir nicht, zu Recht. Ich war in meinem Begehren hartnäckig, so hartnäckig, dass seine Mutter irgendwann meinte, er solle es mir schenken, er sei ein Bub und schon groß, er brauche doch keine Puppe. Sie nahm es aus ihrem Nähkorb, worin er es versteckt hatte, und gab es mir. Er blieb stumm, protestierte nicht, einziges Zeichen seines Missfallens war, dass er mit vorgeschobener Unterlippe zu Boden blickte. Vielleicht hat er abends im Bett heimlich geweint. Ich aber war selig, trug das Püppchen heim wie einen kostbaren Schatz. Meine Mutter betrachtete es skeptisch, denn sauber war es nicht, Edi hatte es zu oft geherzt. Dann schimpfte sie mit mir, dass ich es ihm so unnötigerweise – *Du hast doch genug Spielsachen!* – abgebettelt, und machte mir den Vorschlag es zurückzugeben. Nie im Leben hätte ich das gemacht. Tagelang lief ich mit meinem neu erworbenen Schatz herum, zeigte das Püppchen allen, und alle betrachteten es erstaunt und sagten nicht viel mehr dazu als *Aha* oder *Nasowas* oder *Joliab*. Was mit dem Püppchen weiter geschah? Ich weiß es nicht. Ich vermute, zuerst habe ich es vor meiner Mutter versteckt und dann habe ich es vergessen – aus den Augen aus dem Sinn. Irgendwann wird es meine Mutter gefunden, genommen und verheizt haben. Hätte ich es noch einmal gesucht und sie danach gefragt, hätte sie bestimmt mit den Schultern gezuckt und behauptet, ich hätte es verloren.

Edis Mutter hat ihrem traurigen Buben ein neues Püppchen gebastelt – Wollfäden um ein Pappendeckel-Rechteck gewickelt, vorsichtig abgezogen und dann Kopf Hände Füße abgebunden. Er zeigte es mir, ich weiß nicht, ob er es mochte, mich hat dieses neue Püppchen nicht interessiert, denn es war nicht warm geliebt, es war ohne diesen anheimelnden Edi-Alte-Mühle-Geruch.

Jetzt sitzen wir drei – die Lieserl, der Edi und ich – manchmal beieinander und gleichen unsere Erinnerungen ab. So viele Erinnerungen! Die Entführung seines Wollpüppchens kann mir der Edi nicht mehr verzeihen, denn er erinnert sich nicht mehr daran, sagt er.

Einmal die Woche besuche ich die Königin vom Feenthal, Tante Resa, Schwester meiner Mutter. Sie residiert in Oma Rosas Häuschen, es ist jetzt das ihre. Jeden Dienstag und jeden Freitag fährt sie mit dem Bus oder mit einem Taxi in die Stadt hinaus. Jeden Freitag kauft sie *Die Woche* vom Donnerstag; nicht zu verwechseln mit der einstigen *Wochenschau*, eher zu vergleichen mit einer illustrierten Zeitung wie *Frau im Spiegel*. Was sie durch die Lektüre der *Woche* erfährt, erfahre ich von ihr am Sonntagnachmittag. Ich erfahre, dass es Charlene von Monaco schwer hat mit ihrem Ehemann Prinz Albert, der behandelt sie so unfreundlich, und überhaupt ist er ein komischer Typ! Für Maxima von Holland und für Mette-Marit von Schweden läuft es dagegen prima, ihre Ehemänner lieben sie. Dank der *Woche* ist meine Tante auf dem Laufenden, weiß Bescheid über die inner- und außerfamiliären Auseinandersetzungen in der europäischen *High Society*. Und dieses Wissen, selbst wenn nicht alles so genau stimmt, ist nicht zu verachten, wer es in hundert Jahren noch hätte, würde laut Schwanitz als gebildet gelten. Außer der *Woche* hat meine Tante allerdings noch eine andere Informationsquelle: den Fernseher, jeden Abend *tut* sie *fernsehschaun*. Sie schaut Nachrichten und politische Diskussionen, woran sie sich, das entnehme ich ihren oft bemerkenswert klugen Kommentaren dazu, interessiert und lebhaft beteiligt. Ich glaube, sie sitzt vor dem Bildschirm und diskutiert mit, wie das Kinder im Kasperltheater tun, wovon sich die Politik eh nicht immer so sehr – naja, lassen wir das. Sie schaut auch gerne Serien und *echte* Geschichten. Sehr interessant sei das Gespräch mit einem gewissen Klinger gewesen, *der ist ein Transvestit von Beruf*, *das glaubst net, was der alles erzählt hat von die Männer!* Oder einmal, da sind die vom Fernsehen an einem *ganz* *normalen* Tag zu *ganz gewöhnlichen Leuten* in die Wohnung gegangen. Der Ehemann, ein Fernfahrer, ist gerade nach siebzehn Stunden Fahren heimgekommen und seine Ehefrau hat ihm gleich *angschafft*, was er alles tun soll. Da hat er gesagt *bittschön* – *bittschön,* *hat der gsagt,* *lass mi vorher an Kaffee trinken*. Das muss man sich einmal vorstellen, empört sich meine Tante, *da muss der um an Kaffee betteln nach siebzehn Stunden Arbeit!* *Mei, dera hätt i was gegeigt!* Aber die vom Fernsehen, die haben es ihr schon gesagt, dass sie das so nicht machen kann, sonst würde er sich früher oder später eine andere suchen, eine, die ihm gleich den Kaffee hinstellt, wenn er von der Arbeit heimkommt, oder ihn sonstwie verwöhnt. Meine neunzigjährige Tante nimmt regen Anteil an den ihr von den Medien präsentierten Geschehnissen und Geschichten, und das obwohl auch in ihrer eigenen großen Nachkommenschaft allerhand los ist. Doch der Sonntagnachmittag gehört vor allem dem Boulevard, den Adeligen und den Schauspielern, den Reichen und den Schönen, und den Fernseh-Geschichten von echten, ganz normalen Leuten.

Unser Äußeres verändert sich im Laufe des Lebens. Manche sind kaum wiederzuerkennen, aus der molligen Blondgelockten ist eine Spindeldünne mit rotem Haar in Streichholzlänge geworden. Andere haben zwar Falten bekommen, die Augen sind etwas kleiner, der Mund ist etwas schmäler, die Nase ist etwas länger, die Körpermitte etwas rundlicher, aber im Wesentlichen schauen sie aus wie früher, nur halt älter, und man erkennt sie auf Anhieb wieder.

Sie stand am Ausgang eines Lokals, das wir uns zu betreten anschickten, und unterhielt sich mit der Wirtin. Ich ging an ihr vorbei, schaute hin und erkannte sie nach fünfzig Jahren an ihrem Profil. Ich blieb stehen, sprach laut ihren Namen aus. Sie drehte sich zu mir und schaute mich verständnislos an. Doch als ich sie anlächelte, erkannte auch sie mich. Wir tauschten Telefonnummern und Adressen aus und seitdem treffen wir uns hin und wieder, und wenn wir uns treffen, sind wir immer bald beim Thema: *Damals-bei-uns-in-der-Alten-Straße.* Damals waren wir nämlich dicke Freundinnen, die Lorli aus dem Nachbarhaus und ich, und heute tauschen wir Erinnerungen aus und dabei erfahre ich manch Neues von damals.

An warmen Sonntagen sei sie, die Lorli, nach dem Mittagessen oft in den Hof ihres Hauses gegangen, um das Ziehharmonikaspiel zu hören, das aus dem offenen Fenster unseres Hauses gekommen sei. So schön habe mein Vater gespielt und oft habe meine Mutter dazu gesungen, und sie, die Lorli, habe, wenn sie allein im Hof gewesen, was um diese Zeit meistens der Fall war, dazu getanzt. *Ach*, sagt die Lorli, *das war so schön!* Ja, ich erinnere mich, wenn meine Mutter das Geschirr abwusch und ich abtrocknen musste, setzte sich mein Vater zu uns und produzierte diese Musik, vor der ich floh, wann immer ich konnte. Ich hasste den unreinen Klang der Ziehharmonika und diese brachialen Rhythmen. Während ich mich also in zornige Abwehr verbiss, spielte mein Vater und sang meine Mutter und tanzte die Lorli im Hof, was ich erst jetzt erfahre, Jahrzehnte später. Und nun erzähle ich ihr nicht, wie fürchterlich ich diese Hausmusik fand, ich will ihr ja nicht im Nachhinein das Tanzen verderben.

*Erinnerst du dich noch an die Frau Orthöfer*? fragt mich die Lorli. Selbstverständlich tu ich das, sie gehörte quasi zum Inventar der Thorburg. *Und weißt du noch, wie die beim Putzen immer gesungen hat?* Daran erinnere ich mich nicht, deshalb bekomme ich es nun erzählt. Jeden Freitagnachmittag, außer bei Minusgraden, habe die Frau Orthöfer, auf den Knien über den schmalen Balkon unseres Hauses rutschend und dabei mit einer Reiswurzelbürste die Bretter sauber reibend, *Hoch vom Dachstein an* gesungen: *Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust, bis ins Wendenland am Bett der Sav* …, alle vier Strophen und ganz besonders laut jedes Mal den Refrain: *Dieses schöne Land ist der Steirer Land, ist mein liebes teures Heimatland.* War sie nach den vier Strophen mit dem Reiben nicht fertig, fing sie wieder von vorne an, nie sang sie etwas anderes. Singen Frauen heute noch bei den alltäglichen Verrichtungen im Haushalt? Ich schon! Aber nur beim Staubsaugen.

Und dann erzählt mir die Lorli etwas, das überhaupt nicht zu meinen Erinnerungen passt, nämlich: dass ihre Oma, die Rumpler-Oma – *rund sanft freundlich und bunt beschürzt, die weißen Haare zu einem Knoten gesteckt*, dass diese meine Bilderbuch-Oma jeden Nachmittag draußen im Hof eine geraucht habe. Na, sowas! Sie sitzt also nicht nur *wie Philemon und Baukis, als ein herzerwärmendes Bild des häuslichen Friedens* mit dem Rumpler-Opa Hand in Hand auf der Bank im Hof, sondern sie steht dort alleine und womöglich ohne Schürze. Steht dort an die Hauswand gelehnt, ein Bein hochgezogen und nach hinten abgestützt, wobei ihr das Kleid mindestens bis ans Knie hochgerutscht ist, und zieht mit halbgeschlossenen Augen genussvoll an einer Zigarette, bläst Rauchringe aus. Ein laszives Bild. Obwohl: vielleicht stand sie ja auch mit Schürze auf beiden Beinen in einer Ecke versteckt und rauchte eher heimlich und hastig. Aber so oder so, ich kann es kaum glauben. Täglich hätte ich es sehen können und heute erst erfahre ich es! Und nun muss ich meiner Bilderbuch-Oma die Zigarette hinzufügen, keine leichte Aufgabe.

Nicht ganz so neu ist mir, dass der älteste Doktorbub die Lorli *verehrt* hat, wie sie es nennt, das wusste ich schon, nur manche Details dieser Verehrung sind mir neu. Ich weiß, dass dieser Bub oft am Fenster im ersten Stock des Doktorhauses stand, den Vorhang etwas zur Seite geschoben hatte und nach seiner *Verehrten* Ausschau hielt. Wenn ich vorbeiging und zu ihm hochschaute, verschwand er hinter dem Vorhang, war die Lorli mit mir, grinste er breit und warf ihr eine Kusshand zu, worauf sie lieblich errötete und ihre Schritte beschleunigte. Was ich bisher nicht wusste, ist, dass er ihr hin und wieder ein *Fliegerheftl* herunterwarf. Das *Fliegerheftl*, erklärt mir die Lorli, das war eine Zeitschrift rund um das Flugzeug und den Flugzeugmodellbau. Hat dich das interessiert? frage ich sie. Nein, aber er hatte Herzchen hineingezeichnet und Botschaften hineingeschrieben wie *Du bist schön, ich liebe dich, ich will dich heiraten.* Und wenn sie gegenüber auf dem Kalvarienberg mit einer Nachbarin auf einer Bank gesessen ist, hat er im Garten mit dem Wasserschlauch große Herzen in die Luft gespritzt. So niedrig waren die Bäume damals noch und die Augen der beiden so gut, dass sie zwischen dem Kalvarienberg und dem Doktorhaus hin und herschauen konnten. Ein Liebespaar sind sie aber nicht geworden, denn die Lorli hat sich durch die ihr entgegengebrachten Gefühle zwar geehrt gefühlt, diese aber nicht erwidert. Sie hatte sogar ein bisschen Angst vor ihrem Verehrer, waren doch er und seine Brüder als arge Raufbolde verschrieen.

Nicht nur drinnen in der kleinen auch draußen in der großen Stadt begegne ich ehemaligen Kindern von der Alten Straße. Eines von ihnen ist Emma, einst ein schüchternes zierliches Mädchen, nun eine Frau in fortgeschrittenem Alter mit einem strahlenden Lachen, in das man sich verlieben könnte. Auch Emma erzählt mir von früher und eine ihrer Erzählungen macht mir deutlich, in welch verschiedenen Welten man leben kann, obwohl man räumlich ganz nahe beieinander wohnt.

An einem Sonntagabend gehen wir, meine Eltern und ich, aus dem Feenthal von Oma Rosas Häuschen nach Hause. Missmutig hatschen wir dahin, ich, weil mir der langweilige Nachmittag meinen Sonntag verpfuscht hat und weil ich die falschen Schuhe anhabe; mein Vater, weil er morgen wieder arbeiten muss; meine Mutter, weil sie zwei Schlechtgelaunte um sich hat. Und just zu der Zeit, da wir so missmutig dahingehen, ist dort im König-Haus an der Alten Straße etwas los. Der Gymnasialprofessor, der dort wohnt und oft des Doktors Witwe besucht, wodurch er den Tratschen Gesprächsstoff liefert, hat eingeladen. Er singt die *Winterreise* von Schubert. Am Flügel sitzt ein anderer Professor, der Musiklehrer des Gymnasiums, im Publikum sitzen die zukünftige Frau des Sängers mit ihren Eltern, der Dr. König mit seiner Königin, die kultivierte Familie aus dem Nebenhaus, zu der Emma und Anna gehören, und noch ein paar andere, musikalisch interessierte Bessere, eine auserlesene Gesellschaft. Wir, die wir nur zwei Häuser weiter wohnen, wissen nichts von diesen öfter stattfindenden Liederabenden; nie hätte man uns dazu eingeladen. Und wenn, wenn dies durch irgendeinen Zufall passiert wäre? Ich bin sicher, meine Eltern hätten eine Entschuldigung vorgebracht, wären nicht hingegangen, hätten sich nicht getraut, weil wir da nicht dazu gehörten – *fremde Leute, anders geartet als wir.* Schon in der kleinen Welt der Alten Straße gab es unüberwindliche soziale Barrieren.

Wir – Emma und Anna aus der kultivierten Familie, Linde aus dem Windelbündel, die beiden Töchterleins (das aus dem Doktor-Haus und das aus dem Rumpler-Haus) und ich – wir also, fast die Hälfte derer, die in der Alten Straße aufwuchsen, sind später in Richtung Norden in die großen Städte ausgewandert. Jugendliche wandern aus, das ist normal; gut ist es, wenn andere dafür einwandern und manche Auswanderer später wieder zurückkommen. Aber wir tun uns schwer mit dem Zurückkommen, unter anderem auch weil wir jetzt in der kleinen Stadt Kopien dessen finden, was uns aus den großen Städten vertreibt: zu viele Autos, verwahrloste und leerstehende Häuser, langweilige Schachtelbauten (Architektur des *Kistismus*), öffentliches Remmidemmi mit aufdringlich wummernden Musikboxen. Und hier in der kleinen Stadt haben wir, anders als in den großen, weniger Möglichkeiten, diesen Erscheinungen zu entfliehen, sie auszublenden.

Genug geklagt! Da ist noch einer in der Warteschleife, der unbedingt erwähnt werden muss. Im Gymnasium ging er in meine Parallelklasse und ich verdanke ihm etliche Schul-Anekdoten. Er erzählt sie nicht bloß, oh nein! Er, der Schauspieler, spielt sie mir vor. Er plustert sich auf, er rollt mit den Augen, er schreit: *Und warum?* Und er kurrt: *Wallara …* Manchmal begibt er sich an seinen Flügel im Salon, haut in die Tasten und grölt und krächzt ein Brecht-Lied, oder er trägt mir den *Affenmonolog* aus Urs Widmers *Topdogs* vor. Er erhebt sich, stellt sich vor mich hin, drückt seinen Oberkörper mächtig breit nach vorne und betrommelt ihn mit beiden Fäusten unter kehligen Schreien. Dabei starrt er wild geradeaus. Ich drücke mich klein in den Stuhl hinein, ich krieg’s mit der Angst und muss lachen. Was mache ich, wenn er in der Affenrolle steckenbleibt und nicht mehr in den Ernsti zurückfindet? Nach langen einzwei Minuten hat er sich ausgetobt, setzt sich hin, nimmt sein Weinglas und prostet mir schmunzelnd zu. Ich proste zurück und bin sehr erleichtert.

Ernsti war gern mit uns Mädchen zusammen, er hat uns gezeichnet und fotografiert. Eine von uns musste sich als sein Modell ins Fauteuil setzen und er arrangierte sie: schlang ihr einen Schal um den Hals, zupfte ihr die Haare zurecht, legte ihr den linken Arm dekorativ auf die Lehne, bog ihr den Kopf leicht nach hinten, nahm eine Zigarette und schob sie ihr zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand oder gar in den Mund; die Zigarette gehörte unbedingt dazu. Sie brannte nicht, aber auf dem Foto sieht man das erst auf den zweiten Blick. Wenn er uns in dieser oder einer ähnlichen Position zeichnete, zeichnete er uns selbstverständlich mit einer brennenden Zigarette und aufsteigenden Rauchkringeln. Ernsti hatte immer Zigaretten bei sich, er rauchte die Nil in der blauen Schachtel oder die Smart in der schwarzweiß gestreiften. Bei mir zu Hause rauchte er nicht, am Schulhof auch nicht, aber in der Konditorei Weiß, wo er saß und Kaffee trank, wenn er nach dem Unterricht auf den Omnibus nach Hause warten musste, rauchte er Kette. Fast alle, die dort saßen, rauchten, räucherten Indianerkrapfen Punschkrapfen Cremeschnitten und Torten ein, die gleich nebenan im Verkaufsraum in der Vitrine lagen. Das war der Grund, warum meine Nichtraucher-Eltern dort niemals etwas kauften. Nur einmal hatten sie das getan und dann bis zu ihrem Lebensende von diesen abscheulichen Indianerkrapfen erzählt.

Ernsti ist ein wenig älter als wir, er hat mindestens eine Klasse wiederholt, Schule ist nicht das, was ihn interessiert. Er ist musisch begabt und gescheit und überdreht, er ist das Gegenstück zur vernünftigen bodenständigen Anna. Er will hinaus in die Welt der Bohème, er will Maler werden, er will Schauspieler werden (wurde er), er will ins Show-Business, er will singen. Er singt uns verruchte Lieder vor – Zarah Leander, Marlene Dietrich, Hildegard Knef, das sind seine Idole. Wir haben zwei Jahre mit ihm, dann verschwindet er und nimmt seine Träume mit. Manchmal höre ich von ihm: Er ist grad in Wien, er ist auf der Kunstakademie, er ist in Spanien, er ist auf der Schauspielschule, er ist auf Teneriffa, er ist in Venedig, er ist in Paris, er spielt am Theater da und dort, er hat eine Rolle in einem Film. Wir sehen uns erst wieder, als er sich seinen Alterssitz im Elternhaus einrichtet, wo er von nun an residiert. Er telefoniert mit ehemaligen Kollegen, mit Adeligen, mit Millionären, einmal sogar mit Zubin Mehta. Und er bekommt viel Besuch, denn er ist gastfreundlich und er kocht gerne und gut. Wenn ich trübselig bin, lädt er mich zum Essen ein, kocht einen Schweinsbraten mit Sauerkraut und Knödel, und zum Nachtisch gibt’s Apfelstrudel; er hat nämlich einen Baum im Garten, der ihm köstliche Grafensteiner liefert. Ich lasse es mir schmecken und sacke mit gefülltem Bauch in ein wohliges Behagen, während er mir erzählt – nicht solche Geschichten aus zweiter Hand, wie ich sie an den Sonntagnachmittagen von meiner Tante erfahre, nein, er erzählt mir von seinen eigenen Erlebnissen in der Welt der Adeligen, der Berühmten, der Schönen und Reichen. Da kann unsereiner nur staunen und sich wundern, was man selbst doch für ein gewaltig langweiliges Leben hatte.

*Heimkehr* heißt das Kapitel, das hier zu Ende geht – eine Teilzeit-Heimkehr ist es geworden, denn nach ein paar Wochen in der kleinen Stadt spüre ich dieses Ziehen, dann weiß ich, ich kann nicht mehr bleiben, ich muss zurück in die große Stadt, zumindest für eine Weile.

## (6)

## Rückkehr in die große Stadt

Aussätzige und Arbeitslose; Fensterschauen; Trockenbrunnenkugel; Nachbarn feiern *Butstag*; von der Siebenundzwanzig; mit Rajzel Zychlinski durch das Jahr: Saufnarr am Kiosk, gezaustes Hühnchen und Tigerbär, Blutspur, Elfe in Verbannung, Lärmstress und Hitzestress, der Cellokastenträger, Fußball forever, Großstadtweiber, Laubbläser, Laternen und ein wenig Schnee.

Früher einmal gab es außerhalb der Stadtmauern großer Städte Spitäler für die an Lepra Erkrankten. Diese Leprosorien wurden oft *Gutleutehöfe* genannt, weil die Aussätzigen von den Spenden *guter Leute* lebten*.* (Ob man diese Wohltäter heute als *Gutmenschen* bezeichnen würde?) In Frankfurt am Main ist ein Stadtviertel nach so einem Aussätzigen-Spital benannt – das Gutleutviertel oder kurz einfach: das Gutleut. Und noch heute sind viele, die dort wohnen, ein wenig *ausgesetzt.* In den Fünfzigerjahren war es ein Viertel der *Kleinen Leute*. Bahnangestellte wohnten dort, denn es liegt gleich hinter dem Bahnhof, stadtauswärts, und es gab noch Lebensmittelgeschäfte Gasthäuser Handwerksbetriebe, deren Inhaber in ihren Mietshäusern als Hausherren mit Gattinnen residierten. Nach und nach sind die Besitzer dieser Geschäfte und Betriebe gestorben, ihre Kinder haben sich anders orientiert, sind weggezogen und haben die geerbten Häuser an *Immobiliensammler* verkauft. Die Infrastruktur des Viertels verödete, wer konnte, zog in ein besseres Viertel oder ganz hinaus aus der Stadt. Wenige sind geblieben, verwitwete *Hausbesitzersgattinnen*, die ihre Tage in Moll fristen. Zugezogen sind neu angekommene Fremde und andere Einkommensschwache und ein paar Ahnungslose wie wir, die es zufällig hierher verschlagen hat und die aus verschiedenen Gründen nun nicht mehr wegkommen.

Steffen Jacobs, der wahrscheinlich eine Weile hier gewohnt hat, schildert die Stimmung im Viertel so:

*Die Arbeitslosen / schauen aus ihren Fenstern / auf ihre schmutzigen Kinder, / die auf der Straße spielen. / Die Leiche von Nummer zehn / wurde weggeschafft … / Das war 1979. Seitdem / ist hier nicht viel passiert. / Die Türken zogen in eine bessere / schlechte Gegend … / Die Hinterbliebenen warten auf den Rest ihres Lebens, der mit jeden Tag tiefer ins Glas sinkt.*

(*Gutleutviertel Ffm;* gekürzt)

Ich vermute, der Text stammt aus den Achtzigerjahren, denn seit Zweitausend ist auch hier einiges passiert und noch im Gange. Durch den Abriss der Industrieanlagen am Westhafen, an deren Stelle luxuriöse Wohnhäuser erbaut wurden, wurde das Viertel zum Main hin geöffnet. Für eine Million Euro hätten wir uns dort eine Vierzimmerwohnung mit Blick auf den Fluss und über den Fluss bis hin zum Stadtwald kaufen können. Auch im übrigen Viertel hat die *Gentrifizierung* begonnen. Statt an ausländische Familien wird jetzt an studentische Wohngemeinschaften vermietet, die sollen das Viertel aufwerten und haben den Vorteil, dass man sie bei Bedarf wieder schnell los werden kann. Für uns haben diese Wohngemeinschaften den Nachteil, dass sie oft von Mitternacht bis zum Morgen feiern, und das nicht nur am Wochenende. Wenn man Glück hat, ist man eingeschlafen, bevor es losgeht, und schläft so tief, dass man erst am Morgen aufwacht, wenn es plötzlich still wird. Vormittags sieht man dann unten am Straßenrand auf dem Asphalt ein paar Übriggebliebene sitzen, bis zum Nachmittag sitzen sie oft dort. Von Zeit zu Zeit erhebt sich einer, geht zu einem der beiden Kioske und kauft Getränke-Nachschub. Warum setzen sie sich nicht auf die Bänke in der Platzmitte? Anscheinend ist das Sitzen am Straßenrand cooler. Rätselhaft für unsereiner!

Haben die Studenten das Viertel warm gewohnt und dadurch, so hofft man, attraktiver gemacht, wird, so hofft man, zunehmend besseres Publikum hierher ziehen, zum Beispiel alleinstehende Banker, die sind nämlich die idealen Mieter: Sie zahlen jeden Preis, sie sind kaum zu Hause und nach ein paar Jahren wieder ganz weg. Da kann man die Miete kräftig erhöhen – Anpassung an den aktuellen Marktwert, und der steigt und steigt.

Das Gutleutviertel wird durch zwei sich kreuzende Hauptverkehrsstraßen geviertelt (Viertel um den Schönplatz, Viertel um den Rottweiler Platz, Viertel mit Finanzamt und Polizei, Viertel mit Straßenverkehrs- und Zollamt) und hat im Westen und im Süden diverse Anhängsel (Sommerhoffpark Wurzelfeld Westhafen). Und obwohl hier ungefähr siebentausend Menschen wohnen, wird es in den Büchern über Frankfurt meist übergangen, höchstens kurz erwähnt und mit dem Bahnhofsviertel, das von der Stadt aus gesehen *vor* dem Bahnhof liegt und mit dem es wenig gemein hat, gemeinsam abgehandelt. Andere Stadtteile wie Sachsenhausen oder Bornheim bekommen ihre eigenen Kapitel. Selbst Michael Herl ignoriert das Gutleut und Claudia Herdt lässt in ihrem Kriminalroman *Endstation Südseite*, derspannender anfängt als er dann dahinplätschert, die Handlung nur so ein bisschen bei uns hier ablaufen, weicht bald auf das Bahnhofsviertel und das Mainufer aus. Jürgen Engelhardt ist der Einzige, der in *Frankfurt zu Fuß* (1987) mehr, wenn auch ziemlich Trauriges und nun schon Überholtes, über das Gutleut schreibt. Wir wohnen eben im Hinterhof der Stadt, sagt mein Ehemann. Aber das stimmt so nicht mehr, denn der Westhafen ist jetzt nobel und die Gegend um den Rottweiler Platz wird gerade nobel und der Sommerhoffpark mit seinen alten Bäumen ist wunderschön und die Wurzelfeldsiedlung ist sehr idyllisch. Freilich, der Schönplatz, an dem wir wohnen, ist weder nobel noch idyllisch, schön schon gar nicht, und der Geist ist hier, trotz der studentischen Wohngemeinschaften, vor allem in Form von geistigen Getränken präsent.

Würde ich lieber woanders wohnen? Im Dichterviertel? Im Malerviertel? Oder im Nordend?, dem Handlungshintergrund für den pfiffigen Roman über die wunderbaren Siebzigerjahre, in dem der Alkohol auch ziemlich präsent ist und – schon wieder! – eine Siebenundzwanzig! Da muss ich doch glatt wieder einmal, ich weiß nicht zum wievielten Male, auf einen Seitenpfad hinauslaufen, hin zu meinen in letzter Zeit erlesenen Siebenundzwanzigern, und Ihnen zumindest einige davon präsentieren. Wenn Sie das nicht interessiert, blättern Sie die nächsten Seiten einfach weg bis zu: *Genug der erlesenen* *Siebenundzwanziger,* oder sogar noch ein Stückchen weiter. Aber jetzt: Siebenundzwanzig Siebenundzwanziger (27 27er)

(1)

Im Nordend-Roman *Die* *Vollidioten* (Henscheid) beschließt Herr Jackopp (wie spricht man das aus? Wie Jakob oder eher Tschäkop oder spaßhaft: Jackpot?), er ist Schweizer, jünger als 27 Jahre und *irgendwie* *tätig*, beschließt also Herr Jackopp einem *Fräulein* 20 rote Rosen zu schicken, um seinem Ziel *sie* *flachzulegen* näher zu kommen. Als er diesen Entschluss einem Freund kundtut, klärt der ihn darüber auf, dass er eine ungerade Zahl Blumen schenken müsse, das sei hier *Landessitte*, und er rät ihm zu 27 Stück, weil die Siebenundzwanzig *eine* *Traumzahl* sei. Letztendlich schickt der Schweizer dem begehrten Fräulein aber nur neunzehn rote Rosen ins Büro, denn er hatte nicht genügend Geld dabei. Dummerweise war das Fräulein wegen der Rosen, für die er sein letztes Geld ausgegeben, wütend. Soweit ich mich erinnere, schmiss sie diese mit Verachtung auf den Boden. Warum eigentlich? Das weiß ich nicht mehr genau, aber vielleicht ahnte sie die dahinterstehende Absicht und fand sie unverschämt. Oder sie empfand das Rosengeschenk an sich als eine Frechheit, die ihre Würde als emanzipierte Frau verletzte. Oder beides.

(2)

Christa Wolf hatte genug Geld dabei, um an einem 27. September für den 27. Geburtstag ihrer Tochter Tinka 27 Nelken zu kaufen, worüber sich die Tochter bestimmt gefreut haben wird.

Christa Wolf erzählt das in ihrem Buch *Ein Tag im Jahr.* Bei diesem einen Tag handelt es sich jeweils um den 27. September der Jahre 1960-2000, vorangestellt ist dem Buch ein Gedicht von Thomas Brasch *Der schöne 27. September.* Wie kamen Wolf und Brasch auf dieses Datum? Im Klappentext heißt es: *1960 rief die Moskauer Zeitung Iswestija die Schriftsteller der Welt dazu auf, einen Tag jenes Jahres, den 27. September, genau zu beschreiben.*

(3)

*Ich bin würdig gewesen, diesen alten Calvados in siebenundzwanzig Flaschen zufällig in einer Mischung aus Kalk, Sand und feingehacktem Stroh zu finden, als ich vor einigen Jahren eine Grube zur Aufbewahrung von Mohrrüben im Keller meines jetzigen ständigen Haupt-Wohnsitzes grub.* (Gurdjieff)

(4)

*Ich bin ein Zauberer, ich stehe in einer Tradition von Zauberern, die siebenundzwanzig Generationen umfasst*. (Castaneda)

(5)

*Ich lachte für mich und in mich hinein. Meditierte 27fach herum und geriet in solche Trance dabei, als würde* *Philipp Glass gespielt*. (Alban Nikolai Herbst: *Die Wolpertinger*)

Und noch eine elegante Variation zur Siebenundzwanzig: *Auf sieben mal zwanzig Stuten, ritten sieben mal zwanzig Edle, darunter ich.* (Alban Nikolai Herbst: *Die Wolpertinger*)

(6)

*Nach siebenundzwanzig Jahren stand Alma da*. (Alban Nikolai Herbst: *Meere*)

(7)

*Nach dieser Bemerkung las und kommentierte Nicot mehrere Stellen aus seiner Korrespondenz, worin das Wort Tugend siebenundzwanzigmal und Gott gar nie genannt war*. (Bulwer-Lytton)

(8)

*Am folgenden Tag quoll die Reisegesellschaft von Florenz aus dem Wagen, dem zwei Taxis mit 27 Gepäckstücken folgten*. (Menuhin)

(9)

Per-Gunnar Gerdin will im Hochsicherheitsgefängnis Hall einen Biker Club mit 50 Personen gründen, aber: *Von den dreißig bis dahin rekrutierten Männern sprangen siebenundzwanzig ab*. (Es war wegen eines Briefes seiner Mutter. Wenn Sie genaueres wissen wollen, müssen Sie das Buch von Jonasson lesen)

(10)

*Es war noch hell, als wir wieder am Bad Homburger Bahnhof standen und 27 Minuten auf die S-Bahn warten mussten*. (Herdt)

(11)

*Ich allein bin an der ganzen Fatalität schuld. Als ich Ihr Haupthaar arrangierte, vergaß ich nicht allein, die Locke des Zorns auf dem Hauptwirbel gehörig zur weichen Runde abzuglätten, sondern ließ auch siebenundzwanzig Haare der Angst und des Entsetzens über der Stirne stehen*. (E.T.A. Hoffmann)

(12)

*„Doch mein Arsch erzählt keine Lügen“ Das ist der Schluss des siebenundzwanzigsten Gedichts, das ich auf der Mitternachts-Lyriklesung in Blakes’s Coffee Shop gehört habe*. (Proimos)

(13)

*Zweimal in der Woche ging der Stanik mit dem Koffer auf Tour. Als er siebenundzwanzig feste Kunden hatte, mietete sich Frau Cholonek* (seine Frau) *einen Platz auf dem Chor in der Bonifatiuskirche.* (Janosch)

(14)

*Mit dem Trolleybus fuhren sie zum Smolensker Platz, um angesichts der siebenundzwanzig-stöckigen Amtsgebäude den Mund aufzusperren*. (Liksom)

(15)

*Die Frau, mit der er seit siebenundzwanzig Jahren verheiratet war, knurrte ihn an.* (Englander)

(16)

*Ehe die Sonne an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstag aufging, war Karls Seele geschieden* (Grimm)

(17)

*Die aufgehende Sonne des siebenundzwanzigsten Juli beschien sechs schwarzgekleidete Personen* (Gütersloh)

(18)

*Und fast könnte man ihn zum traurigen „Club 27“ zählen – in diesem Alter verstarben u.a. Amy Winehouse, Kurt Cobain, Jim Morrison, Brian Jones, Jimi Hendrix und Janis Joplin.* (Kommentar zum Tod des schwedischen Produzenten Tim Bergling in der Kleinen Zeitung am 21.4.2018)

(19)

*Rockstars sterben mit 27. Leben sie länger, dann liegt das vermutlich an einem Gendefekt.* (Thomann)

(20)

*Rachmaninow war siebenundzwanzig als er* das zweite Klavierkonzert *komponierte* (Grimaud). Er lebte danach weiter.

(21)

Peter Lindbergh, einer der bedeutendsten Modefotografen der Gegenwart, begann mit 27 Jahren zu fotografieren und seine Ausstellung *From Fashion to Reality* ist noch bis zum 27. August 2017 in der Kunsthalle München zu sehen. (SZ, 29.4.2017)

(22)

*Sieben der 27 Diözesanbischöfe seien gegen die Einladung ausgewählter Protestanten zur Kommunion, heißt es*. (Drobinski)

(23)

*Eine Gruppe von 27 Mikrotubuli können zusammen ein Centriol bilden.* (Stewart)

Anm.: Im Inneren jeder lebenden Zelle ist ein Centrosom, darin befinden sich die Centriolen, von denen ein jedes aus 27 Mikrotubuli besteht.

(24)

*Sieben Jahre / und zwanzig Jahre später … siebenundzwanzig Jahre später* (Heinrich Böll; SZ, 15.1.2019)

(25)

*King Ferdinand VII of Spain* … *existed for twenty-seven* (27) *days* *without a bowel movement*. (Alan Watts)

Anm.: Siebenundzwanzig Tage ohne Darmentleerung? Gibt’s das?

(26)

*dann erklärte Jan, dass er um Mitternacht Geburtstag habe, in wenigen Stunden werde er 27, ob ich nicht Lust hätte* *…* (Jan Brandt)

(27)

*Wenn man von seiner vor einem grünen Hintergrund fallenden Silhouette absieht, sollten das die letzten Bilder sein, die ich von meinem Freund, den ich seit siebenundzwanzig Jahren kannte, zu sehen bekam.* (Pamuk)

Genug der erlesenen Siebenundzwanziger; ich meine die siebenundzwanzig Beispiele sollten reichen, um Sie davon zu überzeugen, dass die Siebenundzwanzig eine Zahl ist, die in Texten besonders häufig vorkommt.

Aber nein, ich führe Sie noch nicht zum Hauptpfad zurück, ich muss vorher noch unbedingt erwähnen, dass nicht nur ich sondern auch andere Leute zu einigen Zahlen ein besonderes Verhältnis haben. Der österreichische Mathematiker Rudolf Taschner zum Beispiel liebt die 313, wie ich einer Besprechung seines Buches: *Woran glauben* entnehme (SZ 47, 25.2.2017). Und er ist nicht der einzige, der es mit der Drei und der Eins hat. Janosch, geboren am 11. 3. 31 in Zaborze, Bäckerweg 3 sagt: *Die 1 und die 3 waren die Zahlen meines Lebens* (*Gomera*). Und einem Interview mit der 81jährigen Nuria Schönberg-Nono (SZ 49, Magazin, 6.12.2013) entnehme ich, dass ihr Vater, Arnold Schönberg, Angst vor der Zahl Dreizehn hatte. Diese Angst hat sogar einen Namen, sie heißt *Triskaidekaphobie*. Unter so einer Triskaidekaphobie litt also der Komponist Arnold Schönberg, der Erfinder der Zwölftonmusik (eben!). Er war, wie ich, an einem Freitag, den 13., geboren und ist an einem Freitag, den 13., gestorben, in Los Angeles. So kann es gehen, wenn man sich fürchtet! Ob er, hätte er in Wien gelebt, einen Tag früher gestorben wäre?

Übrigens soll es zwar nicht über die Siebenundzwanzig wohl aber über die Sieben ein ganzes Buch geben: Meri Laos *Wahnwitziges Lexikon der Sieben.* Umberto Eco zitiert den Titel in: *Bücher sprechen über Bücher,* im Kapitel *Siebenhundertsiebenmal Sieben*.

Glauben manche Menschen tatsächlich an die Besonderheit gewisser Zahlen, die ihnen begegnen? Glaube ich, dass mir ein Mensch, der die Siebenundzwanzig in seiner Telefonnummer hat, Glück bringt? Also eines glaube ich bestimmt, nämlich dass wir, ich und manch anderer, neben den alltäglichen Pflichten ein bisschen Unterhaltungsprogramm brauchen, etwas Spielerisches, sonst wird’s langweilig bis unerträglich. Sogar Ernst Jünger –ich zitiere: *Unter den Zahlen spricht mich die 73 an. Heute sah ich sie als Autonummer verdoppelt: 7373. Als ich dann in den Autobus nach Rabat gestiegen war, verteilte die Billets ein Schaffner, in dessen Pullover die Zahl in vielfacher Wiederholung eingestrickt war. Eine Häufung von Zufällen – erfreulich immerhin. Die Manie die Quersumme von Autonummern zu ziehen, kann ich nicht ablegen. Ist sie durch drei teilbar, so fühle ich eine Bestätigung.*

Jetzt aber endlich zurück zur weit oben gestellten Frage: Würde ich lieber woanders wohnen als im Gutleutviertel? Nein, das würde ich nicht. Denn so zentral wie hier im Gutleut könnte ich kaum irgendwo in der Stadt wohnen. Zu Fuß bin ich in fünf Minuten am Bahnhof und in zehn Minuten am Museumsufer, in fünf Minuten am Main und in zwanzig Minuten in der Innenstadt. Mit dem Fahrrad bin ich in fünfzehn Minuten im Stadtwald, mit der Bahn in zwanzig Minuten am Flughafen oder in Kronberg im Taunus. Und international ist es hier wie sonst nirgendwo in der Stadt – nicht nur Asiaten, nein, Menschen aus aller Welt! Das Wohnen hier = Medizin gegen Xenophobie.

Als wir in *unser Haus* am Schönplatz im Gutleutviertel einzogen, wir hatten davor etwa zehn Jahre lang zwei Straßen weiter gelebt, wohnten da noch fünf andere: über uns Else & Jakob, unter uns ihre Tochter und über über uns eine schöne Französin, die Bilder malte, mit ihrem viel jüngeren Ehemann, einem deutschen Techniker, der sehr albern sein konnte, wenn er beschwipst war. Bei dem Paar lebte Brixi, eine graue Siamkatze. Bald nach unserem Einzug bekamen auch wir ein Kätzchen geschenkt, ein rotes, wir nannten es Barbarossa. Es stammte von einem Bauernhof in Bayern, sah aus wie eine Wildkatze und wuchs zu einem eigenwilligen Kater heran, der nicht uns allein zugetan war. Zum Unterschied von Brixi, die von sich aus keinen Schritt aus der Wohnung tat, wurde Barbarossa ein richtiger Streuner. Er besuchte nicht nur unsere Nachbarn im Haus sondern auch die in den Nebenhäusern, war Tag und Nacht durch die Hintergärten unterwegs, bald überall bekannt und beliebt. Viele ältere Damen freuten sich, ihn regelmäßig begrüßen zu dürfen, sie fütterten ihn und richteten ihm einen Schlafplatz ein.

Wir lebten in unserem Haus wie eine Großfamilie, bei der von Zeit zu Zeit der freundliche Onkel Hausbesitzer vorbeikam, um sich zu erkundigen, ob alles in Ordnung sei. Else deckte dann ihren großen Tisch und wir Hausbewohner saßen mit dem guten Onkel bei Kaffee und Kuchen und plauderten, brachten Anliegen vor. Als er starb, verkaufte seine Tochter das Haus an einen *Immobiliensammler* und unsere Großfamilie löste sich auf, alle außer uns zogen weg. Brixi war schon davor an Altersschwäche gestorben und im Gärtchen beigesetzt worden, Barbarossa war eines Tages verschwunden, nicht mehr auffindbar. Wir – Vater Mutter Kind – blieben verwaist zurück. Das Dachgeschoss wurde ausgebaut, sodass es nun fünf Wohnungen im Haus gibt, und ein zogen ein Kevin aus Hamburg und andere junge Leute. Bald zogen sie wieder aus und andere junge Leute zogen ein und wieder aus, und andere junge Leute zogen ein und wieder aus, und andere junge Leute zogen ein. An einem Kontakt mit uns Zurückgebliebenen, auch unser Sohn ist ja längst ausgezogen, haben die kein Interesse, wir sind zu alt für sie. Und es ist anzunehmen, dass auch sie in absehbarer Zeit wieder ausziehen werden. Und wir? Wie lange werden wir noch bleiben? Und wohin dann?

Ich lehne am Fenster unserer Wohnung im ersten Stock, der Beletage, – *Fensterschauen* wie einst in der kleinstädtischen Alten Straße, doch ohne untergelegtes Kissen und meist bei geschlossenem Fenster – und schaue hinunter auf den Schönplatz.Sein mittlerer Teil ist ein Oval, halb Spielplatz und halb Erdplatz. Warum ein Erdplatz statt einer Wiese, haben wir uns gefragt und sind zu dem Schluss gekommen, dass das etwas mit dem geringeren Pflegeaufwand zu tun haben muss. Der Spielplatz mit den üblichen Geräten – Rutschen Schaukeln Balancierstangen – ist mit Sand aufgeschüttet und nachts von Hunden und Kiffern und Pissern heimgesucht und von aufgedrehten Jugendlichen, die unter Lustkreischen rutschen und schaukeln. Zwischen dem Spielplatz und dem Erdplatz steht eine große steinerne Kugel mit einem Loch auf der Oberseite, aus dem Wasser fließen soll, aber schon lange nicht mehr fließt. Es floss nur anfangs nach der Aufstellung der Kugel für eine kurze Zeit, bald waren Ausflussloch und Abflussrinne durch Unrat verstopft. War halt so eine Idee von irgendeinem Planer gewesen, der in seinem Büro sitzt und den Platz und sein Publikum nur vom Hörensagen her kannte und ihn mit einem Kugelbrunnen verschönern, *aufhübschen* wollte; er hat es gut gemeint. Dieser nun nichtfunktionierende Brunnen, kein Kugelbrunnen mehr sondern nur eine Brunnenkugel, ist an zwei Seiten von Bänken eingeklammert und innerhalb der Klammern verläuft der durch die Brunnenkugel zweigeteilte Fußweg, der den Platz quert, die Grenze zwischen Spiel- und Erdplatz markierend. Auf dem Erdplatz stehen eine Tischtennisplatte und einige braune Kunststoffhocker. Noch nie habe ich jemanden auf so einem Hocker hocken sehen. Die Anlage mit Spielplatz Fußweg Brunnenkugel Bänken Erdplatz ist von sieben Platanen umstanden und mit einem Geländer nach außen zur Straße hin abgegrenzt. Mein Ehemann und ich haben einmal lange darüber diskutiert, ob das nun ein Geländer oder ein Zaun sei, und haben uns schließlich auf den Kompromiss: *Begrenzungsgeländer* geeinigt. Wo der Fußweg verläuft, muss man nicht das Geländer übersteigen oder durchschlüpfen, nein, dort ist es fußgängerfreundlich unterbrochen. Die Platanen, von denen eine beängstigend schief steht, sind inzwischen so hoch aufgewachsen, dass wir im Sommer bei elektrischem Licht frühstücken und an bewölkten Tagen auch noch bei elektrischem Licht zu Mittag essen, was die vom Gartenamt freilich nicht bekümmert. Als Ausgleich für die Dunkelheit am Tag hat man uns acht Doppellampen um den Platz gestellt, deren Schein des Nachts so hell ist, dass wir, wenn wir das möchten, vor dem Haus ein Buch oder eine Zeitung lesen könnten.

Als wir anfangs hier wohnten, kurvte alle paar Tage irgendeiner von den Jugendlichen, die sich hier regelmäßig gegen Abend treffen, mit einem vermutlich geliehenen Auto die Straße, die zwischen der inneren Anlage und den Häusern verläuft, rundum und rundum. Irgendwann blieb er scharf abbremsend mit quietschenden Reifen stehen, stieg aus, bekam Applaus. Ein anderer stieg ein, zog mit quietschenden Reifen los und wiederholte das Spektakel, stieg aus, Applaus, der nächste stieg ein, zog los, und so weiter, bis alle dran waren und der erste wieder einstieg. Der schoss noch einmal rundum und endlich mit Karacho zum Platz hinaus, hinüber zur großen Ausfahrtsstraße. Die Zurückgebliebenen grölten ihm begeistert hinterher, lachten und klatschten. Dem Spaß des Rundumfahrens hat man durch das Absperren des Straßenstückes vor unserem Haus einen Riegel vorgeschoben, nur der mit der Kehrmaschine darf noch rundum, er tut es gerne und fährt so schnell wie er kann.

Nun gibt es alle paar Tage ein anderes Straßen-Spektakel: Omnibusse und Lastkraftwagen, die über den Platz, wo es durch die Einbahnregelungen zwei Einfahrten und zwei Ausfahrten gibt, abkürzen wollten, kommen nicht um die Kurven, weil die Straße eng und durch Falschparker weiter verengt ist. Sie stecken fest und ein Schreien und Hupen hebt an. Aus dem Grüppchen am Kiosk löst sich einer heraus, geht und macht sich wichtig, betätigt sich als Lotse. Die Zurückgebliebenen beobachten das Geschehen, kommentieren es, bilden den Chor im Hintergrund. Oft funktioniert das und der Bus oder der Lkw kann nach vielem Hin und Her weiterfahren. Wenn es nicht funktioniert, wird die Polizei angerufen. Die kommt, besieht sich das Schlamassel und ruft den Abschleppwagen. Der kommt und schleppt die falsch Geparkten ab und der Eingesperrte hat endlich freie Ausfahrt. So oder so, es dauert, bis Bus oder Lkw draußen ist; da hat man leicht eine Stunde was zum Schauen, wenn man grad nichts Besseres zu tun hat.

Rund um den Platz stehen elf Häuser: Ein Hotel, ein Männerwohnheim (Übergangswohnheim für Wohnungslose), ein Seniorenwohnheim und acht Wohnhäuser. In einem Wohnhaus befindet sich im Erdgeschoss eine arabische Feinbäckerei und in zwei anderen je ein Kiosk. Und weil es in dieser Stadt keine Sperrstunde gibt, hat der eine, der alteingesessene Kiosk, der *Alte* Kiosk, im Sommer von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr in der Früh geöffnet; Notdienst für Alkohol-Süchtige, die gleich nebenan wohnen. Sie können sich hier rund um die Uhr bis zum Umfallen versorgen. Im Winter schlafen auch die Süchtigen etwas länger, da ist der Kiosk nur von acht Uhr morgens bis eins in der Nacht offen, mit den Ausnahmen Weihnachten Silvester Fasching. Tagsüber stehen dort dürre Gelbgesichtige und aufgeschwemmte Rotgesichtige, klumpen sich am Stehtisch und diskutieren über Politiker Fußball Sozialamt – chronische Säufer, die nicht mehr aufhören können zu saufen. Aber, das habe ich bei Janosch bestätigt gefunden, egal, ob die aufhören oder weiter saufen, gesünder werden sie nicht mehr, denn wenn man an etwas gewöhnt ist, auch wenn es etwas Schlechtes ist, und hört abrupt damit auf, kann man sehr krank werden. Schon bei Abraham a Sancta Clara heißt es im *Saufnarren*: *Trink ich, so verdirb ich; trink ich nicht, so stirb ich. Es ist besser getrunken und verdorben, als nicht trinken und dennoch gestorben!* Ist also wurscht, dass sie weiter saufen.

Der andere Kiosk, der *Neue* Kiosk, es gibt ihn nun auch schon ein paar Jahre, hat nur bis Mitternacht offen und versorgt hauptsächlich die Schüler aus der Berufsschule um die Ecke. Ich gehe dorthin, um die Süddeutsche Zeitung zu kaufen. Weil er oft erst gegen neun Uhr aufmacht, hole ich die Zeitung hin und wieder beim Alten Kiosk. Das tue ich aber nur, wenn ich das Geld genau abgezählt habe, denn es graust mir vor der schmierigen Verkaufstheke und vor dem Wechselgeld und vor den Nicht-Wohlriechenden, durch die ich mich, wenn ich Pech habe, drängeln muss und die mich neugierig anglotzen. Die Betreiber vom Alten Kiosk sind aber sehr freundlich, im Gegensatz zu denen vom Neuen Kiosk (Mutter Vater Sohn). Die schauen, weil hier der Publikumsandrang nicht so groß ist, gerne Videos oder telefonieren (skypen) und scheinen sich gestört zu fühlen, wenn ich komme. Sie erinnern mich an meine Großmutter Ama, die in ihrer Gemischtwarenhandlung saß und den Fortsetzungsroman in der *Wochenschau* las oder ein Kreuzworträtsel löste und den Kunden, wenn einer kam, wenn sie grad an einer spannenden Stelle war, unwirsch wie einen Störenfried abfertigte.

Wenn mein Ehemann die Zeitung am Alten Kiosk holen geht, kommt er mir nicht schnell genug zurück, er fängt nämlich gleich auf dem Rückweg zu lesen an. Doch eh nur die Überschriften, wird er sich später verteidigen. Ich schaue aus dem Fenster und sehe, wie er an der Brunnenkugel steht und liest. Lesend geht er langsam weiter, bleibt immer wieder stehen und hat sich an den Blumenkübeln vor unserem Haus festgelesen. Steht da ganz vertieft in die Lektüre. Ich öffne das Fenster und schreie *Hallo!* Er schaut hoch, grinst mich an, gibt sich einen Ruck und geht ins Haus. Aber ich glaube, er steht noch einmal unten im Hausflur und liest, denn es dauert, bis er da ist, mir die Zeitung auf den Tisch legt mit den Worten: *Da DEINE Zeitung,* und sie für eine (kurze) Weile demonstrativ *nicht* liest.

In der Wohnung über dem Alten Kiosk ist oft bis spät in die Nacht hinein Licht. Im Sommer sind die Fenster offen und man hört, wie es dort *umgeht*: Lachen Grölen Kreischen begleitet vom *Umpah-Umpah* (Schreibweise nach Fellmann). Man vergnügt sich, genauso wie von Zeit zu Zeit in der Wohnung über der Feinbäckerei links neben uns. Da wummert es dann zum Platz hinaus und durch die Wand zu uns herüber,bis die Polizei auftaucht und bei den Krachmachern läutet und vorspricht. Es wird sie wohl jemand aus der Wohnung darüber oder aus dem Seniorenwohnheim gegenüber gerufen haben. Ich war’s nicht! Und mein Ehemann war’s auch nicht, denn der gehört zu denen, die noch bei ziemlichem Krach schlummern können, meistens.

Einmal wohnte im Haus rechts neben uns eine Großfamilie vom Balkan, wie groß genau, das wusste nicht einmal der Vermieter. An jedem Wochenende, Freitag oder Samstag, haben die gefeiert. Ungefähr ab achtzehn Uhr drang Musikgeleiere aus der Konserve zu uns herüber, begleitet von einzelnen darüber hinausschießenden Stimmen. Gegen einundzwanzig Uhr wurde die Musik zurückgedreht und das gemeinsame Singen begann, rhythmisch unterstützt von Klatschen und Stampfen, Schuhplattler auf steirischem Volksfest nix dagegen. Mein Ehemann kommentierte das jedesmal mit: *Oh,* *jetzt habens’s wieder ihr Rhythmusmaschin eingschaltet*. Das ging so weiter, mal lauter mal leiser, bis etwa zwei Uhr, danach begannen Stimmen und *Rhythmusmaschin* müde abzuschmieren. Am nächsten Tag, da unsere Wut noch frisch war, ließ sich keiner von der Großfamilie blicken, da schliefen sie vermutlich. Wenn wir einen von ihnen in den darauffolgenden Tagen auf der Straße abfangen konnten und ihn zur Rede stellten, denn wer mag sich schon nachts anziehen und in eine der deutschen Sprache kaum mächtige betrunkene Gesellschaft gehen, wusste der Angesprochene entweder von nichts (*weiß nicht, nicht zu Hause*) oder hat breit grinsend seine Goldzähne aufblitzen lassen und *Butstag* gesagt. Wenn man nachhakte: aber letzte Woche und die Woche davor immer Geburtstag?, hat er begeistert genickt und gesagt: *Jajaja, Butstag! Butstag*! Und er war so unverschämt gut gelaunt dabei, dass man hilflos lachen musste, obwohl man wusste, dass er log, dass sie es am nächsten Wochenende wieder tun würden, dass man sich wieder wälzen würde und fluchen und sie sonstwohin wünschen. Wir waren froh, als diese *Butstagsfamilie* auszog, die Nachfolgerfamilie feiert nur alle paar Monate einmal.

In der Nähe von Hauptverkehrsstraßen zu wohnen, verkürze das Leben, heißt es. Oder tut dies nur das Wohnen direkt an Hauptverkehrsstraßen? Denn hier bei uns in der Nähe von zwei großen Hauptverkehrsstraßen, auf denen angeblich bis zu 300.000 Autos pro Tag fahren, und das schon seit vielen Jahren, gibt es etliche Neunzigjährige, und die wohnen hier schon seit Jahrzehnten. Vielleicht sind es ja die grünen Inseln, unsere Hintergärten, die uns gesund erhalten.

Das Gärtchen hinter unserem Haus hat die Else angelegt, bald nachdem sie zu ihrem ihr frischvermählten Jakob und den Schwiegereltern in die Dreizimmerwohnung über uns (wir wohnten damals freilich noch nicht hier) gezogen war. Das war zu der Zeit, als es auf dem Schönplatz noch einen Metzger, einen Bäcker, ein Milchgeschäft, eine Gemischtwarenhandlung und im Erdgeschoss unseres Hauses eine Drogerie gegeben hat und hinter dem Haus Gras und Hasen in Ställen. Die Drogerie wurde geschlossen, die Hasen wurden verzehrt, die Ställe wurden abgerissen. Anstelle der Ställe hat der Jakob eine Hütte gebaut für Gartengeräte und Holz und die Else hat Blumen und Sträucher und einen Weinstock gepflanzt. Ihre Fleißigen Lieschen blühten rot und weiß vom Frühling über den Sommer bis zum Herbst. Die Lieschen blühen nimmermehr, sind mit der Else verschwunden, doch das Sonnenauge blüht noch immer fleißig bis in den November hinein. Und bereits im Februar zur Zeit der ersten Schneeglöckchen beginnt es wieder zu blühen. Nach den Schneeglöckchen erfreuen uns Tulpen Maiglöckchen Schwertlilien Rosen. Rund ums Jahr blüht es in unserem kleinen Garten, wie dort im Paradiesgarten, wo Jakob und Else nun weilen – so wollen wir es glauben. Als wir noch eine Hausfamilie waren, standen Tisch und Bänke in unserem irdischen Paradiesgärtlein und sommers saßen wir fast täglich dort bei Kaffee Kuchen Wasser Wein Pizza Salat, feierten Mittsommer Geburtstage Traubenernte, feierten das Leben. Und wenn es nieselte? Egal, dann spannten wir Schirme auf. Und wenn es richtig regnete, feierten wir weiter in der Erdgeschosswohnung mit Blick auf den Garten.

Und von diesem Leben, meinem Alltagsleben hier im Gutleutviertel und in der großen Stadt, werde ich jetzt noch etwas erzählen. Ich gehe einmal mit den Monaten um das Jahr und verwende dafür meine Aufzeichnungen ab den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Jedem Monat stelle ich ein Zitat von Rajzel Zychlinski voran. Zychlinski stammte aus Polen, lebte später in New York, war Autodidaktin, diesbezüglich mit Christine Lavant vergleichbar, und ist meines Erachtens eine der bedeutendsten Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts. Da sie ihre Gedichte und ihre wenigen kurzen Prosatexte in Jiddisch verfasst hat, ist sie dem breiten Publikum relativ unbekannt. Doch es liegt mittlerweile eine Übersetzung ihres lyrischen Gesamtwerks ins Deutsche vor, eine zweisprachige Ausgabe, an die ich im Rahmen meines Studiums der Judaistik geraten bin. Und leider, ja *leider* muss ich in diesem Fall sagen, leider hat sie auch Josef Winkler entdeckt, zufällig beim Stöbern in einer Buchhandlung, wie er bei einer Lesung erzählte. Und auch er war beeindruckt und hat den zehn Kapiteln seines Buches *Lass dich heimgeigen* *Vater* jeweils Gedichtzeilen dieser Lyrikerin vorangestellt. Mein Pech mit Winkler hat mich an William Gaddis erinnert, der sich darüber beschwert, dass Thomas Bernhard immer die gleichen Bücher wie er geschrieben habe und ihm jedes Mal mit der Veröffentlichung zuvorgekommen sei, so dass er, Gaddis, seinen Text in die Schublade legen musste. Doch ich – ich streiche meine Zychlinski-Zitate nicht! Nein, meine Zychlinski-Zitate streich ich nicht! Und ich möchte hier ausdrücklich betonen, dass es meine ureigenste Idee war, sie zu verwenden, und der folgende Textabschnitt *vor* dem Erscheinen von Winklers Buch entstanden ist.

JANUAR

***doss feld is lejdik. / harter hungeriker schnobl klapt in schtejn.***

*Das Feld ist leer. / Harter hungriger Schnabel klopft auf Stein.*

Trocken und hell ist der Januar in der kleinen Stadt zwischen den Bergen, aber ich muss zurück in die große Stadt, wo die Tage feucht und finster sind.

Ein Sonntag. Langeweile kriecht durch unser Viertel. Auf dem Spielplatz vorm Haus verheizen Jugendliche Zeitungspapier, das stinkt zum Himmel. Die einen gehen vorbei und kümmern sich nicht darum, die anderen schauen böse hin, sagen aber nichts, sie fürchten sich vor frechen Antworten. Eine Frau zieht mit ihrem kleinen Mischlingshund an der Leine auf den Platz herein und umrundet ihn. Der Hund schnüffelt, der Hund pinkelt, die Frau schaut ihm zu und raucht, dann zieht sie samt Hund wieder die Straße hinaus.

Drüben am Alten Kiosk steht einer, aufs Brettchen vorm Schiebefenster gelümmelt, und süffelt. Schon lange steht er da – *got, derbarem dich iber dem mentsch.* Wenn seine Bierflasche leer ist, klopft er mit einem Krächzer ans Schiebefenster. Die Frau, die im Kiosk Dienst hat, zieht das Fenster zur Seite, nimmt die leere Flasche entgegen, reicht ihm eine volle heraus. Umständlich bezahlt er mit kleinen Münzen, die Frau zählt nach und zieht das Fenster zu. Er lümmelt und süffelt, zwischendurch krakeelt er ein bisschen, aber leise.

Laut singt *unser* Pfarrer sein lachendes *Halleluja*, als er auf dem Fahrrad – ja, der fährt auch im Winter Fahrrad – über den Platz fährt. Das ist sein Gruß an den Einsamen am Kiosk, der schnoddert irgendwas zurück, aber nicht unfreundlich. Unser Pfarrer singt oft, wenn er mit dem Fahrrad fährt (hat der überhaupt ein Auto?), und seine langen lockigen Haare (wie Jesus, allerdings schon weiß) wehen im Fahrtwind. Er hat es immer eilig, muss irgendwohin, wird überall gebraucht. Abschließen tut er sein Fahrrad nicht, bevor er in ein Haus geht. Gott behütet es, und wird es ihm trotzdem geklaut, hat’s halt einer notwendiger gebraucht als er. Und ihm schenkt irgendeine ältere Dame oder sonst jemand aus dem Viertel ein neues altes Fahrrad. Dieser Pfarrer ist nämlich nicht nur der Pfarrer der evangelischen Gutleut-Gemeinde, er ist *unser* Pfarrer. Er gehört allen im Viertel – den Atheisten, den Katholiken, den Muslimen und so weiter. Und er hat ein Herz für die Obdachlosen, die sich gerne hier aufhalten. Für ihn sind alle Menschen gleich, und um Gutes zu tun braucht man keine Kirche und keinen Gott. So ähnlich, meine ich mich zu erinnern, hat er es einmal gesagt, im privaten Kreis.

FEBRUAR

***Wenn die bejmer blajbn naked, fraj fun fejgl un fun bleter, schwarzn sich ojf sejere zwajgn nesstn schpete.***

*Wenn die Bäume nackt sind, von Vögeln und Blättern frei, schwärzen sich auf den Zweigen späte Nester.*

Wenn man die eine der beiden stark befahrenen Straßen, die sich hier kreuzen und unser Viertel vierteln, ungefähr zwanzig Minuten stadtauswärts geht, man kann auch den Bus nehmen, kommt man in den Sommerhoffpark am Main, wo einst der *Gutleutehof* und später die Villa der Familie Sommerhoff stand. Heute steht gleich hinter dem Park ein Seniorenheim, dessen Bewohner sich im winterlichen Park aber kaum blicken lassen. Die Bänke sind dunkel vor Feuchtigkeit, die weichen Erdwege sind verpfützt. Schmutzige Schneereste liegen auf den bräunlichen Wiesen, in den kahlen Bäumen stecken die schwarzen Nesterreste. Traurige Ödnis. Aber wenn man diese eine Stelle aufsucht und mit dem Blick über das dürre Laub tastet, sieht man Schneeglöckchen hervor lugen, zaghaft blicken sie einem entgegen – *Lichtmess, jetzt geht’s wieder aufwärts!*

Gegen Ende des Monats, da es heller und wärmer geworden ist, geht auch sie wieder täglich über den Platz, quert ihn mit Stock und Einkaufstasche, die kleine Vierundneunzigjährige, deren Haare an eines von der Katze gezausten Hühnchens erinnern. Und wenn sie Bekannte trifft, sie kennt viele hier und viele kennen sie, beginnt sie gleich zu gackern. Erzählt dies, erzählt das, von ihrem Neffen, von ihrem Sohn, von den letzten Arztbesuchen. Dann und wann erkundigt sie sich auch nach dem Befinden des Angesprochenen. Im Supermarkt drüben, der nachbarlichen Begegnungsstätte, trifft sie ihren jüngeren Freund, zweiundneunzig ist der erst, und groß und dick und wohnt auch hier um die Ecke. Mit ihm sitzt sie vor oder nach ihrem bescheidenen Einkauf für ein Stündchen dort im Café. Hin und wieder sitzt sie allein im Café, zum Beispiel weil: *Ach ne, wissen Sie, ich hab mich von ihm zurückgezogen. Wissen Sie, was der gesagt hat?* Und sie erzählt, ermache ihr das Angebot gemeinsam zu verreisen – gemeinsames Hotelzimmer, *nackig* beieinander liegen! *Ach ne!* Ich staune, ich kann es kaum glauben und ich mag es mir nicht vorstellen. Ob sie, seit dreißig Jahren Witwe, das Angebot geträumt hat? Oder es sich erträumt?

MÄRZ

***Friling? di grosn hobn sich zelachet untern schnej, in majn blut.***

*Frühling? Das Gras lacht auf unterm Schnee, in mein Blut.*

Jetzt blühen die Schneeglöckchen auch in unserem Gärtchen hinter dem Haus und in unseren Blumenkübeln vor dem Haus. Und schon sind sie am Verblühen und werden von den Forsythien abgelöst.

Die Fußballsaison beginnt, Bälle knicken Forsythienäste; ich sammle die schon halb verwelkten und stelle sie in eine mit Wasser gefüllte Glasflasche. Sie bilden Wurzeln und ich pflanze sie wieder in einen der vier Blumenkübel. Doch meine Mühe ist vergeblich, bald sind sie ausgerissen. Von wem? Ich weiß es nicht, denn der/die Täter/in tat seine/ihre tumbe Tat des Nachts.

Märztage sind unschlüssig, wissen oft nicht, mit welchem Wetter sich bekleiden. Der heutige Tag hat sich nach einem nebligen Morgen zu blauem Himmel und warmen Sonnenstrahlen entschlossen. Es zieht mich nach draußen, hin zum Fluss. Das junge Grün *lacht* *in mein Blut*, die herumliegenden Plastikflaschen und Plastiktüten betrüben mich. Auf meinem Weg liegt ein Pizzakarton, Pizzareste kleben daran; ich hebe ihn auf und werfe ihn in den nächsten Mülleimer. Das darf ich, wenn mein Ehemann nicht dabei ist. Wenn er mit mir geht, darf ich es nicht, er kann es nicht leiden, wenn ich fremden Müll anfasse und entsorge. Und jetzt muss ich meinen Spaziergang beschleunigen, denn ein frischer Wind hat Regenwolken heran geblasen und ich werde fein besprüht.

Der Frühling macht die Menschen geschäftig. Hin und her und kreuz und quer läuft auf unserem Platz der, den wir aufgrund seiner Herkunft und seiner Körperhaltung den *Bären vom Balkan* nennen. Öffnet man am Morgen zwischen sechs und sieben Uhr das Fenster, sieht man ihn in seinem blauen Geschäftsmantel laufen. Mit seiner Ruhelosigkeit erinnert er mich auch an einen Tiger im Käfig – ist also ein *Tigerbär.* Gibt es nicht? Warum nicht? Es gibtdoch auch die *Tigerente.* Aber klar, er ist weder Bär noch Tiger und schon gar kein Tigerbär sondern ein freundlicher älterer Mann, der in etlichen Häusern hier Hausmeisterdienste versieht. Darüberhinaus wird er gerne von uns allen für dies und das in Anspruch genommen. Wenn er nichts zu tun hat (selten), sitzt er auf den Eingangsstufen eines Wohnhauses oder auf einer Bank auf dem Platz, beobachtet das Treiben rundum, schaut, ob er sich irgendwo irgendwie nützlich machen kann. Er trägt Getränkekisten für die Kioskbetreiber und Einkaufstaschen für uns Frauen, er kehrt Gehsteige, er kümmert sich um herumliegenden Müll, stopft ihn in Mülltonnen, er ordnet Sperrmüll, der des Nachts heimlich hinausgestellt oder durchwühlt worden ist. Dem Postboten hilft er beim Austragen von Paketen, er gießt Blumen, in die Baumscheiben rund um die Bäume sät er Stockrosen (Malven) und steckt Kartoffel. Er fährt Autos aus dem Parkverbot, wenn irgendwo eine Lücke frei wird. Manchmal holt er für das Beerdigungsinstitut, gleich hier um die Ecke, sterbliche Hüllen ab und bringt sie nach der Trauerfeier wieder weg. Er ist unser Platzmeister. Ist er einmal für ein paar Tage nicht zu sehen, vermissen wir ihn. Wir fragen uns, wo er ist, und fragen herum, ob ihn jemand gesehen hat, und sagen: Hoffentlich ist er nicht krank!

APRIL

***Die junge grinkajt wejss noch nit, woss si will; wi asoj sol si blien – rojt? wajss?***

*Das junge Grün weiß noch nicht, was es will. Wie soll es blühen – rot? weiß?*

Ich öffne das Fenster, und da schau her! Eine fleißige Spinnerin hat uns über die Nacht einen Faden schräg davor gesponnen, er glitzert im Morgenlicht. Meine Augen klettern an ihm hoch und rutschen hinunter, klettern hoch rutschen hinunter – meine Morgengymnastik. Eine Wespe verirrt sich ins Zimmer und muss sterben. Sie hat sich partout nicht zum Fenster hinaus retten lassen wollen.

Ich hole mein Fahrrad aus dem Hof, Raben krächzen mir einen Guten Morgen, ich krächze zurück; wir kennen uns seit meiner Kindheit, sie sind mir vom Feenthal ins Gutleut gefolgt. Ich fahre los, zur Arbeit an die Universität. Feine Flocken tänzeln herab, versilbern die zartgrüne Wiese im Anlagenring, gleich wird der steinerne Harlekin zu tanzen beginnen. Ein Papierknäuel läuft raschelnd vor mir her, biegt nach links ab, Spielgefährte des Frühlingswindes. Da! Blut auf einer Bank, und die Blutspur von der Bank weg, in regelmäßigen Abständen und bricht plötzlich ab. Wo ist ihr Anfang und wo ist ihr Ende? Vielleicht hat eine Kindernase geblutet und die Mutter hat das Kind auf die Bank gesetzt und ein Papiertaschentuch oder eines aus Stoff zum Einsatz gebracht. Eine harmlose Geschichte. Weniger harmlose wären: Rauferei (Buben), Keilerei (betrunkene Männer), Überfall (Räuber), doch die mag ich mir nicht weiter ausdenken.

Ich fahre weiter, vorbei an einer grauen Stange, die am Wegrand steht. Sie verjüngt sich nach oben hin in drei Stufen. Was ist das für eine Stange? Aus Eisen und innen hohl? Ein Leitungsträgermast? Die Stadt ist voll von Dingen, deren Funktionen und Namen ich nicht kenne, weshalb ich sie für gewöhnlich übersehe. Aber am Fuße dieser Stange ist ein Wieschen, das ist mir ins Auge gefallen und mit ihm die Stange. Wird es aus dem Wieschen bald rot oder weiß sprießen? Oder gelb? Von wegen! Dieses Grün ist in keinem Begrünungsplan vorgesehen, deshalb werden ihm keine Blümchen entsprießen. Nein, denn vorher werden die Männer vom Gartenamt kommen, es ausrupfen und Unkrautvernichtungsmittel sprühen, denn – hallo! – wir sind hier nicht in Arkadien, wir sind hier in Deutschland! *April ist der grausamste Monat* …

Zum April jetzt noch ein kleiner Exkurs:

Kürzlich kam es zu einer Auseinandersetzung mit meinem Ehemann. Es ging um – naja, Sie werden es gleich lesen worum. Jedenfalls war mein Ehemann nicht damit einverstanden, in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden. Es ging so hin und her und am Ende habe ich ihm versprochen die folgende Begebenheit zwar zu erzählen, aber er, mein Ehemann, kommt darin nicht vor. Nein, ich werde Ihnen etwas erzählen, das unserem Freund Hans passiert ist.

In den Siebzigerjahren gab es in der *Frankfurter Rundschau* jedes Jahr am ersten April einen als seriöse Nachricht verkleideten Scherz. Ihn zu finden war nicht immer leicht und die Meinungen, was nun der Aprilscherz sei, gingen oft auseinander. Man nahm irgendeine verrückte Meldung, zum Beispiel die, dass ein junger Hund angetan mit einem rosa Pullöverchen auf der Straße herumgelaufen sei und den morgendlichen Verkehr gestoppt habe, als Aprilscherz, dabei stimmte das. Man weiß ja, dass es Frauen gibt, die ihre kleinen Hunde bekleiden, und junge Hunde, die sich verlaufen. Die diesjährige Nachricht aber, dass man für die Rolltreppen, die ja ständig hier und dort im Bereich des Bahnhofs und der U-Bahnstationen kaputt sind, ab sofort eine Benutzergebühr erheben würde, genau wie für die öffentlichen Toiletten, diese Nachricht war plausibel, das heißt, unser Freund Hans nahm sie für bare Münze. Nicht viel sollte es kosten, nur zwanzig Pfennig oder so müsse man vor Abfahrt in den Schlitz stecken und los geht’s. Freilich könne es dann Mitfahrer geben, doch die müssten, sofern sie die Rolltreppengebühr nicht entrichtet hätten, das letzte Stück zu Fuß gehen, denn die Fahrtzeit ist vom letzten Münzeinwurf an genau berechnet, und wenn der ehrliche Einwerfer dann unten oder oben ist, bleibt die Rolltreppe stehen. Gehbehinderte könnten sich einen Chip bei der Stadt holen, im Verkehrsbüro an der Hauptwache.

Mein Ehemann – pardon: unser Freund Hans sucht also einen Tag nach dieser Meldung an der großen Rolltreppe am Bahnhof, die gerade steht, als er hinkommt, nach dem Einwurfschlitz und findet ihn nicht. Zufällig steigt er dabei auf die erste Stufe, die Treppe fährt an und er freut sich: Aha, fein heute muss man hier also noch nicht zahlen, der Gebührenautomat ist halt noch nicht überall installiert. Aber weil er gleich darauf einen Wachmann von der Bahn sieht, spricht er ihn auf die Gebührenautomaten an, fragt, wann sie denn installiert würden und ob sie schon irgendwo im Bahnhofsbereich installiert seien? Der Wachmann schaut groß und verständnislos, sagt das verstünde er nicht, er sei nun schon der Dritte, der nach dieser Vorrichtung frage. Dann geht ihm, dem Wachmann, ein Licht auf und er sagt: Rundschau? Und beginnt fürchterlich zu lachen. Da weiß mein Ehemann Hans – ach, ich bin schon ganz durcheinander – also: da weiß unser Freund Hans, dass er und wir bis auf weiteres die Rolltreppen am Bahnhof und im Stadtbereich gratis benutzen dürfen und fängt auch schnell zu lachen an, damit es so ausschaut, als hätte er eh Bescheid gewusst und hätte den Wachmann nur auf den Arm nehmen wollen. Und nachdem der Wachmann weitergegangen ist, fährt unser Freund Hans vor Freude gleich ein paarmal mit einer Rolltreppe auf und ab und überlegt sich, ob er die *Rundschau* verklagen soll, wegen der Blamage, die er eben erlitten hat. Naja, Spaß beiseite! Aber er könnte doch einen Leserbrief schreiben, dass er sie verklagen würde, und den vielleicht erst gegen Ende März des nächsten Jahres abschicken, dann könnten die von der *Rundschau* seine Klageandrohung gleich als nächsten Aprilscherz verwenden.

MAI

***Wos far a kolir hot doss geplapl fun di fejgl?***

*Welche Farbe hat das Geschwätz der Vögel?*

Ein lichtblauer Sommertag im Mai. Vor unserem Haus ist ein Teppich aus weißen und rosaroten Magnolienblütenblättern ausgelegt. Es ist ein Tag, der mich an das zarte Mädchen denken lässt, dem ich hin und wieder hier begegne. Sein Anblick greift mir jedes Mal ans Herz. Wer hat und warum hat er diese Elfe hierher in die Verbannung geschickt? Ich möchte das Mädchen umarmen und trösten. Dem Peter Altenberg erginge es vermutlich wie mir beim Anblick dieses Luftwesens, nicht so dem Heimito von Doderer, der würde es nicht als Elfe erkennen sondern als *Gelse* (filigrane Stechmücke) abtun, er mag nämlich das Kompakte, er mag die *dicken Damen*. Angesprochen habe ich das Mädchen noch nie, ich begegne ihm jedes Mal so unvermittelt, flüchtig huscht es an mir vorüber. Nur einmal standen wir kurz nebeneinander an der roten Ampel. Es nieselte, ich habe meinen Schirm über die Zarte gehalten und sie hat leise Danke gesagt, dann wurde die Ampel grün und weg war sie. Würde sie eine Anrede meinerseits zum Verschwinden bringen? Aus der Verbannung erlösen?

Auf dem Spielplatz vor dem Haus toben Kinder, Schwimmbadgekreisch Fußballkampf Geplärr. Ich suche das Weite, radle den Main entlang. In den Geruch der Abgase von der Uferstraße her mischt sich der Duft blühender Bäume. Auf den Wiesen rösten sich weiße Winterwabbelbäuche. Auf einer Bank sitzt ein Paar in einer noch nie gesehenen Weise umschlungen – verschlungen.

So etwas habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Heutzutage sitzen dort Mann und Frau züchtig nebeneinander und starren auf ihre Smartphones.

JUNI

***Wi kil, wi ssamet-grin / is der moch gewen in pojlischn wald.***

*Wie kühl, wie samtgrün / war das Moos im polnischen Wald.*

Ein Frühsommermorgen schlägt seine Augen auf. Im Feenthal begeben sich die Feen zur Ruhe und das Waldmandl dreht seine erste Runde. Und hier bei uns in der großen Stadt am Schönplatz? Hier scheppert die Müllabfuhr und die Kehrmaschine kreischt schlenkernd rundum, Schülergruppen ziehen schwatzend unterm Fenster vorbei, Eilige ziehen ihre Rollkoffer hart über das Pflaster und schreien aufgekratzt ins Mobiltelefon, auf den Platanen sitzen Elstern und Raben und schreien, eine Amsel flötet in ihr Geschrei.

Drüben am Alten Kiosk beschimpfen sich zwei: *Du Arsch, Arsch bist du,* schreit der eine, und: *Halt’s Maul du Huligän*, schreit der andere zurück. Solche Streitereien sind meistens harmlos, nur selten wird zugeschlagen. Wenn das passiert, versucht der Kiosk-Betreiber zu schlichten, und nur wenn ihm das nicht gelingt, ruft er die Polizei. Die kommen und nehmen, wenn es sein muss, einen der Streithähne mit, und wenn es sein muss: in Handschellen. Üblicherweise aber schubsen die sich höchstens ein bisschen hin und her. Dabei kann es freilich passieren, dass einer hinfällt. Andere wollen ihm aufhelfen, womöglich sogar sein Kontrahent, aber er bleibt erst einmal liegen, vielleicht bloß aus Wut und Trotz. Wenn es so aussieht, als könnte er tatsächlich nicht mehr aufstehen, ruft der Kiosk-Betreiber einen Krankenwagen. Der kommt mit Blaulicht und *Tatütata.* Die Rettungsmänner springen herausund kümmern sich um den am Boden Liegenden, versorgen ihn, wenn nötig, mit Pflaster und Verband und stellen ihn, wenn es geht, wieder auf die Beine. Oder, wenn das nicht mehr geht oder er ernstlich verletzt ist, bugsieren sie ihn auf eine Trage und verladen ihn ins Rettungsauto. Die anderen stehen im Halbkreis und gaffen. Ich habe das alles schon vom Fenster aus gesehen: Streitereien Schubsereien Raufereien Unfälle Polizei und Krankenwagen. Das ist Alltag zwischen Männerwohnheim, Seniorenheim und Kiosken.

Das Leben auf dem Platz nimmt im Verlauf des Tages bis in die Nacht hinein zu, es wird lauter und lauter, wenn es nicht, Gott sei Dank, einmal regnet. Nachmittags donnern die Buben den Ball hin und her und an die gekachelte Wand des Nebenhauses. Gegen Abend kommen die Jugendlichen, nehmen ihnen den Ball weg und schießen ihn mit aller Kraft senkrecht in die Höhe, möglichst hoch. Jeder darf einmal, die Buben müssen zuschauen, und Sieger ist, wer ihn am höchsten hinauf geschossen hat. Bei diesem Wettbewerb kommt es vor, dass der Ball auf dem Balkon unserer Nachbarn landet. Wenn die nicht zu Hause sind, klingeln sie bei uns Sturm. Es dauert, bis sie einsehen, dass wir ihn nicht holen können. Nach und nach gehen die Buben heim und es kommen immer mehr Jugendliche, männliche, und stehen herum. Eine junge Frau, die ihr Hündchen spazieren führt, stellt sich zu ihnen. Die Burschen plustern sich auf – Gockelhähne! Sie kichert, sie gickelt und gackeltdazu. Und einer spielt mit ihrem Hündchen, und das Hündchen springt wie toll herum und kläfft aufgeregt. Die junge Frau muss wieder nach Hause, sie nimmt ihr Hündchen auf den Arm und geht. Ein wenig später kommt der große Dünne mit der Brille und der Umhängetasche, wir nennen ihn den *Gymnasiasten*. Mit dem gehen sie zur Platzmitte, weg von den hellen Lampen, wo er in seine Tasche greift und etwas verteilt. Dann rauchen sie und spazieren hin und her, haben ihren Spaß und lachen stundenlang – bis Mitternacht meistens, mindestens. Manchmal kommt einer mit dem Auto vorbei, bleibt stehen, steigt aus oder kurbelt zumindest das Fenster herunter. Da gehen sie alle zu ihm hin an den Straßenrand, führen angeregte Gespräche und hören Musik aus dem Autoradio, bis irgendjemand aus einem Fenster *Ruhe!* schreit. Dann wird die Musik leiser gedreht. Aber reden tun sie weiter recht laut und die Krakeeler drüben am Alten Kiosk scheren sich auch nicht um das Ruhebedürfnis irgendwelcher Anwohner. Jaja, hier ist was los zur warmen Jahreszeit!

Wieder einmal tauchen wir erst gegen Mitternacht in einen seichten Schlaf. Doch schon gegen ein Uhr kommt ein spitzer Schrei von hinter dem Haus. *Ogottogott* und *Omannomann* stöhnen wir im Duett und wälzen uns um und um. *Ogottogott!* Nach einem zweiten Schreichen sagt mein Ehemann etwas Grobes, was, das verrate ich nicht, es würde Sie sicher empören. Ich stehe auf und gehe zum rückwärtigen Fenster, und was ich da zu sehen glaube, will ich auch nicht aufschreiben. Mord war es keiner, und überhaupt sah es nicht nach Gewaltanwendung aus sondern mehr nach einem einvernehmlichen Tun. Also keine Polizei rufen. Gegen zwei Uhr wird es insgesamt ruhiger, nur ein paar Katzen schreien und ein fettes schwarzes Auto mit getönten Scheiben fährt zum Platz herein. Scharf bremst der Fahrer ab, das Auto bleibt stehen, steht da eine Weile. Dann aber: *Gib Gas!* Und aufjaulend schießt es zum Platz hinaus. Stille. Auf einer Bank und auf den Sand des Spielplatzes haben sich ein paar zum Schlafen gelegt. Es ist eine wunderbar warme Nacht. Wir schlafen jetzt auch ein bisschen. Um sechs Uhr werden wir wieder wach – die Müllabfuhr, die Kehrmaschine und so weiter (siehe oben). Wir schlafen seicht und kurz im Gutleut-Sommer, nur hin und wieder fallen wir in eine kurze schwarze Ohnmacht.

JULI

***Ch’wolt gewolt wojnen in irland, ojf dem indsl fun dem grinem emerald.***

*Ich würde gern in Irland wohnen, auf der Insel des grünen Smaragds*.

In Irland wohnte ich jetzt auch gerne, aber lieber noch im grünen Feenthal, denn ich bin am Verschmachten in der Hitze des staubigen Stadtsommers, verdämmere den Nachmittag im abgedunkelten Zimmer auf dem Bett – *ununterbrochen* *gegen die Gravitation anzukämpfen, ist Leistung* *genug* (Sargnagel). Plötzlich jubiliert ein Vogel in meinen Dämmerschlaf hinein, singt mich wach, hellwach. In Oma Rosas Garten, hinten neben dem Lusthaus, hockt ein kleines Mädchen vor einer Schachtel, in der auf einem Kissen von Gras ein toter Vogel liegt – hell der Bauch, das Köpfchen spitz, die Krallen hochgezogen. Ich decke ihn mit Gras und Gänseblümchen zu, ich spreche ein Gebet: *Müde bin ich, geh zur Ruh,* und ich singe ein Lied: *Alle Vöglein sind schon da.* Nach dieser Bestattungsfeierlichkeit tu ich den Deckel auf die Schachtel und grabe mit meinem Schäufelchen ein Loch in die Erde, lege die Sargschachtel hinein und schippe die ausgehobene Erde darauf. Das Bild löst sich auf und ich höre: *Einst vor tausend Jahren gab es / eine Heimat, einen Garten / wo im Beet des Vogelgrabes / aus dem Schnee die Krokus starrten. Vogelschwingen möcht ich breiten / aus dem Bann, der mich umgrenzt / dort hinüber zu den Zeiten / deren Gold mir heut noch glänzt* (Hesse).Ein Frösteln zieht mir über die Kopfhaut, den Rücken hinunter und verebbt. Schweiß bricht mir aus. Ich bleibe liegen, im abgedunkelten Zimmer.

Und wieder eine laute Sommernacht. Mein Ehemann döst oder ist ohnmächtig, oder vielleicht schläft er wirklich. Ich tappe durch die Wohnung, erst gegen Morgen lege ich mich hin und schlafe ein. Erwache bald wieder, denn da singt einer, ein Tenor, auf Italienisch. Ist es eine Opernarie oder ein Schlager? Er trommelt dazu. Ich stehe auf, gehe zum Fenster, schaue nach ihm – ach, der! Ich schaue ihm zu. Er steht bei einem Sperrmüllhaufen und beklatscht mit seiner flachen Linken einen Kühlschrank abwechselnd oben und seitlich. In der Rechten hält er eine abgebrochene Gardinenstange, mit der er den Takt auf die Sitzfläche eines Stuhles klopft. Seine Darbietung hört sich gut an und es scheint mir, sie bereitet ihm Vergnügen. Ich kenne ihn aber auch anders. Einmal hat er in der Straßenbahn unter wütendem Gebrüll eine Gitarre demoliert. Zuerst hat er die Saiten herausgerissen und in die Gegend gepfeffert, dann hat er die ganze Gitarre auf den Boden geschmissen und ist darauf herum getrampelt, immerfort brüllend. Uns anderen im Waggon wurde bang zumute, wir duckten uns und taten als wär nix – einen wütenden Stier soll man nicht weiter reizen (es sei denn, man ist ein Torero). Als die Straßenbahn an der Haltestelle anhielt, stieg er aus, den Gitarren-Schrott ließ er zurück. Ich stieg vorsichtig darüber und nach ihm aus. Er ging vor mir die Straße in Richtung Schönplatz, ich hielt Abstand. Obwohl: Er brüllte nicht mehr, er ging ruhig dahin wie ein gesitteter Passant. War die öffentliche Vernichtung der Gitarre eine Befreiungsaktion gewesen? Oder eine Kunstaktion? Eine Performance? Ein Happening? Oder hatte er, komplett von Sinnen, gar nicht gewusst, was er tat? Und hat sich später gewundert, wo seine Gitarre geblieben ist.

Es gibt hier noch einen anderen seltsamen Musiker, das heißt, da geht einer täglich oft mehrmals über und um den Platz und trägt ein Cello auf dem Rücken. Aber genau genommen ist diese Aussage nicht richtig, richtig ist: er trägt einen Cellokasten auf dem Rücken. Ob darin ein Cello ist, weiß man nicht. Geöffnet hat er den Cellokasten vor unseren Augen nämlich noch nie. Noch nie hat er das von uns darin vermutete Cello herausgenommen, sich damit an die Brunnenkugel, umsät von Flaschen Papierfetzen Plastiktüten Plastikbechern Pizzakartons Hühnerknochen Scherben und anderem Unrat, gesetzt und gespielt. Hätte er dies getan, wäre es uns wie eine Hommage an den inmitten der Trümmer des zerstörten Sarajevo sitzenden und spielenden Cellisten erschienen, dessen Bild um die Welt ging.

Es könnte freilich auch sein, dass zwar ein Cello im Kasten ist, dass unser Cellokasten-Träger aber kein Cellist ist. Überhaupt, wenn man es genau bedenkt, gibt es viele Möglichkeiten: Der Kasten könnte leer sein, es könnte ein Cello drin sein, ein funktionsfähiges oder ein kaputtes, es könnte aber auch irgendetwas anderes drin sein, ein Mantel zum Beispiel. Und unabhängig vom Inhalt des Cellokastens könnte sein Träger Cello spielen können, sehr gut über gut bis schlecht zu sehr schlecht, oder eben gar nicht. Mit diesen möglichen Zutaten kann man sich jetzt viele Varianten ausdenken, zum Beispiel: Im Cellokasten ist ein kaputtes Cello, was dem Cellokasten-Träger aber nichts ausmacht, weil er ohnehin nicht Cello spielen kann. Rätselhaft bliebe in dem Fall freilich, warum er das kaputte Cello mit sich herumträgt. Dazu könnte man sich allerlei Geschichten ausdenken. Ich spinne diesen Faden nicht weiter, nur so viel: ob dieser Mensch tatsächlich ein funktionsfähiges Cello in seinem Kasten hat und ob er es spielen kann, wissen wir nicht. Was wir definitiv wissen, weil wir es täglich mindestens einmal sehen, ist, dass ein schon etwas älterer, zierlicher Dunkelhaariger mit Brille und einem Cellokasten auf dem Rücken über und um den Platz geht und mit der Rechten ein Wägelchen, eine Art Einkaufswagen, auf dem ein brauner mit einer dicken Schnur verschnürter Karton steht, hinter sich herzieht und in der Linken einen Schemel oder einen Besen oder eine Lampe oder sonstigen Kleinkram trägt, den er vermutlich von einem Sperrmüllhaufen aufgesammelt hat. Er geht schnell und murmelt grantig vor sich hin. Sein Murmeln kommt mir spanisch vor.

Übrigens sitzt an manchen warmen Nachmittagen schon einer auf einer Bank an der Brunnenkugel und musiziert, so ein langhaariger Rotblonder. Er spielt auf einer Gitarre, imitiert Leonard Cohen und singt bei jeder Session einmal *House of the Rising Sun* (The Animals 1964). Und die rundum Sitzenden singen mit oder sagen wir besser: sie beteiligen sich stimmlich. An anderen Nachmittagen steht dort ein Dunkelhäutiger und trommelt auf einer großen Trommel. Das gefällt mir, denn es erinnert mich an Rio de Janeiro, wo sie auf den Verkehrsinseln den Samba feiern. Es gibt also, könnte man sagen, um und auf unserem Platz eine Musik-Szene, Italien, Spanien, Nord- und Südamerika sind vertreten – und Deutschland. Denn kürzlich haben vom Gartenamt Beauftragte gegenüber dem Alten Kiosk das Begrenzungsgeländer zum Erdplatz hin nach innen versetzt und davor zur Straße hin Tische und Bänke aufgestellt. Das ist jetzt quasi ein Gastgarten für die Bewohner des Männerwohnheims und deren Freunde, die dort unter den Platanen die warmen Tage und Nächte verbringen. Und damit es ein bisschen nett ist, haben Leute im Sinne der Bürgerbeteiligung einen lila Sonnenschirm aufgestellt, und einer bringt täglich einen kleinen rechteckigen Kasten mit, aus dem deutschsprachige Schlagermusik tönt. Wenn Udo Jürgens *Griechischer Wein* singt, schließen die dort Sitzenden ihre Augen und säuseln weinselig bierselig schnapsselig sangesselig mit. Und in einem Haus hinter unserem Haus übt häufig einer auf einem Saxophon, ein schon fortgeschrittener Spieler, das höre ich gern. Wenn dagegen direkt in unserem Haus einer Singen übt und ein anderer Klavier, höre ich das nicht immer gern.

P.S.: Eines Tages im Herbst tauchte der Cellokasten-Träger nicht mehr auf und blieb verschwunden. Vielleicht hat er einen Mantel aus dem Cellokasten genommen, den Cellokasten auf einen der Sperrmüllhaufen in unserem Viertel geworfen, ist zum Bahnhof gegangen und mit einem Zug davongefahren. Wohin? Das kann man nicht wissen, aber man kann sich wieder etwas dazu ausdenken, Geschichten über Geschichten – ein endloses Band.

AUGUST

***der sumer is groj geworn; do in dem gortn wet kejn blat sich mer nischt bawegn; da wint ist geschtorbn.***

*Der Sommer ist grau geworden. Im Garten regt sich kein Blatt. Der Wind ist gestorben.*

Hitze Hitze Hitze … es steuert auf vierzig Grad zu. Ein weißes Blatt liegt auf meinem Schreibtisch, der Stift liegt daneben, ich liege auf meinem Bett und döse vor mich hin. Wörter rasen durch meinen Kopf, sie schreiben sich nicht von selbst auf. Ich müsste an den Schreibtisch und sie aufschreiben. Doch wenn ich die Augen öffne, sehe ich den Korb mit der ungebügelten Wäsche und die unaufgeräumte Küche fällt mir ein, und dass ich diese Hausarbeiten gemäß dem Spruch meiner Mutter: *Erst die Arbeit, dann das Spiel*, noch *vor* dem Schreiben erledigen müsste. Ich bleibe liegen.

Die Sommernächte bringen keine Erholung, sie sind zu warm und zu laut, der einer Ohnmacht ähnelnde Tiefschlaf gegen Morgen ist kurz – die Müllabfuhr, die Kehrmaschine. Der mit der Kehrmaschine fährt um den Platz und vor unserem Haus hin und her und vor und zurück. Nach mehreren Platzumrundungen bleibt er vor dem Alten Kiosk stehen, steigt aus und trinkt einen Kaffee. Dabei steht er am Brettchen vor dem Durchreiche-Fenster und schäkert mit der Frau dahinter; danach noch eine Angeberrunde und fort ist er. Aber gleich sind die anderen oben schon erwähnten Krachmacher zur Stelle: die Streitenden, die Schwatzenden, die mit den Rollkoffern, die Elstern, die Raben. Oh, wie sind wir – vor allem ich – am Morgen gerädert!

Ich fliehe in die kleine steirische Bergstadt. Dort sind die Nächte kühler und stiller, anfangs fast zu still. Ich lasse das Schlafzimmerfenster offen und ich bin erleichtert, wenn ich ein Auto fahren höre. Das mit den Geräuschen ist seltsam: Ich mag es zum Beispiel, wenn ich in der großen Stadt schon im Bett liegend von Zeit zu Zeit das dumpfe Treppengepolter aus dem Nebenhaus höre, oder das ferne Singen der Straßenbahn. Poltern und Straßenbahnsingen vermitteln mir ein Gefühl von Geborgenheit. Im Gegensatz dazu bedrängt mich das Reden aus nachbarlichen Fernsehern und das Wummern und Pochen von Stereoanlagen bösartig. Doch quälender wäre wohl noch die totale Stille, sie führt bekanntermaßen schon nach kurzer Zeit zu Halluzinationen, weshalb sie in der Isolationshaft als subtile Folter eingesetzt wird. Nun, so still ist es in der Kleinstadt-Nacht nicht, bald höre ich mehr als vereinzelte Autos –Katzen fauchen, der Wind faucht durch die Fichten, ein Vogel schreit. Und schon vor sechs Uhr morgens beginnen im Wald gegenüber die Motorsägen zu kreischen und stehen, abgesehen von der Mittagspause, erst am späten Nachmittag wieder still, wenn die Nachbarn ihre Rasenmäher einschalten und ihre Hämmer und Sägen zur Hand nehmen und mähen und hämmern und sägen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Da habe ich genug Lärmausgleich für die stille Nacht.

SEPTEMBER

***mid is doss gros in sseptember und waksst nischt mer***.

*Müd ist das* *Gras im September und wächst nicht mehr*.

Das Gras mag müd sein, die Buben sind es nicht. Ihre Lebensgeister sind nach dem Rückzug der großen Hitze wieder erwacht, sie spielen Fußball, unter meinem Fenster. *Bumbum* geht es unter wildem Geschrei jeden Nachmittag. Ihre Eltern wohnen nicht hier, die wohnen irgendwo um die Ecke, die stört das nicht, nur mich stört das und den Bäcker nebenan. Der kommt manchmal aus dem Geschäft und schimpft mit ihnen, dann verziehen sie sich. Wenn ich mit ihnen schimpfe, zeigt mir ein Frecher den Stinkefinger, worauf sie alle lachen und weiterspielen. Sind wir Kinderfeinde? Ist doch erfreulich, dass sie nicht in den Wohnungen vor den Bildschirmen sitzen und Ballerspiele spielen, sondern im Freien Ball spielen. Unser Pech, dass sie es hier vor unseren Häusern tun.

September, endlich keine Hitze mehr! Zurück aus der kleinen Stadt genieße ich die große. Ich gehe hinaus aus dem Viertel, schlage Schneisen in die Stadt und erfreue mich an eigenwilligen großstädtischen *Weibsbildern*. In der Straßenbahn sitzt mir eine junge Frau mit kunstvoll zerzaustem Haar gegenüber, teils fällt es glatt, teils fällt es lockig auf ihre Schultern. Ihre Gesichtszüge sind fein, die Augen rundum geschwärzt, die Lippen dunkelrot. Sie trägt grüne Sandalen mit hohen Korkabsätzen, weiße Trachtenstrümpfe und ein Kleid, dessen Dreiviertelärmel sich um die Ellenbogen rüschen und dessen Blumenmuster mich an die Küchenvorhänge der Fünfzigerjahre erinnert. Ich muss immer wieder hinschauen auf diese Frau, die ausschaut als wäre sie einem Kinderbuch entstiegen. Sie plappert in ihr Mobiltelefon, erzählt jemandem, dass sie am Nikolaustag in Offenbach auftreten wird, wo genau sagt sie nicht, ich ginge sonst eventuell hin. Ist sie eine Schauspielerin? Und hat sie da vor mir vielleicht schon ein Bühnen-Kostüm an? Beinahe verpasse ich meinen Ausstieg vor lauter Schauen, muss zur Tür rennen. Da stutze ich wieder, denn es drängt sich eine herein, die trägt, obwohl es wolkenverhangen ist und viele vorsorglich einen Schirm dabei haben, einen Strohhut mit breiter Krempe und ein weißes Sommerkleid – eine Optimistin! Nachdem ich ausgestiegen bin und die Straße entlang zum Wochenmarkt gehe, läuft vor mir eine Frau mit hohen Stöckelschuhen und einer längsgestreiften Hose, bei der ein Hosenbein bis zu den Fußknöcheln das andere aber nur bis zum Knie reicht. Ob das jetzt modern ist? Ob das modern geworden ist, während ich in der steirischen Sommerfrische weilte? Oder wird es demnächst modern und sie gehört zur Avantgarde?

Die Wolken haben sich verkrümelt, die Sonne scheint, es ist warm geworden. Die in Weiß gekleidete Optimistin mit dem Strohhut hat recht behalten gegenüber denjenigen, die jetzt lästigerweise ihren Schirm tragen müssen.

Ich sitze nach erledigtem Einkauf auf einer Bank in der Fußgängerzone und schlecke an einem Eis. Um einen Trinkwasserspender hüpfen ausgelassen Kinder; Grundschüler, vermute ich, mit Rucksäcken in Begleitung von zwei erwachsenen Frauen. Sie hüpfen und spritzen und quietschen, bis eines der Kinder, ein Bub, sagt – ich zitiere wörtlich: *Kommt, wir wollen unsere Zeit nicht vergeuden!* Potztausend! Da vergess’ ich doch glatt mein Eis weiter zu schlecken. Welch vernünftige Aussage! Welch gewählte Ausdrucksweise! Aus diesem Jungen wird bestimmt einmal ein tüchtiger deutscher Banker oder ein rühriger Unternehmer oder so.

In der Septemberfrische läuft auch er wieder über und um unseren Platz, der kleine Hyperhyperaktive. Er läuft schneller als der *Bär vom Balkan,* oft rennt er fast, allerdings nicht schon so früh am Morgen. Er hat weiße Turnschuhe an und weite Dreiviertelhosen in Schwarz oder Weiß, Orange oder Grün, dazu das T-Shirt in der gleichen Farbe oder, wenn es kühler ist, einen dunklen Kapuzen-Pulli. Die Kapuze hat er gerne auf, denn sein Kopf ist ziemlich kahl. Er läuft und labert und lacht in sein Mobiltelefon, und redet immer lauter und rennt immer schneller, dabei gestikuliert er lebhaft und lebhafter. Ich verstehe kein Türkisch, ich fasse sein Reden als Redegesang (Rap) auf und sein Rennen als Tanz. Begegnet er jemandem, den er kennt, steckt er sein Mobiltelefon weg, hakt sich bei demjenigen oder derjenigen unter, zieht ihn oder sie mit sich, redet auf ihn oder sie ein. Und der Eingefangene oder die Eingefangene schaut belustigt drein, belustigt mit skeptischen Einsprengseln. Der Kleine aber ist happy, lacht und zeigt seine großen weißen Zähne. Ach, wenn ich doch zeichnen könnte, er gäbe eine prima Comicfigur ab! Hin und wieder einmal steht er auch nur an eine Hauswand gelehnt und schaut sich um, *checkt, was abgeht,* wie Joe Cool, den ich aus den Comicheften meines Sohnes kenne.

Abends fährt er oft mit dem Fahrrad im Kreis und gesellt sich dann zu einem Grüppchen Jugendlicher, die hier *rumhängen*. Vom Fahrrad steigt er nicht, darauf sitzend lehnt er sich mit einem Arm auf das Geländer zwischen Straße und Spielplatz und redet von oben herab auf sie ein, in Deutsch, das ist ihre gemeinsame Sprache. Sonst der Kleinste, ist er auf dem Fahrrad sitzend der Größte von ihnen und sowieso der mit der vitalsten Pappalatur. Die anderen verstummen vor so viel Sprechgewalt, nur kurze Auflacher kann man hören. Da erinnert er mich an diese gewisse Frau von einst in der kleinen Stadt, von der ich früher einmal erzählt habe.

Man unterstellt solche vitalen Mundwerke ja üblicherweise Frauen, doch ist der kleine Rapper von unserem Platz keine so große Ausnahme, es gibt diese Männer. Sie unterscheiden sich nach meiner Erfahrung von den Vielsprecherinnen nur insofern, als dass diese Frauen reden, wann immer sie dazu Gelegenheit haben, sie sind allezeit sprechflüssig, während es unter den männlichen Vielsprechern nicht wenige *Quartalplapperer* gibt, die zwischen ihren Redeschwallen Phasen verstockten Schweigens praktizieren. Ich glaube, in diesen Phasen stauen sie ihren Redefluss zum Wörter-See auf. Der läuft dann irgendwann über und eine Wörterwelle wälzt sich aufs Gegenüber, Welle auf Welle – Wörterflut. Man schnappt nach Luft. Wie sich retten? Man kann doch niemandem, der so engagiert über, sagen wir, die diesjährige oder die vorjährige oder die vorvorjährige Apfelernte oder die Apfelernten in den letzten zehn Jahren im Vergleich referiert, ein *Halts-Maul* entgegen schreien. Das ist keine Option, das tut man nicht, das traut man sich gar nicht. Und eh, der Sprecher würde es vermutlich ignorieren und weiterreden. Es ist zum Davonlaufen! Aber davon läuft man auch nicht, man hält still und hofft, dass es schnell vorübergeht.

Es könnte also durchaus sein, dass der kleine Mann, der unseren Platz so oft mit seiner kräftigen Stimme beschallt, zu Hause seiner Mutter gegenüber verstockt schweigt. Er wohnt noch immer und wohl für immer bei ihr, uns gegenüber auf der anderen Seite des Platzes. Seine Mutter geht nicht mehr aus der Wohnung, ich kenne sie von früher, sie ist eine liebe rundliche Weißhaarige. Eine Schwester hat er auch, die wohnt nicht hier, selten, dass sie zu Besuch kommt. Wenn man die beiden, Bruder und Schwester, gemeinsam auf der Straße sieht, und sieht, wie sie ihren Bruder von der Seite anschaut, da kann einem leicht der Verdacht kommen, dass sie eher wenig mit ihm zu tun haben möchte.

OKTOBER

***Ss’is kalt di tojbn in oktober. Un chotsch di sun schprejt ojss noch ire goldene diwanen.***

*Kalt ist den Tauben im Oktober. Breitet auch die Sonne ihren goldenen Teppich aus.*

Noch ist es warm. Die Damen und Herren vom Seniorenheim spazieren durch den Sommerhoffpark, sitzen auf Bänken, genießen die Sonnenstrahlen und das Leuchten der Laubbäume. Rotgolden verabschiedet sich der Sommer.

Auf unserem Esstisch stehen ein Teller mit Weintrauben und eine Schüssel mit Walnüssen, und auf der Fensterbank die Kastanienmännchen. Drinnen in der Stadt gibt es die ersten heißen Maroni, so gut wie die in den Zeitungspapier-Stanitzeln am Jakominiplatz in Graz sind sie freilich nicht.

Bald fliegen die Blätter mit dem Wind und fallen zuhauf. Mein Kind und ich durchwaten sie mit kurzen schleifenden Schritten und singen *Raschelraschel Eisenbahn, wir fahren heut nach Wiesenplan.* Und zum *Raschelraschel* fällt dem Kleinen noch das *Ringelrangel* ein: *Ringelrangel Löwenzahn, buttergelbe* *Scheibe*. Das müssen wir auch noch singen, obwohl es nicht in den Oktober passt. Demnächst kommen die Männer mit den Maschinen, die Maschinisten mit den lauten stinkenden Laubbläsern und blasen die Blätter und den Herbstfrieden fort. Es war einmal: Da haben sie das Laub mit Reisigbesen zusammengekehrt. Ich kann es noch hören – das sanfte Streichen, ich kann sie noch riechen – die würzige Luft.

P.S.: Am 14. November 2019 lese ich in *Tagesschau.de*, dass das Deutsche Umweltministerium ein Aus für die Laubbläser will, wegen Lärm, Gestank, dem Hochwirbeln von Staub und Krankheitserregern und der Lebensraumvernichtung für Kleinstlebewesen. Na also, hab ich’s nicht schon immer gesagt, dass diese Dinger unerträglich sind?

NOVEMBER

***Ess kumen izt di regndike teg. ess falt arop der letzer blat.***

*Jetzt kommen die verregneten Tage.* *Das letzte Blatt fällt herab.*

In unserem kleinen Garten hinter dem Haus blühen zwei letzte Rosen – eine rote, eine gelbe. Am Elften, dem Martinstag, gehen Zwerge die Straße entlang, gehen mit ihren Laternen in die Dämmerung hinein und krähen und piepsen *Laterne Laterne, Sonne Mond und Sterne.* Die Autofahrer fahren langsam an ihnen vorüber und Beifahrerinnen schauen heraus, winken, werfen Kusshände. Wir Passanten weichen zur Seite, bleiben stehen und schauen den Kindern nach. Und ich ziehe mein Taschentuch wie einst meine Mutter beim Umzug der weißgekleideten Mädchen an Fronleichnam.

Dass der elfte Elfte auch Faschingsbeginn ist, will mir nicht eingehen. Was hat der Fasching hier zu suchen? Allerdings hängen jetzt viele Leute bunte, sogar blinkende Lichterketten an die Fenster und damit binden sie ja in gewisser Weise die fünfte Jahreszeit in die Vorweihnachtszeit ein.

Als ich vor unserer Haustür stehe und in meiner Tasche nach dem Hausschlüssel wühle, höre ich meine beiden Viertel-Enkelinnen aufgeregt nach mir rufen. Und schon kommen sie angesaust, die Klara und die Marlene, und zeigen mir ihre *fast selbst* gebastelten Laternen und erzählen mir vom Martinsfeuer und vom Keksebacken im Kinderladen. Und stolz führen sie mir ihre neue Wintergarderobe vor: Stiefelchen Mäntelchen Mützchen. Ach diese hohen Stimmchen! Ich glaub, ich brauch ein Hörgerät, denn ich will doch angemessen zurückfragen können.

DEZEMBER

***ss’s aropgefaln a schnej un arumgenumen di erd mit an kiln schmejchl*.**

*Es ist ein Schnee herabgefallen und hat die Erde umarmt mit einem kühlen Lächeln.*

Es schneit heute am ersten Adventsonntag und der Schnee bringt uns weichweiße Stille. Allerdings höre ich im Hintergrund das unwillige Gemurmel der Autofahrer, sie fordern freie Fahrt auf schneefreien Straßen. Aber morgen wird es mit dem Schnee ohnehin vorbei sein. Morgen werden die Straßen und die Gehsteige nass und dreckig sein und grau bis dunkelgrau der kurze Tag.

In der Straßenbahn reden Frauen von Weihnachten. Sagt die eine: Wir schenken dieses Jahr nichts. Sagt die andere: Wir schenken schon lange nichts mehr. Sagt die dritte: Wir auch nicht, nur Kleinigkeiten. Sagt die erste: Was soll ich bloß meiner Schwiegermutter schenken?

Im Kaufhaus frage ich nach der Abteilung für Herrenunterwäsche. Eine junge Verkäuferin weist mir den Weg. Ich bedanke mich, sie sagt *geeeane* und strahlt mich an. Und ich denke, dass sie denkt: Süß, die Omi kauft dem Opa Unterhosen, lange Unterhosen, für Weihnachten. Aber sie täuscht sich, ich will Herrenunterhemden für mich kaufen.

Die Nikoläuse, die auch Weihnachtsmänner sind, und jetzt überall in den Geschäften stehen, werden von Jahr zu Jahr mehr zu lächerlichen Comicfiguren. Einer in Milka-Lila hat sein linkes Auge geschlossen, das soll wohl ein Zwinkern bedeuten und nicht, dass er eins draufgekriegt hat. Aber mir eh egal, wie scheußlich die alle ausschauen, ich kaufe schon lange keine Schokoladen-Nikoläuse mehr, ich kann mir jetzt das ganze Jahr über, wenn ich einen Gusto habe, richtig gute Schokolade kaufen.

Der Schnee will nicht wieder fallen, die Temperaturen steigen. Das Grau bleibt, hinein blinken die Lichterketten. Geht man in die Innenstadt, kriegt man zu dem Geblinke noch das Jinglebells-Geplärre geboten. Oh weia, Weihnacht! Wohin ist dein geheimnisvolles Glitzern?

Unser Gang um das Jahr durch Viertel und Stadt ist hiermit beendet. Im nun folgenden letzten Kapitel können Sie noch etwas mehr über meinen Alltag erfahren – und dabei vielleicht auch über den Ihren.

## (7)

## Reisen und Alltag im Alter

Kabarett im Zug, Busengeheimnis und Hosenscheißer; rumpelnde Nachbarn; unser Morgenschatz; der Küchengnom; die *Buschgawedl*; Nostalgie; *Fleisch in Bedienung*; Habunseligkeiten; Bücher mit Staubhauben; Johannisbeere hinterm Tischbein; von der *Däddamaria* und der schönen Rothaarigen; vom Hätte und Wäre.

Einmal, da glaubte ich, ich würde noch Jahre und Jahre in der schönen Steiermark verbringen, doch dann fand ich auch anderswo schöne Landschaften und freundliche Menschen und habe den richtigen Zeitpunkt für die endgültige Rückkehr verpasst. Jetzt kann ich nur noch hin und her pendeln. Wenn ich eine Weile hier bin, zieht es mich nach dorten (kein Druckfehler, sondern veraltete Form von dort), wenn ich eine Weile dort bin, zieht es mich hierher; hier und dort sind austauschbar. Es ist, wie Mascha Kaléko es beschreibt: *Der Sehnsucht nach dem Anderswo kannst du wohl nicht entrinnen: nach drinnen, wenn du draußen bist, nach draußen, bist du drinnen.* (Für meine Eltern war Deutschland *draußen* und Österreich *bei uns herinnen*.) Ich habe zwei *Heimaten* (was sich, wie Sie bestimmt schon bemerkt haben, auch in meiner Sprache niederschlägt, wenn ich zum Beispiel einerseits von *Schlappen* andererseits aber von *Haarmaschen* schreibe), eine wo ich Kind und Teenager war, und eine, wo ich erwachsen geworden bin; zwischen den beiden liegt das Reisen, liegt mein Leben im Zug. Und nein, das soll keine Reklame für die Bahn sein, aber es ist doch so: Zugzeit ist Urlaub vom Alltag. Im Zug habe ich keine Verpflichtungen außer dem Vorzeigen von Fahrkarte, Bahnkarte und Reisepass, letzteres selten. Ich lese döse träume esse, ich schaue zum Fenster hinaus. Die neueste Werbung der Deutschen Bahn: *Außen schnell / innen Auszeit.* *Diese Zeit gehört dir,* kann ich nur bestätigen. Und zu den draußen vorüberziehenden Landschaften: Städte Dörfer Wiesen Felder Wälder Hügel Berge Wolkenbilder bekomme ich drinnen manchmal zusätzlich kabarettistische Unterhaltung geboten.

VATER UND SOHN (Frankfurt-Würzburg)

Ein Vater spricht zu seinem etwa zehnjährigen Sohn. Er berichtet von Raubrittern, nennt Anzahl und Alter der Räuber und der Beraubten, nennt ihre Verletzungen, nennt Menge und Gewicht des Raubgutes, nennt die Dauer der Kerkerhaft für die, welche man erwischt hat. Der Sohn schiebt Fragen dazwischen: Wo steht unser großer Koffer? Wie spät ist es? Wann kommen wir an? Holt mich die Mama ab? Der Vater antwortet knapp und weiter geht’s. Nach den Raubrittern kommt die Urzeit dran (die Überleitung dahin habe ich überhört): Kontinentalverschiebungen Eiszeit Vulkane Meere Dinosaurier. Der Sohn fragt: Hat die Oma schon einen neuen Hund? Nein, hat sie nicht. Der Vater berichtet weiter von den Urmenschen. Der Sohn fragt nichts mehr. Als wir uns Würzburg nähern, unterbricht der Vater seine Berichte und sagt, dass er da studiert habe, Jura (aha, ein *Techniker des Rechts*), und dass sie da umsteigen müssten, und dass die Zeit dafür knapp sei. Der Sohn sagt, der Zugführer solle schneller fahren. Der Vater spricht den Zugbegleiter wegen des Umsteigens an, der will sich darum kümmern. Der Sohn findet den Zugbegleiter *aber sehr nett*. Mindestens fünf Minuten vor Würzburg packen sie unter vielem Hin und Her ihr Zeugs zusammen und stellen sich an die Tür. Vorsicht beim Aussteigen!*,* mahnt der Vater.

ZWEI FRAUEN (Selzthal-Leoben):

Die beiden älteren Frauen bestätigen sich gegenseitig, dass der Zug, in dem sie (und ich) sitzen, von Deutschland kommt. Sagt die eine: *Mei Tochter wouhnt in Deitschlaund, oba net oubn, wou sou vü Moade san; nana, die wouhnt ba Münchn – do issas sou, wia ba uns.* (*ba uns* meint in der Steiermark, o*ubn* meint vermutlich ab Frankfurt nordwärts). Die andere kontert: *Oba in Münchn passiern a Moade!* Schon, aber die Tochter wohne ja nur *bei* München *– auf an Dorf, wia ba uns*. Aha, da habe ich wieder was gelernt: Keine Morde in steirischen Dörfern.

SZENE EINER EHE (St. Michael-Judenburg):

Ein junges Ehepaar mit zwei Buben im Grundschulalter, vielleicht auf der Heimfahrt von einem Ausflug, sitzt mir schräg gegenüber in einer Sitzgruppe mit Tisch, die Frau mit dem Rücken zu mir. Die Buben zeichnen und malen mit Buntstiften, das Gespräch ihrer Eltern verläuft in etwa so (gekürzt):

SIE: *Ochthundat!*

ER: *Na! Es bleibt ba seixhundat, Punkt!*

SIE: *Siebnhundat!*

ER: *Na! Seixhundat, hobi gsogt, herst schlecht?*

SIE: *Daun is oba nix mehr mit dei Seimmln am Saumstog, kaunst’s oite Brot eissn*

ER: *Eh wurscht, dei Seimmln von unsam Bäcka schmeickn ma eh net*

SIE: *Asou? Oba hobn wüsstas imma*

ER: schweigt

SIE setzt nach: *Und ka Butta mehr, kaunst da d´Margarin aufs Brot schmiern*

ER: *Brauchma a net, homma eh d´Mamelad von da Mutta.*

SIE: *Asou? Die schmeickt da? Seit waun schmeickt da denn dei?*

Zwischenspiel:

Der kleinere Bub (1) sieht draußen an einer Schranke ein Kreuz am Weg.

Bub 1: *Papa? Wos isn do?*

ER: *Do woara Unfoi*

Bub 1: *Wor do ana tot?*

Bub 2: *Frali, sunst wa ka Kreiz*

SIE: *Seixhundatfuchzg!*

ER: *Na, hobi gsogt! seixhundat, dabei bleibt’s!*

Jetzt rennt Bub 1 zur Tür, der Vater schreit, er solle da weggehen und Bub 2 setzt noch eins drauf mit *Geh weig, sunst bist dod!* Und der Vater schreit noch einmal: *Geh weig von da Tir! Mir san nou net daham, deis dauert nou.*

SIE: *Wiasou?*

ER (abgelenkt durch die Buben): *Wos wiasou?*

SIE: *Wiasou net seixshundatfuchzg? I muass seixhundatfuchzg hobn, die Kinda* *…*

ER: (schreit) *Na! Seixhundat hobi gsogt, seixhundat! seixhundat!* *I muass wos zruckleign, wos mochi, waun die Woschmaschin hin is, ha? Ha? Daun gibi da die Rumpl dassd rumpln kaunnst! Daun kaunst mit da Rumpl rumpln!*

Wie die öffentliche Verhandlung um das monatliche Haushaltsgeld ausgegangen ist, weiß ich nicht, nach dem *rumpeln mit da Rumpl* (Waschbrett) bin ich geflohen, weit weg nach hinten. Im Aufstehen habe ich noch gehört, wie er, als draußen eine Ortstafel sozusagen vorbeifuhr, mit einem Seufzer sagte: *Gott sei Daunk, boid samma daham.* Dass er darüber so erleichtert war, habe ich dahingehend gedeutet, dass er zu Hause den frontalen und stichelnden Angriffen seiner Ehefrau endlich würde entkommen können. Und ich habe, obwohl mir hier eine traurige Geschichte von der Geldknappheit in einer jungen Familie zu Ohren gekommen war, sehr lachen müssen.

EINE ANDERE EHESZENE (Judenburg-Leoben):

Ein älteres Ehepaar (ich bin sicher, dass es sich um ein solches handelt) sitzt nebeneinander, sie am Fenster, er an der Gangseite, beide in Fahrtrichtung, weil gegen die Fahrtrichtung – *Do wird ma schlecht*.

SIE: *Wüst du zuwi?* (zum Fenster)

ER: *Na*

Sie kramt in ihrer Tasche, holt ein Packerl heraus, packt *raschelraschel* eine belegte Semmel aus und hält sie ihm hin. Ich rieche Extrawurst, es könnt auch Jägerwurst sein.

SIE: *Wüst?*

ER: *Na, jetz net*

SIE (schnippisch): *Nocha issie geissn*

Schweigend schaut er an ihr vorbei zum Fenster hinaus, sie betrachtet liebevoll ihre Semmel. Bevor sie hineinbeißt, lacht sie schelmisch und sagt: *Oba i hob eh nou ane*. Sie kaut, er schaut zum Fenster hinaus. Kauend nickt sie mir zu; ob ich die andere Wurstsemmel will, die sie ja quasi übrig hat, fragt sie mich nicht. Als sie fertiggegessen hat, steckt sie das Papier *raschelraschel* in die Tasche zurück und vergewissert sich noch einmal, dass er wirklich keine Semmel will. Eine Weile herrscht Stille, dann

SIE: *Friedhof, miassat ma seitzn*

ER: *Hm*

SIE: *D´Rsa, miasst i bsuchn*

ER: *Woast eh erst durt!*

SIE: *Na, schou übara Wouchn*

ER*: Jo*

SIE: *Wüst jetz die Seimml?*

ER (mit Nachdruck): *Na na!*

Jetzt reden sie nicht mehr, schauen nur noch – sie leicht pikiert vor sich hin und er an ihr vorbei zum Fenster hinaus.

Heutzutage, es sei denn ich sitze in einer Ruhezone, werde ich häufig Ohrenzeuge von Telefongesprächen, im harmlosesten Fall hört sich das so an:

FRAU AM MOBILTELEFON (Selzthal-Linz)

*Aha – aha – aha – a – asou? Na geh! – mei jo – geh her auf! – waßt deis net? – eh wurscht – gwisse Leit segn deis hoit sou – na, a sou a Hundiana! – jo morgn – na, heit net – jo guat – jojo – nana …*

Und so geht es weiter, wenn man Pech hat, stundenlang. Diese *Halbologe,* das Wort habe ich aus der Zeitung, belästigen mich. Andererseits: in einem leeren Zug ist es auch nicht schön. Auf der Fahrt von Wien in die Steiermark sitze ich als einziger Fahrgast in einem Großraumwagen. Als es draußen duster wird, fällt mir ein Gedicht von Regine Dadois (Elisabeth Mosberger) ein; es heißt *Nord-Süd-Express* und folgende Zeilen davon finde ich in meinem Gedächtnis: *Wälder aus Telegrafenbäumen säumen die Schienen, / auf denen der Zug seinen stählernen Song spielt. / Leise singt leise die Lyra der Drähte dazu. / Fröstelnde Fremde sind wir, / an keinem Ort in keiner Umarmung erkannt.*

Ja, in einem vollen Zug kann man sich belästigt, in einem leeren Zug aber kann man sich sehr einsam fühlen.

Einmal, ich war noch sehr jung, da saß ich auf der Fahrt von Zürich nach Genf mit einem älteren (so um die fünfzig) dicklichen Herrn allein in einem Abteil. Er war ein rechter Plapperer, aber nicht unangenehm. Im Verlauf seines – ja, man kann ruhig *Vortrags* sagen, also im Verlauf seines Vortrags outete er sich als Gynäkologe, auf der Reise zu einem Kongress; er sei vorwiegend in der Forschung tätig. Ah, interessant. Nun wurde der Inhalt seines *Blabla* etwas schlüpfrig und schließlich teilte er mir mit – *ein* *Geheimnis* –, dass man aus der Form der weiblichen Brust das gynäkologische Schicksal ihrer Trägerin erkennen könne – *er* könne das, aufgrund seiner langjährigen Erfahrung. Bei dieser Eröffnung beugt er sich vor, tätschelt mir, der Rockträgerin*,* väterlich wohlwollend beidhändig die halb freiliegenden Knie in den durchsichtigen Nylons und schaut mich von unten her an, wie ein liebes Hündchen, das Gassi gehen möchte. Ja, er wisse schon, das klänge seltsam, aber es wäre doch sicher von Interesse für mich zu erfahren, ob ich Kinder bekommen könne oder Brustkrebs. Abrupt stand er auf, ging zur Schiebetür, zog *ratsch* den Vorhang zu, drehte sich zu mir und blieb da stehen. Er sei ein harmloser alter Mann, ich könne ihm doch, ganz kurz nur, meine Brust zeigen. Mir wurde bänglich zumute, aber Verstand und Mundwerk funktionierten: Sehr interessant, doch vorher müsse ich unbedingt – ganz kurz nur. Selbstverständlich, er ist Kavalier, zieht den Vorhang zur Seite und öffnet mir mit einer angedeuteten Verbeugung die Schiebetür. Ich nehme meine Handtasche, dränge mich an ihm vorbei und setze mich zwei Abteile weiter zu einer netten Dame mit Enkelkind.

Als der Schaffner kam, bat ich ihn, mir behilflich zu sein, meinen Koffer aus dem *alten* Abteil zu holen. Und siehe da, der angebliche Gynäkologe, der mich für sein Doktorspiel missbrauchen wollte, war nicht mehr dort. Er hatte wohl Lunte gerochen und auch das Abteil gewechselt.

Da bin ich doch froh, dass es heute Großraumwagen gibt, in denen weniger Möglichkeiten für solche Annäherungen gegeben sind. Obwohl: mittlerweile würde sich eh keiner mehr für meine körperliche Ausstattung interessieren. Obwohl: sicher kann man sich dessen nicht sein.

Nicht nur Züge auch Bahnhöfe sind Erlebnisräume, außer anderen Reisenden trifft man da noch alle möglichen Leute, unter ihnen sehr besondere. Als die Verbindung Linz-Graz noch intakt war, stieg ich auf der Fahrt zwischen meinen beiden Heimaten immer in Linz um und ging dort in das altmodische Bahnhofs-Café, wo ein grantelnder Kellner im schwarzen Anzug mit weißem Hemd und Fliege bediente (Willkommen in Österreich!). Mehr Männer als Frauen saßen dort, vor allem an der Theke, Männer mit Bäuchen und geröteten Gesichtern. Einmal, als ich da so allein an einem Tisch saß, kam eine junge stark geschminkte Frau und setzte sich zu mir, höflich hatte sie um Erlaubnis gefragt. Es war ein Sonntagnachmittag, sie schien sich zu langweilen, suchte Kontakt, bestellte sich einen Kaffee und begann, mir dies und das zu erzählen, Belangloses. Dabei rückte sie näher und näher, sehr nahe rückte sie an mich heran. Ein unauffälliger Mann mittleren Alters in Hemd und Hose, es war sommerlich warm, trat zur Tür herein, blieb da einen Augenblick stehen, schaute sich suchend um. Die junge Frau errötete unter dem reichlich aber unregelmäßig aufgetragenen Make-up, riss die Augen auf und flüsterte aufgeregt: *Schauns, der hat sich angschissen!* Diese Feststellung verblüffte mich. Woher sie das wisse. *Jo segns des net, do, bada Housn?* Ich sah nichts und mir wurde klar, ich hatte eine Verrückte neben mir. Und jetzt war der Damm gebrochen, sie erzählte mir hinter vorgehaltener Hand von ihren Verwandten und Bekannten, die sich alle in die Hosen – nein, ich gebe das von ihr gebrauchte Wort hier nicht schon wieder wieder, denn es geht eindeutig unter die Gürtellinie. Sie, die stark Geschminkte, hat es nicht nur ein- oder zweimal, sie hat es viele Male verwendet. Zwischendurch, in den Atempausen ihrer Aufgeregtheit, schaute sie mich groß an und stellte mir kurze Fragen wie Haben’s a Auto? Wo wohnen‘s denn? Sans oft do im Café? Und dann ging’s weiter mit den vollen Hosen. Mein Hinterteil wurde unruhig davon, ich fuchtelte nach dem Kellner: *Zahlen bitte!* Ich müsse zumAnschlusszug. Und weil sie mir irgendwie leid tat und ich dachte, dass sie womöglich gar kein Geld bei sich hatte, bezahlte ich auch ihren Kaffee, stand auf und ließ sie sitzen. Als ich mich noch einmal kurz umdrehte, sah ich, dass sie mir mit weit aufgerissenen Augen nachschaute, wahrscheinlich sah sie jetzt, dass ich mir ebenfalls – naja, Sie wissen schon.

Ja, das ist auch so eins von den Reise-Erlebnissen, das ich nicht vergessen habe, obwohl ich es getrost hätte vergessen können. Wie wird diese Frau gestaunt haben über die Mode um das zweite Jahrtausend, wo die Hosenböden der männlichen Jugendlichen bis fast zu den Knien gerutscht sind und sie am Gehen behindert haben. Da war sie sicher sicher, dass die alle die Hosen voll hatten.

Reisen ist kurzweilig, im Gegensatz dazu läuft mein Alltag in der großen Stadt ziemlich langweilig dahin. Es ist schon so, wie Henscheid sagt: *In Wahrheit läuft das Leben ja immerzu allzu stetig und fad und gleichsinnig ab.*

Ein Abend. Draußen ist es dunkel, mein Ehemann sitzt noch in seiner Kanzlei ein paar Häuser weiter. Ich sitze auf der Couch, ich bin zu träge um auszugehen. Nur morgens, wenn ich in der Zeitung davon lese, erscheint mir das kulturelle Angebot – Film Theaterstück Konzert Oper Vortrag Lesung – verlockend. Aber Musik hören und lesen kann ich auch zu Hause auf der Couch. Doch das Buch liegt unaufgeschlagen auf meinem Schoß. *Einsam der Abend / nur die Radiostimme / aus Nachbars Wohnung.*

Aus der Ereignislosigkeit im eigenen Leben entsteht die Neugierde auf das Leben der anderen, auf das Leben der Nachbarn, zu denen kaum mehr Kontakt besteht als *Gutenmorgen Gutentag Gutenabend* oder das heute übliche schlichte *Hallo*! Vorletzte Nacht zum Beispiel: Ein Rumpeln und Reden über uns. Aha, der Nachbar hat Besuch. Eine Frauenstimme ist dabei, vielleicht kommt die aber aus dem Fernseher oder aus dem Radio. Gestern Morgen dann der Sound seiner Wohnungstür und Schritte die Treppe herab und weiter hinunter (wir wohnen im ersten Stock). Ich eile zum Fenster. Wer geht weg? Ist es der Nachbar? Geht er allein oder mit einem anderen, oder mit einer anderen oder mit mehreren anderen? Oh, da geht er, er geht rasch und allein. Der Besuch ist demnach schon weg, oder noch da, schlafender Weise? Als nächstes höre ich die Wohnungstür im dritten Stock (Kann ich was dafür, dass dies Haus so hellhörig ist?), ihr Sound ist nicht zu verwechseln mit dem irgendeiner anderen Tür im Haus, und jemand springt leichtfüßig die Treppe herab. Ich eile zum Fenster. Da rennt einer weg, den kenn ich nicht. Kurz danach rennt wieder jemand die Treppe hoch bis in den dritten Stock, ich höre der Türe typischen Sound. Und schon rennt wieder jemand herunter und hinab. Aha, wahrscheinlich hat der von vorhin etwas vergessen gehabt. Ich eile zum Fenster. Aber jetzt: Der da wegrennt, das ist nicht der, der gerade vorhin weggerannt ist. Aber der Nachbar, der im dritten Stock wohnt, der ist es auch nicht. Oder doch? Also wirklich, ich blick bei diesem Kommen und Gehen im Haus gar nicht mehr durch!

Doch am frustrierendsten ist es, wenn ich zum Fenster geeilt bin und sehe niemanden weggehen. Bin ich nicht schnell genug geeilt? oder habe ich mich verhört und jemand ist nicht die Treppe hinunter sondern hinauf? oder habe ich in die falsche Richtung geschaut? oder ist jemand nur in den Keller gegangen?

Und alle paar Wochen einmal sehe ich einen Umzugswagen auf dem Platz stehen. Letzte Woche stand einer vor dem Nebenhaus. Wer zieht weg? Wer zieht her? Studenten? Eine rumänische Großfamilie? Banker? In diesem unserem Viertel ist zur Zeit alles möglich. Und schon wieder ist eine Hausbesitzerin gestorben. Erbengemeinschaft? Wird die das Haus verkaufen? Und dann? Eine Menge Geschichten kann ich mir zu diesen Beobachtungen einfallen lassen. Mit denen werde ich Sie, liebe Leser, jedoch nicht belästigen.

Es liegt wohl auch an dieser Neugierde, geboren aus der Ereignislosigkeit im eigenen Leben, dass ich, anders als in jüngeren Jahren, zum Frühstück eine Tageszeitung lese. Lesen muss. Es beleben mich nicht nur die mit der Bereitstellung der Zeitung verbundene Aktion, also mein Gang zum Kiosk auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes oder – vom Fenster aus – die Beaufsichtigung des Ganges meines Ehemannes dorthin und zurück, und das in der Zeitung enthaltene Weltgeschehen, sondern es belebt mich auch, wenn wir, die beiden Morgenmüden, uns bei der Aufteilung der Zeitung ein wenig zanken. Nein, *zanken* ist eigentlich nicht das richtige Wort, besser ist: wir reden lebhaft hin und her. Meine Mutter hätte das *werschteln* genannt; vom etymologischen Ursprung dieses Wortes habe ich keine Ahnung. Grund für dieses lebhafte Hin-und-Her-Reden, für dieses *Werschteln*, ist, dass mein Ehemann oft einen Teil, der mir nach Gewohnheitsrecht *vor* ihm zusteht, zurückbehält, womöglich sogar zu verstecken, nämlich zu verdecken versucht und behauptet, der sei heute nicht drin. Aber das lass’ ich mir nicht gefallen, ich kämpfe um mein Teil, auch wenn er es diesmal war, der die Zeitung geholt hat und nun meint, daraus ein Vorrecht ableiten zu können.

Haben wir endlich unseren Morgenschatz zur vorläufigen Zufriedenheit beider aufgeteilt, legt irgendwann einer/eine ein Blatt unachtsamerweise über das, auf dem die/der andere gerade liest. Das kann leicht passieren, denn die Zeitung ist groß und der Tisch ist nicht so sehr breit und wir sitzen einander gegenüber. In diesem Fall kommt es erneut zu einem *Gewerschtel*, was zu einer Steigerung meines Blutdruckes – ich leide nämlich vor allem nach dem morgendlichen Aufstehen unter niedrigem Blutdruck – und damit zu einer weiteren Belebung meines Organismus führt. Schließlich reichen wir die Blätter, uns Lektüre-Empfehlungen gebend, wohlwollend hin und her, damit wir beide alles lesen können, was wir lesen möchten. Zuletzt kommt es zum Austausch über das Gelesene. Und ja, da reden wir manchmal wieder sehr lebhaft hin und her und reden uns dabei endgültig munter, denn nicht selten haben wir zu verschiedenen Artikeln, Stil und Thema betreffend, unterschiedliche Meinungen. Doch diese von Kaffeeduft und Zeitungspapierrascheln gemütlich unterfütterten Dissonanzen sind letztendlich harmlos und tragen sogar nicht unwesentlich zur Bereicherung des ansonsten ja eher eintönigen Ehe-Konsenses bei.

Manchmal holen wir keine Zeitung, weil wir zu faul dazu sind oder weil wir keine schlechten Nachrichten lesen wollen, zurzeit sind das die neuesten Infektions- und Todeszahlen. Dass wir keine Zeitung mehr abonniert haben, liegt vor allem daran, dass sie uns oft geklaut worden ist, oder dass wir vergessen haben, sie für unsere Abwesenheiten abzumelden. Aber auch ohne Zeitung sitzen wir nicht untätig und schweigsam beim Kaffee – mein Ehemann liest in einer Fachzeitschrift und ich erzähle ihm etwas. (Wenn ich verreist bin, vertritt mich das Radio.) Heute erzählte ich wieder einmal so dahin, doch plötzlich stolperte und stutzte ich, denn ich war bei einem Essay von Ludwig Börne gelandet, das heißt: *Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.* Wie war ich bloß dahin gekommen? Hilf mir, sage ich zu meinem Ehemann, denn auch wenn er liest, hört er mir zu, das behauptet er immer und hat es schon manchmal bewiesen. Jetzt schaut er auf und wie geschossen kommt: *Ludwig Börne Originalschriftsteller.* Ja, aber wieso bin ich da gelandet? Das wusste er leider auch nicht. Oder er wusste es doch, genoss aber meine Verwirrtheit, hörte mir amüsiert zu, wie ich mühsam zurückkroch: Von Börne zum Ludwig-Börne-Preis für Florian Illies und dessen Dankesrede (2014), in der er Börnes gestörtes Verhältnis zu Goethe thematisiert hatte, von Goethe zum Goethepreis und von da zur umstrittenen Goethepreis-Verleihung an Ernst Jünger (1982) und von Jünger weiter zu dessen zweiter Frau Liselotte und von der zu Meike Kohl (denn Liselotte Jünger und Meike Kohl sehen sich irgendwie ähnlich, finde ich), naja, und von Meike Kohl dann zu Helmut Kohl, dem ehemaligen deutschen Bundeskanzler. Und auf den war ich gekommen, weil ich in der Nacht zuvor von ihm geträumt hatte. Da nämlich war Helmut Kohl bei uns zum Mittagessen gewesen (ohne seine Frau) und hatte gesagt, also er fände es super, dass nun in vielen Ländern wieder *richtige Kerle* an der Macht seien, so wie der *Erdeli*, der gefalle ihm gut. (Schon seltsam, was man so träumt, nicht wahr? Und wenn das stimmt, dass alle Figuren im Traum Anteile der eigenen Persönlichkeit sind – na dann: Gute Nacht!) Also, von diesem nächtlichen Kohl-Besuch hatte ich meinem Ehemann am Frühstückstisch erzählt und dann redete ich halt noch ein bisschen weiter über den Kohl und seine Meike und über die Liselotte und den Ernst Jünger und über den Goethepreis und über den Börne-Preis und so landete ich schließlich bei dem amüsanten Essay von Ludwig Börne überdie Kunst, in nur drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden (1823), ein Essay, das ich den einschlägig Interessierten unter Ihnen hiermit wärmstens empfehlen möchte.

Die Zeitung ist gelesen, die Nachbarn sind fort, auch auf dem Platz ist grad nichts los. Wie würze ich mir nun den langweiligen Alltag?

In unserer Küche gibt es eine ausziehbare Arbeitsplatte, wenn ich sie herausziehe, erscheint ein Gnom. Er hat eine spitze Mütze auf, runde Augen von dichten Brauen überdacht, große abstehende Segelohren, Stumpfnase, einen runderstaunten Mund und ein spitzes Kinn. Körper hat er keinen, braucht er nicht. Ich begrüße diesen Bewohner des hölzernen Flachlands mit *Hallo* und er nickt mir zu. Wir begegnen uns täglich, wir sind miteinander vertraut. Ja, wir sind Schicksalsgenossen, denn so verschieden wir sind, der Gnom und ich, in nicht allzu ferner Zukunft werden wir beide, wenn auch nicht gemeinsam, hoffe ich, ins Feuer gehen – ich ins Krematorium, er in die Müllverbrennungsanlage. (Es könnte aber auch sein, dass mich der Gnom „überlebt“, weil sich irgendein Leser oder eine Leserin dieses Textes seiner annimmt, ihm Unterschlupf gewährt.)

Kürzlich zog mein Ehemann diese Arbeitsplatte heraus, besichtigte sie, schob sie wieder hinein, zog sie wieder heraus und ruckelte daran herum. Auf mein Nachfragen sagte er, dass er sie, weil sie schon so fleckig sei, durch eine neue ersetzen wolle. Da habe ich meine schützende Hand über den Gnom gehalten und gesagt: Die Platte bleibt! Jetzt hält mich mein Ehemann für völlig überspannt. Mir egal, Hauptsache mein Gnom ist gerettet und ich kann mich bei der täglichen Küchenarbeit weiterhin mit ihm unterhalten.

In jüngster Zeit – seit ich alt bin – verspüre ich häufig auch tagsüber so eine Unlust nach draußen zu gehen, zumindest wenn dies nur dem Ziel dient, an Licht und Luft zu sein und nicht einer notwendigen Erledigung, einem Einkauf oder einem Arzttermin. Ich hocke lieber auf der Couch, lese oder betrachte die Schattenwellen auf der Wand, die mir Sonne & Wind & Platanen ins Zimmer werfen.

Ein Nachmittag im Mai – Wonnemonat. Nicht für mich. Der Himmel ist dunkel bewölkt und ich möchte nur schlafen, schlafen bis zum Sommerglück am See. Ach ja, lang ist’s her! Doch ich sollte an den Fluss gehen, eine Runde um die Mole, den nun nobel bebauten Hafendamm am Westhafen, sollte mich wenigstens eine halbe Stunde lang der frischen Luft aussetzen. Obwohl, erst gestern wieder habe ich in der Zeitung einen Artikel über die hohe Feinstaubbelastung in den großen Städten gelesen, soll ich nicht doch lieber in der Wohnung bleiben? Ich stehe so herum, ich möchte mich hinlegen. Aber Goethe bedenkend: *Wenn man alt ist, muss man mehr tun, als da man jung war*, springe ich endlich an. Ich stelle mir vor, dass die Luft heute rein ist, und meine Hände beginnen mich zu bekleiden – Wollmantel Gummistiefel Mütze Schal – ja, so ein Mai ist das! Ich nehme den Schirm, öffne die Wohnungstür und gehe los. Hinaus aus dem Haus, hinaus aus dem Platz, hinüber zur großen Ausfahrtsstraße, die ich an einer Ampel überquere, vorbei am Supermarkt und über eine schmale Bogenbrücke zur Mole hinüber.

Auf dem Weg die Mole entlang ist vor dem Abhang zum Main hinunter ein Geländer, darauf sitzt eine Amsel und flötet. Ich bleibe einige Meter vor ihr stehen. Jedes Mal, wenn sie verstummt, schnalze ich ihr mit gespitzten Lippen einen Kuss zu und sie flötet mir eine Antwort. Wir produzieren ein Duett, mein Part ist eintönig, die Amsel jubiliert. Ein Mann kommt mir entgegen, die Amsel fliegt davon. Als ich weitergehe, flötet sie über mir in einem Baum, sie ruft die Frühlingssonne. Am Abhang sind dicke Stängel hochgeschossen, an ihrem Ende haben sie einen *Buschgawedl* in Rot Grün Gelb.

*Buschgawedl*? Schon wieder so ein Störenfried in der deutsch-österreichischen Kommunikation! Immer wieder rutschen mir, auch in Gesprächen, Wörter und Phrasen aus meiner steirischen Muttersprache heraus, die hier und heute vielleicht sogar dort in der Steiermark niemand mehr kennt. *Dschrawodln* ist so ein Wort, ich habe es in *Feenthal* erklärt, und: *do geht ma da Schiach au*,so eine Phrase.Diese pflegte meine Mutter zum Beispiel im Zusammenhang mit der von ihr gefühlten Teuerungsrate zu gebrauchen. Sie wollte damit sagen, es mache ihr Angst, es werde ihr mulmig, wenn sie sehe, dass die Butter und das Brot schon wieder teurer seien.

Also was ist nun ein *Buschgawedl*? Das Wort hängt vermutlich mit Busch und Wedel zusammen. Wedel kommt im allseits bekannten Staubwedel vor und ist eine Art Büschel, ein kleiner Busch. Der *Buschgawedl* wäre dann ein *Buschbüschel*, was man wegen der Verdoppelung als ein besonders wildes Büschel interpretieren könnte.Und was mache ich mit dem *ga* dazwischen? Das kann ich nicht gebrauchen, deshalb deute ich es als ein bedeutungsloses Füllsel zum Zwecke der leichteren Aussprache und lasse es lässig hinten hinunter fallen. Alles klar? Mein Ehemann ist mit meiner Übersetzung nicht vollends zufrieden, er meint, *Buschgawedl* könne doch auch mit *Busch zum Wedeln* übersetzt werden. Auch nicht schlecht, aber ist es besser als mein Vorschlag?

Als ich über die Mole gehe, beschäftigt mich allerdings eine andere Frage: Wie werden diese Pflanzen, die sich jetzt als Stängel mit einem Buschgawedl / Buschbüschel / Busch zum Wedeln an ihrem Ende präsentieren und mich an Palmen erinnern, wie werden sie ausschauen, wenn sie ausgewachsen sind? Ich werde es nicht erfahren, denn sie werden nicht weiter wachsen, weil dieser Abhang bald von allem, was da wächst, gesäubert wird. So ist es jedes Jahr.

Von der Mole könnte ich nun weiter in die Innenstadt gehen oder über die große Brücke hinüber zu den Museen, aber das will ich nicht, ich will wieder heim. Also gehe ich über eine weitere Bogenbrücke zurück ins Viertel. Und wie jetzt weiter? Über die Schleusenstraße zurück und mir im dortigen Café ein Basilikum-Limette-Eis gönnen? Nein, das tue ich bei regnerischem Wetter nicht! Ehrlich gesagt: ich tät es vielleicht schon, hab’ aber kein Geld eingesteckt. Einer zweiten Versuchung widerstehe ich tatsächlich: Ich gehe auf dem Rückweg nicht am öffentlichen Bücherschrank vorbei, weil ich von da fast immer ein Buch mit nach Hause nehme, wo es einen meiner Türme der ungelesenen Bücher bedrohlich aufbaut, womöglich für immer ungelesen. Einer dritten Versuchung widerstehe ich nicht. Als ich an der großen Ausfahrtsstraße an der roten Ampel warten muss, mich dabei gelangweilt umdrehe, sehe ich durch die Glasscheibe im Foyer des dortigen Bürohauses auf einem Tischchen die *Frankfurter Allgemeine* *Sonntagszeitung* (FAS) liegen, die ich mir am Sonntag verkniffen habe zu kaufen; heute ist Dienstag. Die Ampel wird einfach nicht grün, meine Beine wollen sich bewegen. Nach vorne geht es nicht (ob die Ampel gestört ist?), also gehe ich nach hinten ins Foyer, schnappe mir die FAS, stecke sie unter meinen Mantel, eile wieder hinaus – die Ampel ist jetzt grün – und rasch über die Straße heimzu. Kein Pförtner hat mich gesehen, hoffentlich auch keine Kamera. Zuhause blättere ich die Zeitung durch und finde, dass sie meine fünf Euro nicht wert gewesen wäre, nur der Bericht über den Einsiedler in Saalfelden (Stan Vanuytrecht) hat mir gefallen. Morgen werde ich sie zurücklegen. Ich habe sie ja nur ausgeliehen, ich stehle doch keine Zeitung! Mein moralisches Empfinden ist noch intakt, hat sich als Symptom fortgeschrittenen Alters noch nicht gelockert.

Gelockert hat sich das Gewebe meines nächtlichen Schlafes, es ist dünn geworden, brüchig, durchlöchert; ich habe *perforierte Nächte* wie Friederike Mayröcker. Es beginnt damit, dass ich nicht einschlafen kann. Ich liege und höre das Ticken der Uhr im Thermostaten schräg oben über meinem Bett, es wird laut und lauter. Tickend eilt die Zeit dahin. Wohin? Ich denke in die Zukunft, an das Ablaufen meiner Zeit und was ich vorher noch alles tun müsste. So vieles fällt mir ein und ich liege hier und tue nichts. Ich fange an, mich richtig schlecht zu fühlen. Deshalb wechsle ich jetzt die Richtung und denke an schon abgelaufene Zeiten, denke an meine Kindheit, als noch überall Uhren tickten: die weißen Wanduhren in den Küchen, die braunen Wanduhren in den Wohnzimmern, die Pendeluhren, die Kuckucksuhren und die Wecker an den Betten der Eltern und Großeltern. Wenn ich bei meiner Oma Rosa nach dem Mittagessen gegen meinen erklärten Willen zum Mittagsschlaf hingelegt wurde, ärgerte mich dieser Wecker, weil er so langsam tickte. Ich wünschte, er würde sein Ticken beschleunigen, damit meine verlorene Mittagsstunde schneller vorüber ginge. Wenn ich dagegen bei meiner Großmutter Ama im Städtchen übernachtete, geleitete mich das weiche dunkle Pochen der Pendeluhr sanft in den Schlaf. Laut wurde dieses Pochen immer nur in der angespannten Stille, wenn ich mit Ama Mikado spielte und eine von uns ein kniffelig gelagertes Stäbchen abheben musste. Als ich schon älter war, kam ich hin und wieder von einem nachmittäglichen Ausgang ein wenig verspätet nach Hause. Da saß mein Vater auf der Eckbank am Tisch und schaute mir böse entgegen, auf Pünktlichkeit legte er allergrößten Wert. Er sagte nichts, schaute nur zwischen mir und der an der Wand über der Tür hängenden Küchenuhr hin und her und zelebrierte dabei ein eisiges Schweigen. Doch unsere Küchenuhr, voll auf seiner Seite, tickte mir laut und empört entgegen: *du-zu du-zu du-zu spät-spät* *du-zu du-zu du-zu spät-spät*, und hörte damit erst auf, wenn sich mein Vater mit einem Ruck erhoben und mit einem giftigen Murmler – *Brauchst gor net mehr ham kumman! –* die Küche verlassen hatte. Alleine wollte sie sich, diese ordinäre Uhr, nicht mit mir anlegen und begann wieder ihr gewöhnliches Alltags-Ticktack.

Bin ich über solche Erinnerungen, ich weiß nie wie, endlich eingeschlafen, wache ich nach ein bis zwei Stunden wieder auf und liege und höre das Ticken der Uhr im Thermostaten. Ich liege und liege, ich drehe mich um und um, ich kreisele, ich werde unruhig und unruhiger unter dem hämmernden Ticken. Schließlich stehe ich auf und wandle als Gespenst durch die Wohnung, schleiche schlaflos. Schleiche, um meinen Ehemann nicht zu wecken, denn hier und dort knarren die Dielen. Dann stelle ich mich ans Fenster unseres Wohnzimmers. Drüben am Alten Kiosk, der niemals schläft, sehe ich ein paar Gestalten herumlungern und die schwarze Limousine mit den getönten Scheiben, die hier öfters des Nachts auftaucht, fährt langsam zum Platz herein und zum Platz hinaus. Ich schalte die Lampe an und setze mich mit einem Buch auf die Couch und lese. Wenn ich im Kopf nicht richtig hell bin, schaue ich mir Bücher mit wenig Text und vielen Bildern an: *Advanced Style* (Ari Seth Cohen) oder *Als die Gärtner* *Tweed trugen* (Ursula Buchan) oder *Das Haus in der Sonne* (Carl Larsson). Solche Bilderbücher gehen immer und wirken beruhigend, sodass ich nach einiger Zeit wieder mein Bett aufsuchen und dort einschlafen kann. Ja, ich schlafe schlecht. Früher habe ich viel besser geschlafen. Überhaupt: Wenn ich früher morgens erwacht bin, war ich ausgeruht, nichts tat mir weh – kein Kopf, kein Genick, kein Kreuz, nichts! Wenn ich heute einmal so erfrischt erwache, denke ich, ich wär’ schon ins Jenseits hinein erwacht.

Ach früher! Ich freue mich immer, wenn ich etwas entdecke, das mich an früher erinnert. Ich gehe gerne in das winzige Café Wacker in der großen Stadt, weil es mich an den Julius Meinl der Fünfzigerjahre erinnert, dem feinsten Geschäft in der kleinen Stadt, wohin mich meine Großmutter zum Kaffeekaufen schickte und dann doch selbst hingehen und mich samt Kaffee abholen musste. Denn ich war dort stehengeblieben zwischen den einkaufenden Frauen, hatte mich nicht satt hören können an dem schnarrenden Geräusch der großen Kaffeemühle und an dem Rascheln der Papiertüten beim Einpacken des gemahlenen Kaffees, an dessen Duft ich mich nicht hatte satt riechen können. Und kürzlich habe ich entdeckt, dass es hier in der großen Stadt Lokale gibt, die noch immer das früher Übliche anbieten. In den Fünfzigerjahren gab es im *Krebsenkeller* in der Grazer Sackstraße: Wiener Schnitzel, Pariser Schnitzel, Grazer Schnitzel, Naturschnitzel und Schweinsbraten. Sechzig Jahre später gibt es im *Kakadu’s* in der Frankfurter Kaiserstraße laut der Tafel vor dem Lokal: Wiener Schnitzel, Frankfurter Schnitzel, Pfefferschnitzel, Jägerschnitzel, Zigeunerschnitzel und Schweinshaxe. Über dem Eingang zum *Krebsenkeller* hing ein roter Krebs aus Blech, über dem Eingang zum *Kakadu’s* sitzt ein buntfarbiger Kakadu aus Holz. Heiter stimmt es mich auch, wenn ich in autobiographischen Aufzeichnungen altvertraute Dinge entdecke wie die Sirius-Streichhölzer oder die Bensdorp-Schokolade, oder altvertraute Wörter wie *Betschwester* oder *Schnittlauchlocken*, dieheute keiner mehr verwendet.

Manchmal möchte ich wie früher einen Gottesdienst besuchen, bin ich doch als Heranwachsende eine Zeitlang sonntags gerne in die Kirche gegangen. Die katholischen Messen mit der Choreographie von Pfarrer und Ministranten in ihren langen weißen Hemden mit roten oder grünen oder schwarzen Borten, eingehüllt in duftende Weihrauchschleier, begleitet von den starken Klängen der Orgel und von der klangvollen Stimme des schönen Vorbeters, und vom Beten und Singen des Volkes, diese Messen waren, wie ich es in *Feenthal* sagte: *in gewisser Weise die ersten Theateraufführungen für mich.* Eine Parallele zwischen Gottesdienst und Theater, allerdings aus einer anderen Perspektive, zieht übrigens auch der Schauspieler Peter Simonischek: *Zunächst war ich Ministrant, was ja in gewisser Weise verwandt ist, man steht vorne, und ich habe gemerkt, das gefällt mir* (FAS 21, 27. Mai 2018). Dass ich dann doch nicht in die Messe gehe, verhindert unter anderem meine katholische Erziehung, schließlich glaube ich nicht mehr an die *Heilige Katholische Kirche* und darf deshalb auch nicht an ihren Ritualen teilnehmen, wäre Sünde!

Und manchmal möchte ich wie früher unter jungen Leuten sein, aber ich habe den Verdacht: unter *meinen* jungen Leuten! Nur, die sind inzwischen so alt wie ich. Schade! Wie heißt es dochso treffend: Lange leben wollen wir schon, aber alt werden wollen wir nicht.

Nun ja, wir sind alt geworden und ein Kennzeichen des Alters ist es wohl zu meinen, dass früher vieles besser war. *Im Fernseh haben wir gesehen, es gibt keine Natur mehr auf der Welt*, sagt der alte Pan Koczulek im *Polski Blues* (Janosch). *Die Welt ist nicht mehr schön seit der Erfindung des Atoms*, sagt meine alte Tante, und der alte Ernst Jünger meint: *Man muss zugeben, mit der Entdeckung des zerfallenden Atoms fing die große Veränderung an* (Barbey) und lässt durchblicken, dass er es nicht für eine Veränderung zum Besseren hält. Und meine Mutter sagte oft, dass früher alle Leute lustiger gewesen seien und die Milch und das Brot und die Butter hätten viel besser geschmeckt.

Aber so einfach ist das nicht mit der *guten alten Zeit*. Wer sich zu sehr der Sehnsucht nach dem Früher hingibt, der sollte Michel Serres lesen: *Was genau war früher besser?* Mit diesem *optimistischen Wutanfall* wird einem der Nostalgie-Zahn in Bezug auf die allgemeinen gesellschaftpolitischen Verhältnisse gezogen. Mit den in sie eingebetteten ganz persönlichen Erinnerungen ist das freilich ein wenig anders, denn war es, zum Beispiel, nicht ein Vergnügen, noch echte *private* Post zu bekommen, mit der Hand geschriebene Briefe und Karten? Ostergrüße Weihnachtsgrüße Geburtstagsgrüße Urlaubsgrüße. Solche Grüße erfreuten mich mehr als die heute üblichen elektronischen Botschaften. Dass dies auch für andere so ist, davon gehe ich aus, und verschicke deshalb gern Handschriftliches in Kuverts. Dafür kaufe ich weiße Karten (DINA6) im Schreibwarenfachgeschäft und beklebe sie mit einer Fotografie oder einem Bild aus einer Zeitschrift oder einem Kalender. Ich schneide aus und schneide zurecht und klebe mit inniger Hingabe und unter großem Zeitaufwand. Ich glaube, ich habe eine *Schrulle*, das ist nach der Definition von A.N. Herbst (*Dschungel-Anderswelt.de*) ein Hobby, das nur ein einzelner betreibt – in dem Fall *ich*.

Wenn ich dann den Umschlag mit einem Brief oder so einer Brief-Karte, manchmal habe ich noch einen Zeitungsartikel dazu gesteckt, in den Briefkasten werfe, stelle ich mir vor, wie ihn der Empfänger (weiblich oder männlich) aus seinem persönlichen Briefkasten nimmt (ich hoffe, er wird nicht unabsichtlich mit all der Reklame entsorgt), nach dem Absender schaut, lächelt, ihn vorfreudig in seine Wohnung trägt, ihn dort elegant mit einem Brieföffner aus Holz, Silber oder Elfenbein aufschneidet, ihn liest und sich freut. Ja, und darüber freue ich mich jetzt beim Einwerfen des Briefes und habe mich darüber schon während des ganzen schrulligen Vorgangs (Bild-Auswahl Schneiden Kleben Schreiben) gefreut.

Ich selbst erhalte ungefähr drei Urlaubskarten im Jahr von Bekannten, die wissen, dass ich das schätze, und mindestens einmal im Monat einen echten Brief von meiner Freundin und viele Briefe von Nicht-Bekannten, wo dann auf dem Umschlag neben meiner Anschrift zum Beispiel steht: *Schnell öffnen und sparen!* Mit Rufzeichen. Und auf seiner Rückseite ist kein Absender, aber da steht in Rot: *Jetzt neu erleben!* Mit Rufzeichen. Die Rufzeichen sind wichtig, betonen sie doch die Dringlichkeit dieses Schreibens. Es handelt sich um das Schreiben der Presseabteilung einer Zeitung. Man bietet mir das Sparen und das neue Erleben an, wenn ich ein Probe-Abonnement für drei Monate kaufe, das automatisch weiter läuft, wenn ich es nicht kündige. Oh, diese Gauner! Ich fühle mich belästigt und werfe Umschlag samt Angebot in den Papierkorb. Auch viele Firmen teilen mir neuerdings postalisch mit, dass sie mir sparen helfen wollen. Manche schicken mir Glückwünsche zum Geburtstag und teilen mir mit, dass sie mir im Monat meines Geburtstages zwanzig Prozent Ermäßigung geben nicht auf jedes aber auf manches Produkt, ich muss es nur kaufen, schon spare ich. So großzügig sind die! Und mein Ehemann erhielt kürzlich (2018) folgenden Brief:

*Sehr geehrter Herr K.,*

*ob Sie es glauben oder nicht: Ich denke immerzu an Sie.*

*Habe ich Sie im Pyjama am Küchentisch erwischt? Oder ganz entspannt … Die Fantasie geht mit mir durch! Bei allem, was wir tun, haben wir nur Sie im Sinn. Sie sind einer unserer besten Kunden. Mein größter Wunsch besteht darin, Sie glücklich zu machen, denn wenn Sie glücklich sind, bin ich es auch … N.C.T.W.*

Ich weiß nicht, wie Sie, liebe Leser, darüber denken, ich staune über diese Zeilen von einem englischen Versandhaus. Mich würde ein solches Anschreiben dazu verleiten, *bei denen* nichts mehr zu kaufen. Also wirklich, früher war Reklame doch nicht so aufdringlich!

Und nicht so allgegenwärtig! Vor einem Supermarkt in der Steiermark steht auf einer großen Tafel: *Wir haben Fleisch in* *Bedienung*, was meinen deutschen Ehemann sehr belustigt. Wir gehen hinein und lesen überall: *Aktuell* *Angebote* *Highlights* *Preiskracher* und *Heiße Ideen für coolen* *Sommerspaß* und *Samstags-Knaller* und *Jetzt kaufen und dabei extra sparen!* Von überall schreit es uns entgegen: KAUFEN! KAUFEN! KAUFEN! – SPAREN! SPAREN! SPAREN! – NEU! NEU! NEU! Die Werbung mit NEU ist allerdings schon alt, lange schon gebräuchlich. Da werden Verpackung und Inhaltstoffe geringfügig verändert, der Preis wird angehoben und das Produkt enthusiastisch als neu angepriesen. Ich aber hänge am Alten. Noch immer kaufe ich die *Österreichische Teebutter* im silberfarbenen Papier mit dengrünen Streifen, die es bei mir daheim gab, und noch immer kaufe ich das einst von meiner Mutter verwendete Waschmittel. Als dieses eines Tages im Zuge einer Erneuerung anders roch, hat mir das gestunken. Ich wechselte zum Waschmittel einer anderen Firma, doch bald wanderte ich zurück – so stark war die emotionale Bindung. Die Werbefachleute wissen schon, dass nicht alle Kunden das Neue mögen, weshalb auch das gute Altbewährte angepriesen wird. Da wird eine Kaffeesorte gelobt, weil sie angeblich schon die liebe Großmutter gerne getrunken hat. Ob das auch wirkt, wenn man sich erinnert, dass die eigene Großmutter eine andere Kaffesorte bevorzugt hat?

Der aufdringlich begeisterte Ton der Werbung hat sich mittlerweile sogar in die Amtsstuben eingeschlichen. Ruft man das Frankfurter Bürgertelefon an, kommt man in eine Warteschleife mit Musik, in die in regelmäßigen Abständen eine Frauenstimme hochgestimmt hinein platzt mit: *Die Einseinsfünf – wir lieben Fragen*, wobei das Wort *lieben* betont wird. Und wenn ich am Bankautomaten meine Auszüge hole, steht da neuerdings *Herzlich Willkommen!* Dieser Automat hat ein Herz? Nicht zu glauben! Aber nicht nur der Bankautomat ist nett zu mir, nein, auch der Automat der Deutschen Bahn entschuldigt sich beinahe auf jeder Reise bei mir für die Verspätung, wobei er die Gründe variiert von *Oberleitungsstörung* bis *Betriebsstörung*. Mich ärgern diese Freundlichkeiten, denn das Bürgertelefon ist unterbesetzt und die Bank, Chefin des Bankautomaten, erhöht die Gebühren und die Bahn, Chefin des Bahnautomaten, kalkuliert die Missstände ein, das kommt billiger als mehr Personal, neue Züge und neue Gleise.

Früher war unsere Stadtwohnung geräumig und hell! Und jetzt? Ich schaue mich um und stelle fest, dass sie zugewachsen ist, eng und dunkel ist sie geworden. So viele Dinge haben sich darin angesammelt: unsere *Habseligkeiten*.

Ich sitze an einem großen Tisch in der Mitte eines Zimmers. Vor mir liegt ein geöffnetes Buch und über den Tisch verstreut ist die von meinem Ehemann in Unordnung gebrachte Tageszeitung (ich war’s nicht!). Umgeben bin ich von drei Katzen in Rot Gelb Grün, einem Drachen, einer Schildkröte, einem in sich verschlungenem Band von Würmern Käfern Schmetterlingen. Meine Tochter hat mir diese Tiere geschenkt. Sie miauen nicht, sie fauchen nicht, sie summen nicht, sie kriechen nicht, sie flattern nicht, und sehr praktisch: sie müssen nicht gefüttert werden. Sie sind nur zum Anschauen da. Die Grünpflanzen oben auf den Regalen brauchen mehr Zuwendung, verbessern aber angeblich die Raumluft, was man von den Tieren nicht behaupten kann. Obwohl, als *Staubfänger* reinigen sie in gewisser Weise ja auch die Luft.

Ach, wäre ich auf dem Stuhl vor dem Tisch mit Buch und Zeitung doch nur von den Tierbildern und den Grünpflanzen umgeben! Aber nein, ich bin umgeben, man könnte sagen: *umzingelt* von Möbeln und tausenderlei Dingen. In den Regalen: Radio Plattenspieler Kassettenrecorder Schallplatten CDs Kassetten Bücher, Lesestoff noch für Jahre allein in diesem Zimmer, und wir haben noch andere Zimmer und überall stehen und liegen Bücher. Wenn mich Besucher, vor der Bücherwand in einem anderen Zimmer stehend, fragen, ob ich alle diese Bücher gelesen hätte, sag’ ich *selbstverständlich*. Da staunen sie und fragen nicht weiter; es hat ihnen *die Rede verschlagen*. Alberto Manguel erzählt in der *Bibliothek bei Nacht,* er antworte auf solche Fragen, dass er in jedem Buch zumindest schon einmal geblättert habe. Das wäre ehrlicher, aber das sage ich nicht, da ist ein Handke-Spruch vor, den ich so im Gedächtnis habe: *Der dümmste aller Menschen, der in jedem Buch nur blättert.*

Auf einem Tischchen liegt ein Stoß Zeitungen, der niemals niedriger wird, und auf dem Klavier, auf dem hin und wieder einer klimpert, übt oder sogar spielt, liegen Stöße von Noten. Und noch mehr Noten liegen im Regal daneben und in den vier Schubladen einer kleinen Kommode, die ist vollgestopft mit Noten.

Über dem Klavier hängt ein dunkles Ölgemälde. Aber nein, keine *Birke an See vor Berg* *mit Schneehaube*, sondern ein Blick über die Häuser auf die Rückseite der Dresdner Frauenkirche mit Schnee auf Dächern und Wegen. Ein beruhigendes Bild. Wenn sich im Sommer die Hitze in unserer Wohnung staut, verschafft es mir Abkühlung. Lüften, zumal tagsüber, hilft nämlich nicht, denn draußen ist es genauso warm oder noch wärmer als herinnen. Das Bild ist ein Geschenk der Witwe des Professors, der uns Studierenden einst erläuterte, warum die Bügelfalten der Hosen vorne und hinten und nicht an den beiden Seiten sind. Das Bild hing in seinem Arbeitszimmer an der Universität. Prüflinge haben, wenn sie bei einer Antwort auf eine Frage stockten, auf den Boden, zum Fenster hinaus oder auf dieses Bild gestarrt; das weiß ich aus meiner Tätigkeit als Prüfungsbeisitzerin. Warum es schließlich zu mir gekommen ist, das zu erzählen führte zu weit. Nur so viel noch: gemalt hat es vor langer Zeit der Schwiegervater des Professors, damals angeblich Bankdirektor in Dresden.

Ich sitze also am Tisch, schaue mich um und stelle fest, dass ich in einem von Dingen zugewachsenen Zimmer sitze. Gegenüber dem Klavier ist das große Fenster, das fast die ganze Wand einnimmt. Auf der Fensterbank steht ein Aschenbecher, darin: Kerzenstümpfe und abgebrannte Streichhölzer, daneben: Blumenvasen, Kerzenständer mit Kerzen, Topfuntersetzer Teelichte und eine kleine Holzschatulle mit Streichhölzern, die noch aus dem Hausstand meiner Eltern stammt. Dort enthielt sie Zigaretten. Wenn Tante Lu und Onkel Ado zu Besuch waren, holte meine Mutter diese Schatulle und ein silberfarbenes Feuerzeug aus dem Sekretär und bot ihrem Schwager eine Zigarette an, gab ihm unbeholfen Feuer und rückte den Aschenbecher aus Kristallglas heran. Der stand immer als eine Art Dekoration auf dem Wohnzimmertisch. Dazumal rauchten fast alle Männer, wobei ihre Nikotin-Tagesration in der Regel geringer war als heute üblich. Und obwohl kaum einmal ein Besucher eine zweite Zigarette rauchte, sagte meine Mutter am nächsten Tag mit gerümpfter Nase, es stinke *noch immer* nach der Zigarette.

Eine Deckenlampe und fünf weitere Lampen spenden mir Licht, wenn ich möchte. Zwischen zwei Regalen steht ein niedriger schmaler Schrank mit einem Aufsatz, auf dem Flaschen mit Hochprozentigem stehen. In den meisten ist noch so viel drin, dass es mir für einen Vollrausch, sogar für eine Alkoholvergiftung mit Todesfolge reichen würde. Im Schrank hinter der zweiflügeligen Glastür sind Trinkgläser Teller Tischwäsche Kerzen Krimskrams. Gegenüber dem Schrank steht eine Couch, auf der wir gerne sitzen, *wir*, denn ich bin nicht die einzige Benutzerin dieses Zimmers. Links von der Couch steht die Kommode mit den Noten und rechts von der Couch eine Stehlampe, ein Tischchen, auf dem Bücher liegen und eine große Anrichte. Und was da alles drauf und drinnen ist, damit will ich Sie nicht weiter quälen, ich breche mein Inventarverzeichnis hier ab. Gäbe ich jedem einzelnen Ding in diesem Zimmer eine Nummer, käme ich wohl auf über Tausend, und wir haben ja noch andere Zimmer und Bad und Küche und Keller. Und es kommen noch immer Dinge dazu, überwuchern den Wohnraum, wachsen einem über den Kopf und irgendwann tut man den Aufschrei: Fort mit den Dingen! Her mit der Leere! Aber: Wie wird man all diese *Habunseligkeiten* wieder los? Was davon braucht man wirklich? Was sollte man entsorgen – verschenken oder wegwerfen?

Man kauft sich Ratgeber wie *Feng Shui gegen das Gerümpel des Alltags* und hat schon wieder ein Ding mehr! Und die guten Ratschläge sind nicht viel wert, denn erstens kennt man sie und zweitens hat man ein Trennungs-Problem – *ich* habe ein Trennungsproblem!

Da ist zum Beispiel der löchrige Pullover, den ich über drei Jahrzehnte jeden Winter – in den letzten Jahren nur noch zu Hause – getragen habe. Mit ihm, oder besser: in ihm habe ich mich durch den Alltag gekämpft, er war und ist mein Kokon, meine Schutzhülle. Und nun: ab in den Müll? Nein! Seit Jahren schon stopfe ich Löcher.

Oder die Kuschelmaus, die irgendjemand irgendwann meinem kleinen Buben geschenkt hat. Sie ist etwa zwanzig Zentimeter groß, sitzt da und schaut nach ihrem Gang durch die Waschmaschine irgendwie schräg aus und drein. Einmal hat unsere Katze Barbarossa damit gespielt, hat sie ein bisschen geohrfeigt und in die Luft geworfen und mein Vierjähriger, der sich um diese Kuschelmaus bis dahin nie groß gekümmert, fing an zu weinen: *Das arme Mäuschen!* Ich musste es retten, er nahm es fürsorglich in den Arm. Und nun soll ich dieses Mäuschen, an dem sich das gute Herz meines Kindes gezeigt hat, wegwerfen? Freilich, letztendlich wird es im Müll enden, denn wer will schon ein gebrauchtes Kuscheltier, die Kinderzimmer quellen über von solchem Viehzeug und außerdem sind technische Geräte heutzutage angesagter. Doch erst einmal und bis auf weiteres darf diese Kuschelmaus in meinem Kleiderschrank bei den Schals sitzen, und jedes Mal, wenn ich einen Schal herausnehme, schenke ich ihr ein Lächeln.

Oder die selten getragene Küchenschürze, deren Braun und deren Rüschen mich traurig stimmen, oder diese gestickte Buchhülle in Braunorange. Sie liegt ihrer Funktion beraubt in einer Lade meines Schreibtisches, ich fasse sie ungern an, weil sie etwas Pelzig-Schmieriges hat. Wegwerfen kann ich aber weder die Schürze noch die Buchhülle, denn meiner Mutter Hände haben beides angefertigt. Die schwere von ihr gehäkelte Patchwork-Decke war irgendwann durch Mottenfraß so durchlöchert, dass ich sie reinen Gewissens entsorgen konnte.

Oder das gelbe Tellerchen mit der zerkratzten Glasur, das mich seit Jahrzehnten begleitet, anfangs im Verein mit drei mittlerweile zerbrochenen Geschwistern. Ich habe die Vier vor langer Zeit von jemandem geschenkt bekommen, der mir damals sehr lieb war. Werfe ich das Tellerchen deshalb nicht weg? Es passt halt farblich auch so gut zu meiner Frühstückstasse. Die übrigens habe ich vor bestimmt zwanzig Jahren in einer Apotheke geschenkt bekommen, schön ist sie nicht, aber ich habe an der Universität zehn Jahre lang daraus getrunken. Warum soll ich sie jetzt plötzlich wegwerfen?

Oder das blaue Tellerchen – ein weiteres Ding, von dem ich mich nicht trennen kann.

So viele Dinge! Und es werden nicht weniger, eher das Gegenteil ist der Fall. Denn ich sammle – ich sammle immer noch Bücher. Manchen Frauen laufen Katzen zu (Demski, Lessing, Schönfeldt), mir die Bücher – ich finde sie, ich bekomme sie geschenkt, ich kaufe sie. Es werden immer mehr und habe ich sie einmal, mag ich sie nicht mehr loslassen. Gehe ich endlich mit einem Buch zwecks Entsorgung zu einem der öffentlichen Bücherschränke, die es hier in der großen Stadt auf vielen Plätzen gibt, komme ich bestimmt mit einem anderen oder gar mehreren Büchern nach Hause zurück. In einer Buchhandlung bin ich verloren wie ein Alkoholiker im Spirituosenladen, nur selten trage ich kein Buch mit mir, wenn ich sie verlasse.

Früher war mir das inhaltliche Geschehen in Büchern wichtig, am liebsten las ich von Liebesverwicklungen und Intrigen bis hin zum Mord. Cortázar nennt solche nach aufregender Handlung gierigen Leser *Leser-Weibchen,* so eines war ich. Über die Jahre habe ich dann ein bescheidenes Verständnis von *Literatur* entwickelt. Jetzt brauche ich keinen Plot mehr, Familien-Sagas und aktuelle Problemgeschichten sind mir ein Gräuel, eine stringente Handlung ist mir nicht wichtig bis egal, ich kaue und wiederkäue gerne einzelne Szenen Sätze Wörter. Schwer Verständliches und Lücken im Sprachgewebe erzeugen oft eine dichte anregende Atmosphäre, die mein Herz höher schlagen und mich in neue Räume gelangen lässt, in Schatzhöhlen voll funkelnder Edelsteine.

Nur nicht sterben, solange ich den *Ulysses* noch nicht gelesen, und *Krieg und Frieden,* und solange ich wenigstens die Bücher, die sich auf meinem Schreibtisch rechts und links türmen, nicht nach neuen Räumen durchforstet habe. Hin und wieder geschieht es ja: Ich kaufe nicht das im Feuilleton oder im Bekanntenkreis dringend empfohlene Buch und lese es gleich, sondern lese eines, das ich, warum auch immer, aus einem der zehn Türme gezogen habe. Es ist da möglicherweise schon ein paar Jahre gelegen, war mir auch einmal empfohlen worden, doch aus irgendeinem Grund kam ihm, bevor ich es zur Hand nahm, eine andere Empfehlung zuvor und noch eine und noch eine, bis ich es vergessen hatte; so erging es den *Wolpertingern*. Vergessen allerdings habe ich das Buch nie, dazu ist es zu blau und zu dick und es lag immer auf oder in dem ersten Bücherstapel zu meiner Rechten. Vermutlich habe ich mich davor gefürchtet, man sagte mir nämlich, es sei ein *sehr schwieriges* Buch, ja, ein schriftstellerisches Experiment. Diese Bemerkung wiederum stachelte meine Neugierde an und als sich eines Tages eine Lücke in meinem Lesefluss auftat, entnahm ich es dem Stapel, begann zu lesen und entdeckte einen Schatz. Nun musste ich mehr Bücher von Alban Nikolai Herbst kaufen und lesen. Über seine Anderswelt-Roman-Trilogie bin ich in die spannende Welt der Postmoderne geraten und von da führten Wege zu Homer und zu Zeitgenossen wie Julio Cortázar, José Lezama Lima und vielen anderen. Also habe ich noch mehr Bücher gekauft und noch mehr Bücher gelesen, und muss noch immer Bücher kaufen und muss noch schneller lesen! Nur nicht sterben!

Ach früher!

Was war das eine gemütliche Zeit, als ich jung war und noch nichts wusste von den vielen Büchern. Einen Sommer lang bin ich auf der Wiese gelegen und habe den *Grünen Heinrich* gelesen, und einen Winter lang bin ich mit *Germinal* auf der Couch gelegen. Tief habe ich mich in diese Bücher versenkt und tief haben sie sich in mich versenkt. Heute flitzen manche gierig Erlesenen durch mich durch und nach einiger Zeit erinnere ich mich kaum noch an sie, weiß bloß noch ein paar Details daraus. Und nach längerer Zeit weiß ich unter Umständen nur mehr, dass ich das Buch gelesen habe, weil ich ein Lese-Tagebuch führe.

Ich ziehe die Bücher an und die Bücher ziehen den Staub an. Dicke Staubhauben sitzen auf allzu vielen, besonders gut zu sehen unter den morgendlichen Sonnenstrahlen. Ich muss einen Staubwedel kaufen und sie regelmäßig entstauben – aber dann: Schon wieder ein Ding mehr in unserer Wohnung!

Dass ich weiße Briefkarten mit Bildern beklebe, habe ich erzählt, noch nicht habe ich erwähnt, dass mir manche Karten dann so gut gefallen, dass ich sie nicht verschicken kann, dass ich das Verschicken immer wieder aufschiebe, dass ich auf Gelegenheiten warte, wo gerade dieses oder jenes Bild besonders gut passen würde. Diese passenden Gelegenheiten kommen aber nicht, und die Karten liegen in einer Schublade meines Schreibtisches oder lehnen vor Büchern im Regal oder dienen mir als Lesezeichen, bis sie irgendwann so schäbig abgegriffen sind, dass ich sie gar nicht mehr verschicken kann. Jahrelang schon geht da eine Frau in rotem Mantel, beiger Hose, grüner Mütze und braunen Stiefeln durch einen Herbstwald, und selbstverständlich ist der Himmel blau so blau und die Sonne schießt ihre Strahlenpfeile durch die entlaubten Bäume und vergoldet den Blätterteppich unter ihren Füßen; das Bild stammt aus einem Kalender. Jedes Mal, wenn ich die Karte mit diesem Bild zur Hand nehme, weil ich sie nun endlich verschicken will, gehe ich mit der Frau, die mich an meine Schwägerin Blanka erinnert, durch den hellen Herbstwald und atme tief durch. Dann lege ich die Karte zurück in meine Kartenschachtel. Dort liegt sie, bis ich sie das nächste Mal herausnehme und überlege, ob ich sie nicht doch verschicken soll. Aber nein, immer will ich sie noch ein bisschen behalten.

Aber nicht nur Karten auch Flaschen und andere gläserne Behältnisse – Honiggläser Senfgläser Gurkengläser – mag ich, wenn sie einen einfarbigen Deckel haben und man ihre Etiketten ablösen kann, mittlerweile nicht mehr wegwerfen. Und Schachteln hebe ich auf. Nein, Apfelsineneinwickelpapiere sammle ich nicht, es soll Leute geben, die das tun. Aber so eine wunderschöne Schachtel kann man doch nicht wegwerfen! Obwohl schon einmal verwendet, ist sie ja noch wie neu. Demnächst oder nächste Weihnachten könnte ich sie bestimmt brauchen, um ein Geschenk hineinzulegen. Das Problem ist, dass ich, wenn ich Wochen oder Monate später eine Schachtel für irgendetwas suche, dass ich diese wunderschöne Schachtel dann entweder vergessen habe oder sie nicht mehr finde. Später irgendwann kreuzt sie wieder meinen Weg. Aber jetzt ist sie mir im Weg, ich brauche sie nicht mehr. Und ich ärgere mich über sie, weil sie nicht da war, als ich sie brauchte. Zur Strafe schmeiße ich sie kurzentschlossen auf den Boden, trample sie flach und werfe sie, diese blöde Ex-Schachtel, in den Papiercontainer. Endlich ein Ding weniger! Ein halbes Jahr später erinnere ich mich an diese wunderschöne Schachtel, jetzt tut es mir leid um sie, denn ich bräuchte sie, gerade sie, für ein Geburtstagsgeschenk. Ideal wäre sie dafür, ich bin mir dessen sicher; die drei anderen, die ich noch hinten im Schrank habe, passen leider nicht. Die werfe ich jetzt weg. Oder lieber nicht?

Wenn ich einen Glasbehälter brauche, ist das etwas einfacher, denn diese Behälter sind nicht in einem Schrank verstaut, sondern stehen im Keller auf einem offenen Regal. Da kann ich hingehen und mir wie im Warenhaus eine passende Flasche als Blumenvase aussuchen. Wenn das Kellerregal einmal voll ist, werfe ich schweren Herzens ein paar Gläser weg. Später beschuldige ich vielleicht meinen Ehemann, dass er diese wunderschöne bauchige lila Flasche entsorgt habe. Ja, das glaube ich ernsthaft und bin böse auf ihn. Der Ärmste!

Ach ja, mein Gedächtnis! Früher war mein Gedächtnis besser, wesentlich besser. In der Vorbereitung auf Weihnachten finde ich nicht nur eine bestimmte Schachtel nicht, die ich jetzt für ein Geschenk bräuchte, ich finde auch die Baum-Kerzen nicht, die ich doch letztes Jahr als Vorrat für dieses Jahr ganz bestimmt besorgt habe. Und wo sind die Kerzenhalter? Also nicht da, wo sie sein müssten. Aber wo dann? Und nicht nur nach Dingen muss ich immer öfter suchen und finde sie nicht, nein, auch nach Wörtern – ich leide unter Wortfindungsstörungen, das ist lästig. Und zunehmend verliere ich sogar Ideen. Die besten Ideen tauchen oft abends oder frühmorgens im Halbschlaf auf, und wenn ich nicht die Kraft habe, mich so weit zu erheben, dass ich sie wenigstens stichwortartig mit dem neben dem Bett liegenden Kugelschreiber auf das neben dem Bett liegende Papier kritzeln kann, geht es mir wie der betagten Friederike Mayröcker: *Wie Luftgeister entschweben die Worte, wenn man sie nicht gleich notiert*. Aber selbst wenn es mir gelungen ist, Notizen zu machen, passiert es, dass ich sie später nicht mehr entschlüsseln kann. Bei: *Konsens = Ticktack, aber baku kuba guckda,* ist mir das noch gelungen. Es handelt sich dabei um das Ticken der Uhr, bei dem man sich zwar, um es lautmalerisch zu beschreiben, auf *ticktack* geeinigt, doch kann man auch andere Zweisilber wie *baku* oder *guckda,* ja,darüber hinaus je nach Stimmung alles Mögliche hören.Aber wozu ich das notiert habe, ist mir entfallen. Nicht gelungen ist mir die Einordnung folgender Notiz: *Tourist sucht Sonnenhut im Regionalzug und wird verhaftet.* War das die Idee für eine Kurzgeschichte? Oder verbirgt sich dahinter eine Anekdote, die in eine längere Erzählung eingeflochten werden sollte? Noch rätselhafter der Satz, den ich mir anlässlich eines Traumes, von dem ich nichts mehr weiß, notiert habe: *Bernd hat ein Pferd, aber unter seiner Haut röhrt eine Löwenbrut.* Keine Ahnung, was ich damit anfangen wollte. Wie komme ich auf *Bernd*, ich kenne keinen. Sollte es vielleicht heißen: Bernd *ist* ein Pferd? Und dann?

Immer öfter geschieht es, dass mir ein Einfall, der sich im Hintergrund eines Gespräches aufgebaut hat, entflohen ist, wenn ich endlich Gelegenheit habe, ihn auszusprechen oder aufzuschreiben. Oft geistert er noch eine Weile am Horizont meiner inneren Landschaft hin und her, bis er hinten hinunter rutscht, untergeht wie die Sonne am Abend. Trost finde ich bei Ludwig Börne: *Mein Ideen-Magazin ist zu klein, gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern.*

Es gibt noch andere Vorkommnisse, die mir die zunehmende Schwäche meines Gedächtnisses offenbaren. Kürzlich, es war in der kleinen Stadt, geschah folgendes: Ich aß, wie dort öfter einmal, allein zu Mittag. Beim Nachtisch fiel mir eine Johannisbeere auf den Boden. Da man so eine Beere leicht übersehen und deshalb drauftreten kann, was einen hässlichen Fleck auf dem Boden hinterlässt, wollte ich sie gleich aufheben. Ich erhob mich also, kroch unter den Tisch und um den Tisch herum und sah sie hinter einem Tischbein liegen. Sehr erfreut darüber setzte ich mich wieder an den Tisch und aß weiter. Erst allmählich stellte sich das Gefühl ein, dass irgendetwas nicht stimmte, und endlich erinnerte ich mich an die Johannisbeere, die hinter dem Tischbein lag. Also bin ich wieder auf die Knie und um den Tisch herum gekrochen, den Spruch meiner Mutter abspulend: Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben.

Und viel öfter als früher vergesse ich meine Träume, erwische kein Zipfelchen mehr, mit dessen Hilfe ich am Morgen die Szene heranziehen kann, in der ich mich eben noch befunden habe. Und wenn ich ein schweres Herz aus dem Schlaf mitbringe, kann ich es nicht trösten, denn die Ursache dafür ist vergessen. *Die Altersvergesslichkeit zeigt an, dass sich das Wesen aus der Welt der Erscheinung zurückzuziehen beginnt* (Jünger). Oje, sag ich da nur.

Nicht nur das Gedächtnis, auch meine Hörfähigkeit hat nachgelassen. Eine Weile merkt man das ja nicht oder will es nicht merken, dann versucht man es zu ignorieren. Bis einen irgendwann ein anderes Familienmitglied darauf hinweist, dass man wohl schlecht höre. Man ist empört, findet das eine bösartige Unterstellung, einen aggressiven Angriff, doch irgendwann muss man einsehen, dass es wohl stimmt, denn oft ergibt das, was man hört, keinen rechten Sinn mehr, weil es mit so komischen Wörtern durchsetzt ist.

Manchmal ist das lustig. Eines Abends sitzen mein Ehemann und ich auf der Couch und lesen, und rechts von ihm und links von mir steht jeweils eine Tasse mit Tee. Die noch gut volle Teekanne steht auf dem Tisch zwei Schritte vor uns. Als wir fast gleichzeitig in eine leere Tasse schauen, sagt mein Ehemann: *Und wer holt jetzt die Däddamaria?* Ich frage mich, wer oder was *die* *Däddamaria* ist und wozu wir sie brauchen, deshalb: *He? Was für’ne Däddamaria?* Er erhebt sich aufstöhnend, holt *die Teekanne rüber* und schenkt uns nach.

Manchmal ist das weniger lustig. Eines Morgens, nachdem uns die drei Studenten über uns eine unruhige Nacht beschert haben, sagt mein sich vom Frühstückstisch erhoben habender Ehemann, schon halb mit dem Rücken zu mir auf dem Weg in die Küche: *Eigentlich fluhe wenn Dussidassi*. Ich folge ihm, stelle mich mit in die Hüften gestützten Händen vor ihn hin und stelle ihn zur Rede, das heißt, ich bitte ihn streng um Wiederholung des Gesagten. Er wiederholt es, spricht es mir laut und deutlich vor: *Eigentlich halten die Ruhe, wenn die Tussi* (Freundin des einen) *da ist.* Die Lautstärke seiner Aussage und die überdeutliche Artikulation machen mich wütend. Ich schreie ihn an, er solle mich nicht wie einen Deppen behandeln, er solle doch bitte *einfach* *normal* mit mir reden. Jetzt ist die Stimmung zwischen uns eingetrübt.

Diese Wut ist angeblich typisch für Schwerhörige. Schwerhörigkeit ist peinlich, ist peinlicher als schlechtes Sehen. Ein Schwerhöriger behindert die verbale Kommunikation durch unangemessenes Schweigen, unpassende Antworten oder häufiges Nachfragen und wird deshalb wohl schon einmal für dumm gehalten, während man den fehlsichtigen Brillenträger eher mit Klugheit in Verbindung bringt. Aber auch wenn einer keine Brille trägt und eine in der Ecke abgestellte Tasche aufgrund seiner Kurzsichtigkeit für ein Hündchen hält, das dort liegt und schläft, findet man das nett und erheiternd und man klärt ihn gerne auf, während es einem irritiert, wenn einer aufgrund seiner Schwerhörigkeit als einziger über einen Witz nicht lacht und deshalb ratlos und etwas dümmlich in die Runde schaut, und man hat keine Lust, den Witz ein zweites Mal zu erzählen. Weshalb nun vielleicht auch der Schwerhörige irritiert bis verärgert ist.

Überhaupt ist schlecht zu sehen nicht nur ein Verlust, unter bestimmten Gesichtspunkten kann man es sogar zu einer Bereicherung umdeuten. Kürzlich, in der kleinen Stadt, befand ich mich in einem etwas schummrigen Lokal, schummrig jedenfalls für meine alten Augen. Ich stand mit Bekannten an der Theke, wir tranken Bier (ich nur ein kleines) und plauderten. Nebenbei schaute ich mich um und entdeckte an einem Tisch eine Rothaarige. Leicht vorgebeugt unterhielt sie sich mit ihrem Gegenüber, dabei schob sie mit geübtem Handgriff ihre schulterlange Mähne aus dem Gesicht, so dass ich kurz ihr perfektes Profil sah. Sie redete und gestikulierte und schob immer wieder ihre Haare nach hinten. Rothaarige sind in der Gegend selten, schöne Rothaarige noch seltener, aber schön war sie, erstaunlich schön. Doch jetzt kommt das Spannendste: als ich wieder einmal hinschaute, saß da ein Mann mit Glatze und Brille. Ja, ist das die Möglichkeit?! Ich schaue weg und wieder hin: da sitzt die Rothaarige. Ich schaue weg und wieder hin: da sitzt der Mann mit Glatze und Brille. Ich schaue weg, ich schaue hin, ich schaue weg, ich schaue hin und abwechselnd sehe ich die beiden: einmal den Mann mit Glatze und Brille und dann wieder die Rothaarige. Bald durchschaue ich die Sache und kann die Rothaarige ohne wegzuschauen in den Mann mit Glatze und Brille verwandeln und umgekehrt. Und weil ich Psychologie studiert habe, weiß ich nun, dass ich es hier mit einem Wahrnehmungsphänomen zu tun habe, mit einer sogenannten Kippfigur. Das berühmteste, allerdings zweidimensionale Beispiel dazu ist *Frau und* *Schwiegermutter*, man findet es in zahlreichen Lehrbüchern zur Wahrnehmungspsychologie (Vernon). Dass ich begünstigt durch meine Kurzsichtigkeit aus ein und denselben Hinweisreizen zwei Bilder ziehen kann – Mann mit Glatze und Brille *und* schöne Rothaarige –, erlebe ich als eine Erweiterung meiner visuellen Wahrnehmung; ich sehe mehr als der gewöhnliche Scharfseher. Vielleicht geschehen auf ähnliche Art auch jene wunderbaren Verwandlungen, da einem Strauch eine Waldfrau entsteigt, die sich zu gegebener Zeit wieder in den Strauch zurückzieht. Kennt man solches nicht aus der Mythologie?

Abgesehen von quantitativen Verminderungen haben sich auch die Qualitäten des Hörens und des Sehens verändert. Als Kind und noch als Jugendliche taten mir Geigenklänge weh, sie kamen bei mir meistens als unangenehm hohes Gejammer an. Erst mit zunehmendem Alter hörte ich sie runder und voller, und als ich um die Vierzig war, schenkte mir Gidon Kremer mit seinen Interpretationen der Polkas und der Walzer von Lanner und Strauß zu ihrem Wohlklang noch ihre herrlich schmalzige Ironie. Und als Jugendliche war mir Rot zu grell, eine ordinäre aufdringliche Farbe. Mittlerweile spaziere ich schamlos in Rot einher, fühle mich davon belebt. Aus solchen Erfahrungen folgere ich, dass der Geschmack auch abhängig ist von dem, was man mit seinen Sinnesorganen wahrnimmt, und dass die Aussage, dass man über Geschmack nicht streiten könne, schon von daher wahr ist.

Früher war mein Körper geschmeidiger. Wenn ich heute durch die Wohnung gehe, stehen mir Möbel im Weg, weichen nicht aus, stoßen mir blaue Flecken. Ich beschimpfe sie – *blöder Stuhl*! – wie das Kinder tun, Animismus nennt man diese Personifizierung der Dinge. Nachgelassen haben auch meine feinmotorischen Fähigkeiten, die Geschicklichkeit und die Kraft in den Fingern. Ich habe Schwierigkeiten mit Verschlüssen, zuerst krieg ich sie nicht auf und dann krieg ich sie nicht zu. Kürzlich musste ich den Schaffner im Zug bitten, mir meine Wasserflasche zu öffnen.

Seit einiger Zeit schon schaue ich, wenn es sich vermeiden lässt, nicht mehr in den Spiegel. Vor allem am Morgen möchte ich mein Gesicht nicht sehen, das würde mir den ohnehin meist mäßigen Elan für den Tag gänzlich verderben. Und mit Brille schau ich gar nicht mehr in den Spiegel. Wenn ich mir im Waschraum der Oper, wo sich die Waschbecken vor dieser riesigen Spiegelwand befinden, die Hände wasche, schaue ich nach unten oder an mir vorbei. Mit diesem Vermeidungsverhalten kann man sich die Illusion einer gewissen Jugendlichkeit noch eine Weile aufrecht erhalten. Aber Vorsicht, dass es einem nicht ergeht wie Goethe, der im Alter von vierundsiebzig Jahren um die neunzehnjährige Ulrike von Levetzow warb, ihr einen Heiratsantrag zukommen ließ. Wobei ich glaube, wir Frauen sind nicht gefährdet einen solchen Unsinn zu machen, denn wir wissen, dass unsere Chancen für eine erfolgreiche Anwerbung eines Neunzehnjährigen, selbst wenn wir Millionärinnen wären, gleich Null sind.

Seltsam, dass man ab einem bestimmten Alter innerhalb eines Jahres so sichtbar älter wird wie früher innerhalb eines Jahrzehnts. Ich weiß das wohl, will es aber lieber nicht sehen. Andererseits, wenn mir jemand sagt, ich sähe blendend aus, werde ich misstrauisch und denke mir, dass derjenige kurzsichtig, weitsichtig oder sonst irgendwie fehlsichtig oder ein übler Schmeichler ist.

Schlechter hören, schlechter sehen, schlechter aussehen und manches schlechter begreifen – bezüglich des persönlichen Bereichs ist eine gewisse Nostalgie also durchaus berechtigt.

Der elektronischen Technik, den digitalen Medien, stehe ich verblüfft und weitgehend verständnislos gegenüber. Die Leute, die immer *online* sind, die gesenkten Hauptes auf ihr Smartphone starren und es bewischen, die junge Blondine, die an mir vorbei stöckelt und aufgekratzt ins flache Kästchen zwitschert – *in der Sparte junger Führungskräfte* saust als Satzfetzen an mir vorbei –, sie kommen mir verrückt vor. Sind sie es oder bin ich zurückgeblieben? Und obwohl ich meine Bücherstapel und den Staub in unserer Wohnung damit vermindern könnte, wehre ich mich gegen elektronische Bücher. Ich will blättern, ich will Papier ertasten und riechen, ich will Textstellen anstreichen, ich will an die Ränder schreiben. Selbst Hörbücher mag ich nicht, denn ich möchte den Ton der Sprache selbst bestimmen und den Text jederzeit zum Nachsinnen unterbrechen können. Ich möchte mit dem Buch auf dem Schoss dasitzen und dem Klang der Wörter und Sätze hinterher lauschen, sie verkosten, ihren Sinn abwägen. Und ich möchte mir Textstellen notieren, in denen eine *Siebenundzwanzig* oder ein *Taschentuch* oder ein österreichischer Ausdruck wie *Schlampadatsch* vorkommt, denn wie Sie vermutlich schon wissen, sammle ich diese Wörter. Warum und wozu? Ein Spiel ist’s ohne erkennbaren tieferen Sinn.

Zum Alter gehört die Rückschau. Szenen aus meiner Kindheit drängen sich heran. Banale Szenen aus dem Alltag laufen wie ein Film vor mir ab, und weil ich darin eine Rolle habe, sehe und höre ich nicht nur, sondern ich schmecke und rieche auch. Da stehe ich in der Küche an der Seite meiner Mutter. Sie fischt die zu einem Röhrchen gebogene Zimtrinde aus dem frisch gekochten, noch warmen Apfelkompott und reicht sie mir herunter. Ich stecke mir das Röhrchen wie eine Pfeife in den Mund, lehne den Kopf nach hinten und lutsche es aus. Wenn ich mir heutzutage ein Apfelkompott koche, vergesse ich nie ein *Zimtröhrl* hineinzutun und es nachher herauszufischen und auszulutschen. Dabei schaue ich mir den alten Film an und genieße den wunderbaren Geschmack meiner Kindheit.

Zum Alter gehört auch die Rückschau in einem ganz anderen Sinn. Wenn ich im Buch meines Lebens blättere – manchmal ganz profan in einem Fotoalbum – stoße ich auf Abzweigungen, die ich hätte nehmen können. Oder sollen? An diesem Punkt tritt die Vergangenheit mit *Hätte-ich* und *Wäre-ich* an mich heran. Hätte ich meinen Lehrerberuf weiter ausgeübt, hätte ich heute *eine schöne Pension*. Wäre ich nach dem Studium nicht an der Universität geblieben, lebte ich heute vielleicht in Wien. *„Hätte“ und „wäre“ sind die grammatikalischen Formen unserer unfruchtbarsten Reue* (Werfel).Aber nein, Reue empfinde ich nicht, doch hier und da ein leichtes Bedauern, eine Möglichkeit nicht ergriffen, sie damals vielleicht gar nicht begriffen zu haben. Freilich könnte es auch sein, dass ich diese Möglichkeit gar nicht gehabt habe, dass es mir nur im Nachhinein so scheint als hätte ich. Aber wie auch immer – ich habe mich für einen Wohnort entschieden, ich habe mich für einen Beruf entschieden und damit andere Wohnorte und Berufe ausgeschlossen. Es führt eben nur ein Weg durch die Fülle der Möglichkeiten und an schlechten Tagen drängen sich Alternativen als möglicherweise verpasste Wege auf. *Wie mein Leben wohl aussehen würde, wenn ich „alles richtiggemacht“ hätte* (Sargnagel)? Aber habe ich tatsächlich eine Wahl gehabt? Oder bin ich äußeren und/oder inneren Zwängen gefolgt? Das hieße dann ja, alles ist gekommen, wie es kommen musste. Also passt es auch.

Zur Rückschau gehören auch Menschen, denen man unterwegs begegnet ist und die einem aus unterschiedlichen Gründen wieder verlorengegangen sind. Ich vermisse Hans, der schon lange im Jenseits weilt, und ich vermisse meine Nachbarin in der Alten Straße, die fortgezogen ist. Oft bin ich durch den Gartenzaun zu ihr geschlüpft und wir haben auf der Hofterrasse das Rauchen zelebriert. Ihr Ehemann hat uns heimlich vom Fenster aus fotografiert, und der meine hat, wenn ich wieder in der Thorburg auftauchte, an mir gerochen und die Nase gerümpft. Allein rauche ich nicht gerne, freue mich, wenn mich ein Besucher dazu verführt. Nichtraucher sein ist nämlich ein wenig fad, denn *was macht man dann in diesen ganzen Momenten, in denen man eine rauchen könnte?* Liebe Stefanie Sargnagel, in diesen Momenten stehe ich verloren herum oder *sitze nur grausam da* (Mayröcker).

Aber nicht nur andere Menschen sind mir verloren gegangen. Manchmal sagt jemand zu mir: Das hast du gesagt, dies hast du getan. Weißt du noch? Ich weiß es nicht mehr, ich wundere mich und ich stelle fest, dass mir Teile von mir anscheinend auch verlorengegangen sind.

Fünfundsechzigplus, eine Umschreibung. Gebe ich mein exaktes Alter an, kommt es mir vor wie das Eingeständnis einer Schuld, der Schuld, gealtert zu sein. Ich ziehe, gefragt nach meinem Alter, gerne ein paar Jahre ab, denn ich will das Erschrecken im Auge meines Gegenübers nicht sehen. In welcher Gesellschaft lebe ich eigentlich?

Kürzlich aber: Der Mann an der Kasse wirkt gestresst. Ich sage, keine Hektik, ich hätte Zeit, und er antwortet freundlich: *Ah, Sie haben heute einen Oma-freien Tag!* *Oma* sagt der! Mit dem Wort verbinde ich viele Falten, weiße Löckchen, beige Bluse, beige Jacke, braune Hose, braune halbhohe Schuhe. Seh’ ich so aus? Ich ärgere mich. Da bin ich empfindlich. Einmal hat mich einer als *ältere Dame* bezeichnet. Ich eine ältere Dame? Hütchen Spitzenkragen Spitzenhandschuhe Handtäschchen Lavendelparfüm Stimmchen Trippeln Kaffeetässchen, abgespreiztes Fingerchen, Knabbern an einem Keks. Nein! Ich will keine *Oma* und keine *ältere Dame* sein, lieber wär ich eine alte Hexe, die wachen Auges mit zerzausten Haaren auf ihrem Besen dahinsaust und sich mit ihrem garstigen Liebhaber vergnügt bis zu der Stunde, da die schwarzen Katzen wieder heimlaufen.

Fünfundsechzigplus, was wünsche ich mir noch? Selbstverständlich Gesundheit, zumindest Schmerz-Freiheit und dass ich bei Verstand bleibe. Und mit Janosch gesprochen: mich nie mehr ärgern und fürchten, *das Leben langsam und fröhlich auslaufen lassen, zusehen wie der Gevatter Tod kommt und wir uns befreunden*. Ähnliches sagt auch Ernst Jünger: *Mit zunehmendem Alter sollte sich die Freundschaft mit dem Tod festigen*. Und an anderer Stelle sagt er: *Vielleicht sind in den letzten verklingenden Akkorden noch wichtige Botschaften – Empfänge, Sendungen. Totenmasken zeigen einen Abglanz davon.* Das klingt erfreulich.Doch eigentlich bin ich jetzt noch nicht *abflugbereit* (Mayröcker), ich muss vorher noch dies und das lesen und dies und das tun und ich muss unbedingt AUFRÄUMEN.

Fünfundsechzigplus, so viele Erinnerungen! Einmal bin ich jung und schwerelos gewesen, jetzt sitze ich da, habe mich zugebaut mit Dingen und Ansichten, sollte altersweise sein und kann doch die von Immanuel Kant gestellte Frage nach dem Sinn des Menschseinsnoch immer nicht beantworten. So ist es und so wird es wohl bleiben bis zum

**ENDE**

und trotzdem *kann das Alter die Zeit unseres Glückes sein* (Jorge Luis Borges)

## Nachwort

Beim Durchlesen meines Textes wurde mir klar, wie viele Leerstellen in der Erzählung geblieben sind. An sehr vieles erinnert man sich tatsächlich nicht, anderes erscheint einem nicht erzählenswert, manches möchte man nicht erzählen. Wie man vorgeht, wenn man sein Leben in eine Erzählung fasst, veranschaulicht Hilary Mantel mit folgendem von Janet Frame übernommenen Bild: Aus einem Haufen Flicken sucht man passende heraus, um sich daraus ein Kleid zu schneidern, in dem man der Welt gegenübertreten kann. Und, so möchte ich hinzufügen, in dem man sich selbst im Spiegel anschauen mag.

Wie immer habe ich parallel zum Schreiben gelesen und so blieb es wieder nicht aus, dass ich Erlesenes in mein Erzählen eingeflochten habe. Falls Sie wissen möchten, aus welchen Büchern meine *Lesefrüchte* stammen, können Sie die folgende Literaturliste zu Rate ziehen. Und es wäre überhaupt nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie das eine oder andere Buch aus der Liste lesen würden. Lesen kann ein wunderbarer und belebender Zeitvertreib sein.

P.S.: Beim Durchlesen des Textes wurde mir auch wieder klar, dass ich nicht nur räumlich sondern auch sprachlich zwischen zwei Heimaten pendle – zwischen dem österreichischen Deutsch und dem deutschen Deutsch. Aber das ist nun einmal meine Sprache geworden und ich hoffe, sie ist trotz dieser Inkonsequenzen, die ich oft erst erkenne, wenn man mich vor allem in Österreich auf ein *falsches* *Wort* aufmerksam macht (*Es heißt* zu *und nicht* an *Ostern!*), für alle deutsch Sprechenden verständlich.

## Meine Literaturliste

Abraham a Sancta Clara: *Hui und Pfui der Welt*

Bach, Johann Sebastian: *Kaffee-Kantate*, BMV 211

Barbey, Rainer und Thomas Petraschka: *Ernst Jünger, Gespräche im Weltstaat*. Interviews und Dialoge 1929-1997

Berlin, B. & Kay, P. (1969): *Basic Color Terms. Their Universality and Evolution*

Borges, Jorge Luis: *Lob des Schattens*

Börne, Ludwig: Monographie der deutschen Postschnecke (Gesammelte Schriften: Erster Band, VII; XV)

Brandt, Jan: *Eine Wohnung in der Stadt*

Bulwer-Lytton, Edward George: *Zanoni*

Burfeind, Sophie: *Schönen Flug!* (SZ 208, 9.9.2017)

Busch, Wilhelm: *Tobias Knopp, Julchen*

Castaneda, Carlos: *Das Wirken der Unendlichkeit*

Conrady, Karl Otto: *Der Neue Conrady. Das große deutsche Gedichtbuch*

Cortázar, Julio: *Rayuela*

ders.: *Die Reden des Schlumpfes*. In: *Reise um den Tag in 80 Welten*

Dadois, Regine: *steh still zeit*

Demski, Eva: *Den Koffer trag ich selber. Erinnerungen*

dies.: *Die Geschichte von den Lügentütchen*. In: E. Maletzke (Hrsg.) *Literarische Gartenlust*

Diderot, Denis: *Jakob und sein Herr* – *oder Der Glaube an das Walten des Schicksals* Drobinski, Matthias: *Woelki sagt Nein* (SZ 221, 25.9.2017)

Eco, Umberto: *Bücher sprechen über Bücher*

Eliot, T. S.: *Das wüste Land*

Engelhardt, Jürgen (Hrsg.): Frankfurt zu Fuß. 20 Rundgänge durch Geschichte und Gegenwart (1987)

Englander, Nathan: *Der Weihnachtsrabbi. Drei jüdische Erzählungen aus New York* Fellmann, Max; Alex Rühle: *Da komme ich mir vor wie ein nicht erwischter Dieb* (SZ 40, Magazin, 5.10.2018)

Fenn, Lydia: *Wie ich das Haus meiner Eltern leer räumte*

Feyerabend, Paul: *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*

Fielding, Helen: *Schokolade zum Frühstück: Das Tagebuch der Bridget Jones*

Fromm, Erich; D. T. Suzuki; R. de Martino: *Zen Buddhismus und Psychoanalyse*.

Gassmann, Daniela: *Fremdverknallt* (SZ 284, 8.12.2018)

Gerk, Andrea: *Lesen als Medizin*

Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Der Tragödie erster Teil*

ders.: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*

Grimaud, Hélène: *Wolfssonate*

Grimm, Jacob und Wilhelm: *Irische Elfenmärchen*

Gütersloh, Albert Paris: *Sonne und Mond*

Gurdjieff, G. I.: *Beelzebubs Erzählungen für seinen Enkel*

Kümmel, Peter: *Die Geschichte ist ein Teufel* (ZEIT 18, 25.4.2019)

Henscheid, Eckhard: *Die Vollidioten. Ein historischer Roman aus dem Jahr 1972*

Herbst, Alban Nikolai: *Wolpertinger oder das Blau*

ders.: *Meere*

ders.: *Traumschiff*

Herl, Michael: *Heimatkunde Frankfurt*

Hesse, Hermann: *Einst vor tausend Jahren*

Hoffmann, E.T.A.: *Die Elixiere des Teufels*

Holzegger, Reinhard: *Die* *Sechs Pilger*

Homer: Ilias (3/385ff; 4/78ff)

Illinger, Patrick: *Und wieder zittert der Kosmos* (SZ 137, 16.6.2016)

Illouz, Eva: *Die neue Liebesordnung: Frauen, Männer und Shades of Grey*

James, EL: *Shades of Grey*. Band 1: *Geheimes Verlangen*

Janosch: *Polski Blues*

ders.: *Cholonek oder Der liebe Gott aus Lehm*

ders.: *Gastmahl auf Gomera*

Jonasson, Jonas: *Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand*

Jung, Carl Gustav: *Erinnerungen Träume Gedanken*

Jünger, Ernst: *Annäherungen – Drogen und Rausch*

ders.: *Siebzig verweht I*

ders.: *Siebzig verweht II*

Kingston, Karen: *Feng Shui gegen das Gerümpel des Alltags*

Kurzeck, Peter: *Vorabend*

Langhelle, May B.: *Natürlich schönes Fest*

Liksom, Rosa: *Abteil Nr.6*

Lindgren, Astrid: *Die Kinder aus Bullerbü*

Mann, Thomas: *Joseph und seine Brüder*

Mantel, Hilary: *Von Geist und Geistern*

Mayröcker, Friederike: *Pathos und Schwalbe*

dies.: *Ich sitze nur GRAUSAM da*

Menuhin, Diana: *Durch Dur und Moll*. Mein Leben mit Yehudi Menuhin

Milne, A. A.: *Winnie-the-Pooh*

Niehoff, M.: *A Dream which is not Interpreted is like a Letter which is not Read*. (Journal of Jewish Studies 43, 1992)

Pamuk, Orhan: *Istanbul. Erinnerungen an eine Stadt*

ders.: *Schnee*

Proimos, James: *12 things to do before you crash and burn*

Rüschemeyer, Georg: *Die sieben Todsünden der Psychologie* (FAS 18, 7.5.2017)

ders.: *Jede Studie ein Volltreffer* (FAS 39, 29.9.2013)

Saalfeld, Martha: *Pan ging vorüber*

Safranski, Rüdiger: *Goethe und Schiller. Geschichte einer Freundschaft*

ders.: *Goethe. Kunstwerk des Lebens*

ders.: *Schopenhauer. Die wilden Jahre der Philosophie*

Sargnagel, Stefanie: *Fitness*

Schneider, Susanne: *Du meine Tüte!* (SZ Magazin 49, 6.12.2019)

Schwanitz, Dietrich: *Bildung*

Sedlaczek, Robert: *Wenn ist nicht würdelos*

ders.: *Das österreichische Deutsch*

Sterne, Lawrence: *Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys* (übersetzt von Rudolf Kassner)

ders.: *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* (übersetzt von Michael Walter)

Strasser, Ute Stefanie: *Feenthal*

dies.: *Thorburg*

Strasser-Köhler, Ute: *Der Erwerb allgemeiner Farbnamen bei Kindern: Eine Rekapitulation evolutionärer Farbnamenerwerbsstufen?* (Dissertation)

Stewart, Ian: *Die Zahlen der Natur.* *Mathematik als Fenster zur Welt*

Taschner, Rudolf: *Woran glauben. 10 Angebote für aufgeklärte Menschen*.

Tauber, Anna E.: *Parachutisten im Garten.* In:Maletzke, Elsemarie (Hrsg.): *Literarische Gartenlust*

Thomann, Jörg: Tage unseres Lebens. (FAZ 40, 9.10. 2016)

Tolstoi, Leo: *Kindheit Knabenjahre Jugendzeit*

Vernon, M. D.: *Wahrnehmung und Erfahrung*

Wagner, Bernd: *Die Sintflut in Sachsen*

Wagner, Jan: *Regentonnenvariationen*

Watts, Alan: *In My Own Way*

Wedemeyer, Juliane von: *Lächelzwang* (SZ 28, 3.2.2018)

Weiß, Konrad: *Die kleine Schöpfung*

Weiss, Peter: *Abschied von den Eltern*

Werfel, Franz: *Der veruntreute Himmel*

Wolf, Christa: Ein Tag im Jahr (1960-2000)

Winkler, Josef: *Lass dich heimgeigen Vater, oder Den Tod ins Herz mir schreibe*

Zychlinski, Rajzel: *die lider*. *Die Gedichte* 1928-1991

FAZ = Frankfurter Allgemeine Zeitung

FAS = Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

SZ = Süddeutsche Zeitung

ZEIT = DIE ZEIT

## Danksagung

Ich danke allen meinen Lesern, die sich einen *dritten Band* gewünscht und mich dadurch zu der belebenden Tätigkeit einen zu schreiben motiviert haben, und ich danke dem Tirom-Verlag, der nun die Herausgabe übernommen hat.

Ich danke meinem Ehemann, der nicht nur Stoff geliefert sondern den Text auch geduldig und wohlwollend begleitet hat, und einen herzlichen Dank an meinen Schwiegersohn Nick Heyworth, der so freundlich war, den Text zu lesen und mich auf Fehler aufmerksam zu machen.

Ute Stefanie Strasser erzählt von ihrem Leben.

Ute Stefanie Strasser ist kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in einem kleinen Seitental von Judenburg geboren. Von der in diesem „Graben“ erlebten buntschillernden, uns heutzutage fremdartig anmutenden Kindheit erzählt sie in *Feenthal.*

Mit acht, im Spätsommer vor dem dritten Schuljahr, zieht sie mit ihren Eltern „hinaus in die Stadt“, die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren noch ein äußerst lebendiger Ort war. Von den dort verbrachten Jahren mit ihren pubertären Nöten bis hin zu Ehe, Kind, Berufsausbildung und Scheidung erzählt sie in *Thorburg*.

Sie verlässt ihre Heimatstadt und arbeitet als Lehrerin im Mürztal und in Wien, doch bald zieht es sie weiter, hinaus in die große Welt. Und wie es ihr dort erging und noch ergeht und wie es um ihre Heimkehr in die kleine Welt steht, das erzählt sie sehr abwechslungsreich im nun vorliegenden Band *Gutleut*.